

Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur
der böhmischen Länder
A Journal of History and Civilisation
in East Central Europe

Herausgegeben
im Auftrag des Collegium Carolinum
von Ferdinand Seibt und Hans Lemberg

in Verbindung mit Karl Bosl, Peter Burian,
John M. Clifton-Everest, Winfried Eberhard, Horst Förster,
Rudolf Jaworski, Heinrich Georg Kosta, Richard Plaschka,
Walter Schamschula, Georg R. Schroubek, Helmut Slapnicka,
Stanley B. Winters

Band 31

Heft 2

1990

INHALT

AUFSÄTZE

- Krzenck, Thomas: Eine Stauferin am Prager Hof: Kunigunde von Schwaben
(1202–1248) 245
- Lundt, Bea: Eine vergessene Přemyslidenprinzessin. Neue Frageperspektiven und
Forschungsergebnisse 260
- Kejř, Jiří: Ursprung und Entwicklung von Stadt- und Marktrecht in Böhmen und
Mähren 270
- Čechura, Jaroslav: Die Bauernschaft in Böhmen während des Spätmittelalters.
Perspektiven neuer Orientierungen 283

II

MITTELEUROPA AN DER SCHWELLE DER NEUZEIT

Kubinyi, András: Stände und Staat in Ungarn in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts	312
Marosi, Ernő: Die „Corvinische Renaissance“ in Mitteleuropa: Wendepunkt oder Ausnahme?	326
Bak, János M.: The Hungary of Matthias Corvinus: A State in "Central Europe" on the Threshold of Modernity	339
Russocki, Stanislaw: An der Schwelle der Neuzeit? Politische Strukturen Polens und Mitteleuropas um 1490	350
Macek, Josef: Fürsten, Stände, Staaten Mitteleuropas. Ähnlichkeiten und Unterschiede der politischen Organisation in Böhmen um das Jahr 1490	355

MARGINALIEN

Seibt, Ferdinand: Weiße Flecken	360
Schmidt-Hartmann, Eva: Geisteswissenschaften ohne Schranken: Brüner Eindrücke nach einem Jahr	372

CHRONIK

Die Publikationen des Collegium Carolinum in der Tschechoslowakei	378
Geschichte der böhmischen Länder: ein Forschungsbereich unter neuen Bedingungen (Eva Schmidt-Hartmann)	379
Der Weltkongreß für sowjetische und osteuropäische Studien 1990 (Robert Luft)	382
Ostdeutsche Kulturpflege (Norbert Englisch)	383
Robert Kalivoda † (Ferdinand Seibt)	384
Zum Gedenken an Amedeo Molnár (Winfried Eberhard)	387
Georg-Dehio-Preis	392
Anton-Gindely-Preis	392

NEUE LITERATUR

Tobin, Yishai (Hrsg.): The Prague School and its Legacy: in Linguistics, Literature, Semiotics, Folklore, and the Arts (David Short)	393
Nový, Rostislav/Sláma, Jiří: Slavníkovci ve středověkém písemnictví (Jan Skutil)	395
Staročeská kronika tak řečeného Dalimila (Peter Hilsch)	397
Veldtrup, Dieter: Zwischen Eherecht und Familienpolitik. Studien zu den dynastischen Heiratsprojekten Karls IV. Studien zu den Luxemburgern und ihrer Zeit (Ferdinand Seibt)	398
Hejnic, Josef/Polívka, Miloslav: Plzeň v husitské revoluci. Hilaria Litoměřického "Historie města Plzně", její edice a historický rozbor (Winfried Eberhard)	399
Dickson, Peter George Muir: Finance and Government under Maria Theresia 1740–1780 (Horst Carl)	401
Hartmann, Peter Claus: Karl Albrecht – Karl VII. Glücklicher Kurfürst, unglücklicher Kaiser (Harald Bachmann)	404
Drabek, Anna M./Leitsch, Walter/Plaschka, Richard G. (Hrsg.): Rußland und Österreich zur Zeit der Napoleonischen Kriege (Harald Bachmann)	404

Janko, Jan/Štrbáňová, Soňa: Věda Purkyňovy doby (Jiří Pokorný)	405
Dokoupil, Lumír: Obyvatelstvo ostravské průmyslové oblasti do sčítání 1869 (Thomas Weiser)	407
Prinz, Friedrich: Geschichte Böhmens 1848–1948 (Hans Lemberg)	408
Szarka, László: Czehország a Habsburgmonarchiában 1618–1918 (Monika Glettler)	411
Bled, Jean Paul: Franz Joseph. Der letzte Monarch der alten Schule (Peter Barton) . .	412
Merkel-Guldan, Margarete: Die Tagebücher von Ludwig Pollack. Kennerschaft und Kunsthandel in Rom 1839–1934 (Gottfried Schramm)	413
Langer, Adalbert: Männer um die österreichische Zivilprozeßordnung 1895. Zusammenspiel – Soziales Ziel (Helmut Slapnicka)	414
Glatz, Ferenc/Melville, Ralph (Hrsg.): Gesellschaft, Politik und Verwaltung in der Habsburgermonarchie 1830–1918 (Wolfgang Kessler)	415
Lemberg, Hans/Litsch, Karel/Plaschka, Richard G./Ránki, György (Hrsg.): Bildungsgeschichte, Bevölkerungsgeschichte, Gesellschaftsgeschichte in den böhmischen Ländern und in Europa (Jörg K. Hoensch)	417
Stourzh, Gerald: Wege zur Grundrechtsdemokratie. Studien zur Begriffs- und Institutionsgeschichte des liberalen Verfassungsstaates (Eva Schmidt-Hartmann) . .	419
McDermott, Kevin: The Czech Red Unions, 1919–1929: Their Relations with the Communist Party and the Moscow Internationals (Nancy M. Wingfield) . . .	420
Kvaček, Robert: Obtížné spojenectví. Politicko-diplomatické vztahy mezi Československem a Francií 1937–1938 (Bernard Michel)	421
Teichová, Alice: Kleinstaaten im Spannungsfeld der Großmächte. Wirtschaft und Politik in Mittel- und Südosteuropa in der Zwischenkriegszeit (Karel Kühnl) . . .	423
Šmoldas, Zdeněk: Českoslovenští letci v boji proti fašismu (Peter Heumos)	424
Tilkovszky, Loránt: A Szlovákok történetéhez Magyarországon 1919–1945 (Monika Glettler)	426
Wagnerová, Alena: 1945 waren sie Kinder. Flucht und Vertreibung im Leben einer Generation (Pavel Škorpil)	427
Goldstücker, Eduard: Prozesse. Erfahrungen eines Mitteleuropäers (Stefan Bauer) .	428
Jičínský, Zdeněk: Vznik České národní rady v době Pražského jara 1968 a její působení do podzimu 1969 (Martin Schulze Wessel)	430
Šnejdárek, Antonín/Mazurová-Chateau, Casimira: La nouvelle Europe centrale (Wolfgang Kessler)	431
Rothschild, Joseph: Return to Diversity. A Political History of East Central Europe Since World War II (Eva Schmidt-Hartmann)	432
Batt, Judy: Economic Reform and Political Change in Eastern Europe (Petr Přibík) . .	434
Dahrendorf, Ralf: Reflections on the Revolution in Europe (Eva Schmidt-Hartmann)	435
Schöpflin, George/Wood, Nancy (Hrsg.): In Search of Central Europe (Martin Schulze Wessel)	436
KURZANZEIGEN	439
SUMMARIES	463
RÉSUMÉS	467
RESUMÉ	471
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	475
MITARBEITER DES HEFTES	477

IV

BOHEMIA. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder erschien von Jahrgang 1 (1960) bis 20 (1979) als: BOHEMIA. Jahrbuch des Collegium Carolinum. Begründet und bis Jahrgang 25 (1984) herausgegeben von Karl Bosl.

Redaktion: Eva Schmidt-Hartmann, Collegium Carolinum, Hochstraße 8/II, 8000 München 80.

Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Rezensionsexemplare und Zuschriften sind an die Redaktion zu richten.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet. Werden von einzelnen Beiträgen oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsstücke im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und dienen diese gewerblichen Zwecken, ist dafür eine Vergütung gem. den gleichlautenden Gesamtverträgen zwischen der Verwertungsgesellschaft Wissenschaft GmbH (ehemals Inkassostelle für urheberrechtliche Vervielfältigungsgebühren GmbH), 6000 Frankfurt/Main, Großer Hirschgraben 17–21 und dem Bundesverband der Deutschen Industrie e. V., dem Gesamtverband der Versicherungswirtschaft e. V., dem Bundesverband deutscher Banken e. V., dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband und dem Verband der privaten Bausparkassen e. V., an die VG Wissenschaft zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen. Erfolgt die Entrichtung der Gebühren durch Wertmarken der VG Wissenschaft, so ist für jedes vervielfältigte Blatt eine Marke im Wert von DM 0,40 zu verwenden.

Bezugsbedingungen: Pro Jahr erscheint ein Band in zwei Hefen. Einzelheft DM 40,-, Jahresabonnement DM 68,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens zwei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird. Die Lieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Empfängers. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgt nicht.

Zahlungen erbitten wir an den Verlag R. Oldenbourg (Abt. Zeitschriften) München, auf unsere Konten beim Postscheckamt München Nr. 64950-809 oder bei der Bayerischen Vereinsbank München 2 Nr. 6405215.

Hinweis gemäß § 26 Absatz 1, Bundesdatenschutzgesetz: Die Bezieher der BOHEMIA sind in einer Adresskartei gespeichert, die mit Hilfe der automatisierten Datenverarbeitung geführt wird.

Verlag: R. OLDENBOURG VERLAG GmbH, Rosenheimer Straße 145, 8000 München 80. Alleiniger Gesellschafter des Verlages ist die Firma R. Oldenbourg GmbH & Co. KG unter der gleichen Anschrift. Sie wird durch die persönlich haftende Gesellschafterin R. Oldenbourg Verwaltungs GmbH, Rosenheimer Straße 145, 8000 München 80, vertreten.

Außerdem sind nachstehende Kommanditisten beteiligt: Elisabeth Alber, Hausfrau, Rieden/Tirol; Hedwig Geupel, Hausfrau, Oberhaching; Baronin Silvia von Maydell, Hausfrau, München; Christian Krafft von Dellmensingen, Parsippany/USA; Gabriele von Bomhard, Kindergärtnerin, München; Christa von Bomhard, Sekretärin, München; Maria Freifrau von Meyern-Hohenberg, Hausfrau, München; Gräfin Inge Schönborn, Geschäftsführerin, München; Nelly Reichhold, Hausfrau, Iching; Dr. Roswitha Sieper, Oberstudiendirektorin, München; Dr. John C. Oldenbourg, Übersetzer, München; Andreas D. Oldenbourg, Rechtsreferendar, München; Thomas A. Oldenbourg, Dipl.-Kfm., München; Hanna Sychily, Hausfrau, Bad Reichenhall; Dr. Rolf-Dieter Schmid, Nürnberg; Axel Schmid, München; Wilhelm Schmid, Major a. D., Regensburg; Barbara Müller, Hannover; Emmy Oldenbourg, Private, München; Hans A. Fieser, Dipl.-Ing., Steinebach; Irmgard Fieser, Hausfrau, Steinebach; Hans Herbert Fieser, Dipl.-Kfm., Lindenfels; Heidi Fieser, Sekretärin, Salem; Reinhard Fieser, Heimleiter, Esslingen; Dr. Rudolf Oldenbourg, Verleger, München; Johannes Oldenbourg, Dipl.-Math., München; Christoph Oldenbourg, Restaurator, München; Louise Oldenbourg, Grafikerin, München; Walter Oldenbourg, Verleger, München; Eva Lange, Hausfrau, München; Dr. Helene Hahn, Ärztin, Bremen; Edith Müller, Hausfrau, Hamburg; Brigitte Reiner, Hausfrau, Haar; Heinz Reiner, Arzt, Haar; Eberhard Oldenbourg, Kaufmann, München; Eva May, Studienrätin, München; Paul Oldenbourg, Ingenieur, München; Wolfgang Oldenbourg, Kaufmann, München; Doris Kühnhackl, Lehrerin, München; Regine Oldenbourg, Geschäftsinhaberin, München; Albrecht Oldenbourg, Student, München; Gertrud Oldenbourg, Archivangestellte, Bremen; Paul Schröder sen., Den Haag; Anne Schröder, Den Haag; Thomas Schröder, Verlagskaufmann, Hamburg; Nicola Schröder, Den Haag; Paul Schröder jun., Den Haag; Brigitte Ferdt, Hausfrau, München; Inge von Negelein, Kindergärtnerin, München; Dr. Friedrich Rosenkranz, Physiker, München; Ilse Edelstein, Berlin; Dr. Karl von Cornides, Verleger, Wien; Dr. Thomas von Cornides, Verleger, München; Dr. Elisabeth Garms, Hausfrau, Rom; Hedwig Kloepfer, Private, Söchtenau; Cäcilie von Cornides, Therapeutin, Rieden/Tirol; Dr. Rudolf von Cornides, Amtsarzt, Innsbruck; Margit von Cornides, Hausfrau, Bonn; Christoph von Cornides, Volkswirt, Bonn; Gabriele Hommes, Aachen; Bankhaus H. Aufhäuser, München.

Satz, Druck und Einband: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, 8411 Kallmünz.

ISSN 0523-8587

EINE STAUFERIN AM PRAGER HOF:
KUNIGUNDE VON SCHWABEN (1202–1248)

Von *Thomas Krzencik*

Die Nachricht, daß im Jahre 1207 Kunigunde, die Tochter des deutschen Königs Philipp von Schwaben, Wenzel, dem Sohn des Böhmenkönigs Otakar Přemysl I., „in die Ehe gegeben wurde“, ist in den Quellen böhmischer Provenienz die erste schriftliche Erwähnung einer Frau, die als „Kunhuta Štaufská“ in die tschechische Geschichte einging¹. Trotz der spärlichen Überlieferung in den Quellen, namentlich den erzählenden, soll nachfolgend der Versuch unternommen werden, ein Bild dieser Herrscherin und des höfischen Umfeldes in Prag zu zeichnen.

Kunigunde von Schwaben war bereits die 16. Tochter aus einem deutschen Fürstenhause, die seit Emma, der Gemahlin Herzog Boleslavs II. (972–999), als Gattin eines böhmischen Herrschers nach Prag kam und damit beredtes Zeugnis für die engen und vielschichtigen, wengleich nicht spannungsfreien Beziehungen zwischen den Kerngebieten des Reiches und Böhmen ablegt. Die nicht nur im Reich an zahlreichen größeren und kleineren Höfen praktizierte Heiratspolitik war immer zugleich auch mit politischen Absichten verbunden, denn durch dynastische Verbindungen sollten der eigene Einflußbereich ausgedehnt, Verbündete gewonnen und Kräftekonstellationen beeinflußt werden. Unter diesen Gesichtspunkten muß auch die durch Philipp von Schwaben und Otakar Přemysl I. von Böhmen im Spätherbst des Jahres 1207 auf dem Reichstag zu Augsburg getroffene Vereinbarung gewertet werden, das eingegangene Bündnis durch eine Eheschließung ihrer Kinder zu untermauern.

Kunigunde, eine Enkelin Kaiser Friedrichs I., wurde vermutlich zwischen Januar und März 1202 wohl in Schwäbisch Hall als dritte Tochter Philipps von Schwaben (1176/77–1208) und der Irene von Byzanz (um 1181–1208) geboren. Ihr Elternhaus symbolisierte den lichten Glanz und die tiefe Tragik des staufischen Hauses. Ihr Vater entstammte dem seit 1138 in Deutschland regierenden schwäbischen Geschlecht der Staufer. Als jüngster der fünf Söhne Friedrich Barbarossas war Philipp ursprünglich zum Geistlichen bestimmt und ausgebildet worden. Als erwählter, aber noch nicht geweihter Bischof von Würzburg sollte er das den staufischen Besitzungen angrenzende Bistum und zugleich die Position der Reichskirche stärken. Nach dem Tod seines Vaters im Jahre 1190 trat Philipp aber in den Laienstand. Kaiser Heinrich VI. (1190–1197) belehnte seinen jüngeren Bruder zunächst 1195 mit Tuszien, den

¹ „1207: Sol eclipsim passus est. Eodem anno Gunegundis, filia regis Philippi, data est in matrimonium Wenceslao, filio regis Prziemysl.“ In: *Fontes rerum Bohemicarum. Tomus II. Letopisy české. Od roku 1196 do roku 1278, 283* (zitiert: FRB). – Vgl. auch Böhm er, J. F.: *Regesta imperii V. Innsbruck 1881–1882, 47.*

Mathildischen Gütern, und schließlich 1196 mit dem Herzogtum Schwaben. Heinrich VI., der, wie ein byzantinischer Zeitgenosse berichtete, „immer in Sorgen angespannt [war], wie er eine Monarchie errichten und sich zum Herrn aller Reiche ringsum machen würde“², starb bereits im Alter von zweiunddreißig Jahren in Messina an der Malaria. Noch kurz vor seinem Tod gelang es ihm allerdings, im Dezember 1196 bei den deutschen Fürsten die Wahl seines dreijährigen Sohnes Friedrich – des späteren Friedrich II. – durchzusetzen.

Philipp von Schwaben, der zunächst nur zum Regenten für seinen minderjährigen Neffen bestimmt wurde, ließ sich 1198 aber – aus der politischen Notwendigkeit heraus – im thüringischen Mühlhausen durch eine größere Zahl von Fürsten zum deutschen König wählen³. Die welfische Gegenpartei erhob Otto IV. von Braunschweig. Der staufisch-welfische Thronstreit erreichte durch die Bündnisse beider Kontrahenten mit Frankreich und England sowie das Eingreifen des Papstes eine europäische Dimension. Im Begriff, sich im Ringen um die Macht gegen Otto IV. (1175/77–1218) durchzusetzen, fiel Philipp von Schwaben am 21. Juni des Jahres 1208 in Bamberg der persönlichen Rache Ottos von Wittelsbach zum Opfer.

Zeitgenossen priesen die Güte und Milde Philipps. Der Ursberger Chronist nannte ihn „recht männlich, soweit er sich auf die Kräfte der Seinen verlassen konnte“⁴, Arnold von Lübeck stellte ihn, der „mehr durch Schlaueheit als durch Kampf zu siegen liebte“⁵, seinem Gegner Otto IV. gegenüber, „dem brüllenden Löwenwelpen, der beutegierig und kampffroh Sieg oder Untergang suchte“⁶.

Die Mutter Kunigundes, Irene, Tochter Kaiser Isaaks II. von Byzanz aus dem Hause Angelos und Witwe Rogers III. von Sizilien⁷, wurde von Heinrich VI. aus außenpolitischen Beweggründen 1195 mit Philipp von Schwaben verlobt, die Heirat fand zwei Jahre später statt. Alle staufischen Herrscher vor Philipp warben – jedoch vergebens – um byzantinische Prinzessinnen, im Falle Philipps begünstigte diesen Plan die Tatsache, daß Irene zu Palermo in deutsche Kriegsgefangenschaft geriet⁸.

Da Irene Anspruch auf den byzantinischen Thron erheben konnte, bot sich für den Weltherrschaftspläne hegenden Kaiser Heinrich VI. für kurze Zeit die Möglichkeit einer Vereinigung des byzantinischen Reiches mit dem der Staufer. Irene nahm, vielleicht bei der Krönung ihres Gatten im Jahre 1198, den Namen Maria an⁹. Über sie, die Walther von der Vogelweide 1199 als „rôse âne, ein tûbe sunder gallen“ pries¹⁰, ist nichts Bezeichnendes bekannt. Herzog Philipp waren nach der Heirat zunächst nur

² Bekker, K.: Niketas Choniates, Corpus SS. Hist. Byz. Bonn 1835, 633f.

³ Autorenkollektiv unter Ltg. von Engel, Evamaria und Töpfer, Bernhard: Deutsche Geschichte. Bd. 2. Berlin 1983, 173f.

⁴ Ursberg, Burchard von: Monumenta Germaniae Historica (zitiert: MGH), Scriptorum in us. schol., 1916, 91.

⁵ Lübeck, Arnold von, in: MGH, Scriptorum in us. schol. (1868) II, 2, 220.

⁶ Vgl. Maschke, E.: Das Geschlecht der Staufer. München 1943, 53f.

⁷ Ebenda 160, Anm. 154.

⁸ Winkelmann, E.: Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig. Bd. 1: König Philipp von Schwaben. Leipzig 1873, 29.

⁹ Ebenda 30, Anm. 2.

¹⁰ Walther von der Vogelweide. Lieder und Sprüche. Hrsg. von H. Protze. Leipzig 1982, 33.

wenige Monate an der Seite seiner jungen Gattin auf der Burg Schweinhausen bei Biberach in Oberschwaben vergönnt, dann mußte er auf Geheiß seines Bruders über die Alpen ziehen, um seinen dreijährigen Neffen aus Foligno nach Deutschland zu holen.

Aus der Ehe Philipps mit der byzantinischen Kaisertochter gingen sieben Kinder hervor. Die beiden Söhne Rainald und Friedrich verstarben noch im Kindesalter und wurden im Kloster Lorch bestattet. Die Schicksale der drei Schwestern Kunigundes dokumentieren ebenfalls nachdrücklich Größe und Verhängnis der Staufer. Die älteste Tochter, die gleich ihrer Großmutter den Namen Beatrix erhielt¹¹, wurde 1212 für wenige Tage die Gemahlin Kaiser Ottos IV., des ehemaligen Gegners ihres Vaters. Während eine weitere Tochter, die ebenfalls den Namen Beatrix erhielt¹², die Gemahlin Ferdinands III. von Kastilien und León und Mutter König Alfons' des Weisen wurde (seit 1257 dann formal deutscher König), gab man Maria¹³ dem Herzog Heinrich II. von Brabant zur Frau.

Nach der Ermordung ihres Gatten verließ Irene den Ort des grausamen Geschehens und zog sich in Begleitung des Grafen Ludwig von Württemberg auf die Burg Hohenstaufen zurück. Dort verstarb sie am 27. August des gleichen Jahres erst achtundzwanzigjährig bei einer Frühgeburt (Beatrix postuma). Noch kurz vor ihrem Tode hatte sie für die Seele ihres Gemahls eine Stiftung vorgenommen¹⁴.

Wo und wie Kunigunde mit ihren drei Schwestern nach der Ermordung ihres Vaters und dem Tode ihrer Mutter lebte, bleibt unbekannt. Berichtet wird, der Bischof von Speyer habe sich ihrer angenommen¹⁵.

Die Jahre ihrer Kindheit bleiben so im verborgenen. Ob Kunigunde dann bereits im Jahre 1216 in Böhmen weilte, als Přemysl Otakar I. seinem Sohn Wenzel mit Wissen der böhmischen Großen und mit Zustimmung des nunmehrigen Königs Friedrich II. (1212–1250), Kunigundes Veters, die Nachfolge in Böhmen sicherte, ist nicht bekannt. Auch den Zeitpunkt der Heirat mit dem etwas jüngeren Wenzel (geb. 1205) verschweigen die Quellen. Sicher ist hingegen, daß Kunigunde mit großem Gefolge, reicher Ausstattung und vielen Frauen und Mädchen an den Prager Hof kam¹⁶. Von einer dieser Begleiterinnen, einer gewissen Sybylla, ist bekannt, daß sie sich dann in Böhmen verheiratete¹⁷.

Durch ihre Heirat kam Kunigunde in eines der reichsten und ökonomisch entwickeltesten Länder des Reiches, das der Minorit Bartholomäus Angelicus in seiner Beschreibung Deutschlands aus dem Jahre 1240 als fruchtbar, gesund und überreich an Weizen und Getreide, aber auch als ungemein ergiebig an Gold, Silber, Zinn und

¹¹ Beatrix (1198–1212).

¹² Beatrix (1205–1235).

¹³ Maria (1196–1235). – Vgl. auch Mühlberger, Josef: *Lebensweg und Schicksal der staufischen Frauen*. 2. Aufl. Esslingen 1977.

¹⁴ Böhmner: *Regesta imperii* V, 51.

¹⁵ Mühlberger: *Frauen* 86.

¹⁶ „... Cum dominus Wentzeslaus rex nomine quartus Duceret uxorem, fueratque filia regis Phylippi quondam, qui natus erat Friderici, Ipsa etiam virgo Chunigundis erat vocitata, que secum multas mulieres atque puellas Duxit diversas res cum magno comitatu ...“ In: FRB II (Letopis Ždárský větší) 522 f.

¹⁷ E b e n d a 522.

anderen Metallen beschrieb¹⁸. Seit Karl dem Großen geriet Böhmen mehr und mehr in den Sog des Karolinger-, dann ostfränkisch-deutschen Reiches und später des regnum Teutonicum bzw. nachfolgend des Heiligen Römischen Reiches (Sacrum Imperium Romanum entsprechend der staufischen Reichsauffassung). Aus dem tributären Abhängigkeitsverhältnis entwickelten sich Lehnbindungen¹⁹, wobei die (formale) Zugehörigkeit Böhmens zum Reich im Mittelalter auch nicht bestritten wurde²⁰. Allerdings nahm Böhmen verfassungsmäßig seit dem 10. Jahrhundert innerhalb des Reiches – schon aufgrund der Sprache – eine Sonderstellung ein²¹, wobei die Tatsache berücksichtigt werden muß, daß der böhmische Staat von sich aus unabhängig entstanden war und seine innere Eigenständigkeit weitgehend zu bewahren vermochte. Zudem erhielt der Böhmenherzog als einziger Fürst des Reiches den Königstitel. Der deutsche König konnte in Böhmen kein Reichsgut sein eigen nennen, es gab keine Reichsministerialen, es erfolgten keine Urritte, und der deutsche Herrscher besaß in Böhmen selbst auch keine Rechtsgewalt. Im Jahre 1114 bekleidete der Přemyslidenherzog Vladislav I. das Amt eines „archipincerna“ (Erzschenks)²², dessen Inhaber im 13. Jahrhundert zu den Würdenträgern gehörte, aus deren Reihen sich das Kurfürstenkolleg herauszubilden begann. Seit dem 12. Jahrhundert verstärkten sich die Verbindungen mit den tschechischen Gebieten zunehmend, und das Königreich Böhmen gehörte dann im 14. Jahrhundert zu den tragenden Teilen des Reiches²³. In der Mitte des 12. Jahrhunderts erhielten die Beziehungen zwischen dem Reich und Böhmen neue Impulse durch das Bündnis zwischen Vladislav II. und Friedrich Barbarossa, insbesondere aufgrund der militärischen Unterstützung des Böhmenherzogs für die Italienpolitik Friedrichs I., der Vladislav daraufhin im Jahre 1158 den Königstitel verlieh. Zur Annäherung an staufische Positionen trug auch die 1153 erfolgte zweite Heirat Vladislavs II. mit Judith von Thüringen bei. Die Krönung Vladislavs am 11. 1. 1158 auf dem Hoftag zu Regensburg fand allerdings keine päpstliche Anerkennung, da sich der Papst wegen seiner fehlenden Mitwirkung bei dieser Rangerhöhung von Herrscher und Land übergangen fühlte.

Nach der Konsolidierung der innenpolitischen Verhältnisse in Böhmen unter Přemysl Otakar I. (1197–1230) verlieh Philipp von Schwaben zur Bekräftigung des politischen Bündnisses 1198 an Otakar erneut den Königstitel, der dann in der „Goldenen Sizilischen Bulle“ durch Friedrich II. am 26. September 1212 für den Přemyslidenherrscher und seine Nachkommen im „Regnum Boemie“ für erblich erklärt wurde. Der in Böhmen vom einheimischen Adel gewählte König sollte vom deutschen Herrscher anerkannt und formal bestätigt werden.

¹⁸ Mühlberger: Frauen 87.

¹⁹ Hoensch, Jörg K.: Böhmen von der slawischen Landnahme bis ins 20. Jh. München 1987, 61.

²⁰ Lexikon des Mittelalters. Bd. 2. München-Zürich 1983, 337.

²¹ Ebd. 337.

²² Neben dem Truchseß, dem Marschall, Kämmerer und Kanzler gehörte der Erzschenk zu den Würdenträgern, die im Heiligen Römischen Reich oberste Reichswürden und v. a. bei der Königskrönung Ehrenämter bekleideten.

²³ Müller-Mertens, Eckard: Kaiser Karl IV. In: Politik und Ideologie im 14. Jh. Hrsg. von E. Engel. Weimar 1982, 17.

Daß die deutsch-böhmischen Beziehungen auch am Ende des 12. Jahrhunderts und zu Beginn des folgenden saeculums von den politischen Gegebenheiten abhingen, beweist das geschickte Taktieren Přemysl Otakars I. nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI., als im Reich die Rivalität zwischen Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig um die deutsche Krone den staufisch-welfischen Thronstreit erneut mit aller Gewalt ausbrechen ließ. Zunächst auf Seiten der staufischen Partei, nutzte Přemysl Otakar I. die verworrenen Machtverhältnisse im Reich geschickt zur Festigung seiner eigenen Position innerhalb und außerhalb Böhmens, ohne sich dabei an die Stauer dauerhaft binden zu wollen. Unter päpstlichem Druck trat der Böhmenkönig 1202 zu den Welfen über, um seine 1198/1199 eingegangene zweite Ehe mit Konstanze von Ungarn durch Rom sanktionieren zu lassen, nachdem er zuvor seine erste Gattin Adele von Meißen verstoßen hatte²⁴.

Zwei Jahre später kam es zur erneuten Aussöhnung mit Philipp von Schwaben. Der Geschichtsschreiber Heinrich von Heimburg berichtet in diesem Zusammenhang: „In jener Zeit versprach der römische König Philipp seine Tochter Constancia (gemeint ist Kunigunde – Th. K.) dem Pfalzgrafen, dann aber gab er sie dem Sohn des Königs von Böhmen, Wenzel, und deswegen ermordete der Pfalzgraf (gemeint ist Otto von Wittelsbach – Th. K.) Philipp.“²⁵ In einer anderen Quelle, allerdings aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, findet sich für das Jahr 1206 folgende Notiz: „Im Jahre 1206 wurde Kunigunde die Tochter König Philipps, Wenzel, dem Sohn Przyemisl, in die Ehe gegeben.“²⁶

Ob das Eheversprechen Philipps an Přemysl Otakar, seine Tochter mit dessen Sohn zu verheiraten, nun 1206 oder 1207 gegeben wurde, kann nicht genau geklärt werden, bleibt aber – betrachtet man die Ereignisse jener Jahre – in diesem Fall auch zweitrangig²⁷. Wichtig erscheint, daß die politische Allianz eine familiäre Absicherung erhalten sollte²⁸. Nach der Ermordung Philipps von Schwaben ging Přemysl Otakar I. erneut zu Otto IV. über, um dann aber zwei Jahre später für Friedrich II. Partei zu ergreifen, der 1212 in der Sizilischen Goldbulle diese Haltung vor allem durch die Erhöhung Böhmens zum erblichen Königreich gebührend zu würdigen verstand.

Anfang Juni 1216 setzte Přemysl Otakar I. auf einer Prager Versammlung der weltlichen Großen und geistlichen Würdenträger die Wahl seines ältesten Sohnes aus zweiter Ehe zum böhmischen König – also bereits zu Lebzeiten des Vaters – durch und ersetzte damit die von Břetislav I. 1040 verfügte Senioratserbfolge durch die Primogenitur, die Friedrich II. zwei Monate später in einem Konfirmationsprivileg, in dem das Nachfolgerecht Wenzels auch von König und Reich sanktioniert wurde,

²⁴ Hoensch: Böhmen 77.

²⁵ „Isto tempore Philippus, Romanorum rex, filiam suam Constanciam promiserat dare comiti palatino, quam postem tradidit filio regis Ottakari Boemie Wenceslao, et propter hoc palatinus occidit Philippum.“ In: FRB II (Letopisové Jindřicha Heimburského) 311.

²⁶ A. d. MCCVI Kunegundis, filia Philippi imperatoris, datur in matrimonium Wenceslao, filio regis Przymisl.“ In: FRB III (Neplacha, opata Opatovského) 472.

²⁷ Für das Jahr 1207 auch: FRB III (Kronika Marignolova), 603. – Vgl. auch Bretholz, Berthold: Geschichte Böhmens und Mährens bis zum Aussterben der Přemysliden 1306. München-Leipzig 1912, 297, Anm. 1.

²⁸ Hoensch: Böhmen 78.

bestätigte. Ob die Gemahlin des jungen Böhmenkönigs zu diesem Zeitpunkt bereits am Prager Hof weilte, lassen die Quellen nicht erkennen.

Dieser politische Erfolg des Böhmenkönigs fiel in die Zeit des sogenannten „böhmischen Investiturstreites“, in dem der Prager Bischof Andreas²⁹ mit tatkräftiger Unterstützung Papst Innocenz' III. weitgehende Immunitäten in allen Fragen forderte, die mit der „libertas ecclesiae“, dem Ruf nach „Freiheit der Kirche“ zusammenhingen. Dieser bezog sich vor allem auf die Durchsetzung des kanonischen Rechts, die Ausweitung der bischöflichen Aufsichtspflicht und das Bestreben zur vollen Erhebung des Kirchenzehnts³⁰. Die kirchlichen, um eine weitgehende Unabhängigkeit vom Herrscher bemühten Reformkreise, an deren Spitze sich der Prager Bischof Andreas stellte, suchten mit päpstlicher Unterstützung eine Durchsetzung ihrer juristischen und wirtschaftlichen Forderungen zu erreichen, stießen dabei auf zum Teil erbitterten Widerstand des Königs und des Adels, die sich der Forderung des Vollzehnts heftig widersetzten. Der Prager Bischof suchten sogar als stärkste Waffe die Verhängung des Interdikts über seine Diözese – durch päpstliche Autorität legitimiert – einzusetzen (1216 bzw. 1219). Schließlich führten die langwierigen Auseinandersetzungen am 10. März 1222 zur Verkündung eines Immunitätsprivilegs für die böhmische Kirche, in dem der König auf alle bisherigen Lasten und Abgaben der kirchlichen Einrichtungen verzichtete, andererseits aber in den weltlichen Streitpunkten die alleinige Jurisdiktion des Königs sicherstellte. Der Streit endete also mit einem Kompromiß.

Das durch die Vereinbarungen von 1198 bzw. 1212 gewachsene Ansehen des Přemyslidenhauses verdeutlichen auch die dynastischen Verbindungen, die Přemysl Otakar I. für seine zahlreiche Nachkommenschaft aus erster und zweiter Ehe zustande brachte. Seine Tochter Margarethe aus erster Ehe wurde mit König Wolde mar II. von Dänemark verheiratet, die Töchter aus zweiter Ehe Judith mit Herzog Bernhard II. von Kärnten sowie Anna mit Herzog Heinrich II. von Breslau. Solche Heiratsverbindungen beweisen nachhaltig die „Internationalität“ der hochmittelalterlichen Adelsgesellschaft³¹.

Nur die Heiratspläne für seine Tochter Agnes (Anežka) standen unter keinem günstigen Stern. Der Plan, sie mit König Heinrich (VII.), dem Sohn Friedrichs II. von Staufer, zu verheiraten – Agnes weilte wohl bereits zur Erziehung am Babenberger Hof in Wien –, scheiterten ebenso wie das Vorhaben, sie mit König Heinrich III. von England zu vermählen. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zum Kaiserhaus waren andererseits ja aber durch die Verbindung des böhmischen Thronfolgers mit Kuni gunde von Schwaben gesichert. Dem spätestens 1207 betriebenen (oder auch erneuerten) Heiratsprojekt folgte am 6. Februar 1228 – und hier taucht der Name Kunigunde wieder in den Quellen auf – die Krönung Wenzels und seiner Gemahlin in Prag. Dazu

²⁹ Bischof Andreas (1215–1224).

³⁰ Seit der Errichtung des Prager Bistums im Jahre 973 wechselten sich Einheimische und Auswärtige auf dem Prager Bischofsstuhl ab. – Vgl. auch Dolezel, H.: Die Organisation der Erzdiözese Prag. In: Bohemia Sacra. Das Christentum in Böhmen 973–1973. Hrsg. von F. Seibt. Düsseldorf 1974.

³¹ Prinz, Friedrich: Böhmen im mittelalterlichen Europa. München 1984, 122.

heißt es in den böhmischen Annalen: „1228: König Wenceslaus ist mit seiner Gemahlin, der Königin Cunegunde, in der Prager Kirche vom ehrwürdigen Siegfried, dem Erzbischof von Mainz gekrönt worden, am Sonntag, an welchem gesungen wurde: Esto mihi.“³²

Verfolgt man die Quellen nach 1228, so wird deutlich, daß Kunigunde fast völlig hinter ihren Gemahl, der nach dem Tode seines Vaters als Fünfundzwanzigjähriger die Regierungsgeschäfte übernahm, zurücktrat. Die außerböhmischen Quellen erwähnen kaum mehr als ihren Namen. Fest steht, daß Kaiser Friedrich II. auf dem Augsburger Hoftag 1235 Wenzel 10 000 Mark Silber zahlte als Ablösung des Erbrechts Kunigundes auf die staufischen Allode in Schwaben. Für Wenzel war Kunigunde so also auch wegen ihrer Anteile am Herzogtum Schwaben ein Gewinn.

Der přemyslidische Hof zu Prag, an dem Kunigunde nun lebte, unterschied sich damals kaum von anderen Fürstenhöfen im Reich. An ihm ging es sicher genauso laut, bunt und prunkvoll zu, herrschte ein ähnlich hektisches Treiben zwischen Festlichkeit und Geschäft: Hofbeamte, oft weitgereiste hohe Geistliche, Gesandtschaften von deutschen Höfen, Baumeister und Künstler zur Bewältigung verschiedener Aufgaben und andere Reisende, die Prag Ansehen und Gewicht eines zum Reich gehörenden Herrschaftszentrums verliehen, hielten sich hier auf³³.

Und durch die Anwesenheit Kunigundes verstärkte sich zweifellos auch der Einfluß des Reiches, weilten doch am Hofe des freigiebigen Wenzels I. verschiedene deutsche Minnesänger³⁴. Als bedeutendster unter ihnen muß zweifellos Reinmar von Zweter³⁵ angesehen werden, der überhaupt erste bekannte Minnesänger in Diensten böhmischer Könige³⁶. Durch Reinmars Aufenthalt in Prag erscheint Böhmen nun erstmals in der deutschen Literaturgeschichte³⁷.

Reinmar, wahrscheinlich adeliger Herkunft³⁸, weilte vermutlich in den Jahren 1236–1241/42, vom Babenberger Hof in Wien kommend, in Prag. Er gilt als kritischer, der staufischen Reichsidee verschriebener Spruchdichter, der sich unter anderem gegen die Übergriffe des Papstes, die Zuchtlosigkeit und Geldgier der Geistlichkeit und andere Mißstände seiner Zeit wandte. Die „milte“ seines neuen Dienstherrn preisend

³² „1228: Wenceslaus rex consecratus est cum uxore sua Cunegunde regina in ecclesia Pragensis a venerabilis Ziffrido, Maguntino archiepiscopo, in dominica, qua cantatur: Esto mihi.“ In: FRB II, 284.

³³ Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder. Hrsg. im Auftrag des Collegium Carolinum von Karl Bosl. Bd. 1: Die böhmischen Länder von der archaischen Zeit bis zum Ausgang der hussitischen Revolution. Stuttgart 1967, 297.

³⁴ Novotný, Václav: České dějiny I/3: Čechy královské Přemysla I. a Václava I. (1197–1253) [Böhmische Geschichte]. Praha 1928, 990. – Neben Reinmar von Zweter werden Friedrich von Sonnenburg (um 1220–1275) und Meister Sigeher genannt.

³⁵ Reinmar von Zweter (um 1200 – um 1260).

³⁶ Minnesang. Středověký rytířský zpěv 12.–15. století [Minnesang des 12.–15. Jhs.]. Hrsg. v. J. Vanický. Praha 1958, 20.

³⁷ de Boor, Helmut/Newald, R.: Geschichte der deutschen Literatur von Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. 2: Die höfische Literatur. Vorbereitung, Blüte, Ausklang 1170–1250. München 1953, 418.

³⁸ Vgl. Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller. Hrsg. von G. Albrecht, K. Boetcher, H. Greiner-Mai, und P. G. Krohn. Bd. L–Z. Leipzig 1975, 202.

(„Wenzlab der milde bis in sin grab“³⁹), heißt es in einem Spruchgedicht: „Er git dem geruden guot, an im litere, er ist ein koufman alles, das ein reine herze kan begern.“⁴⁰ „Der herre ist guot, sin lant ist sam“ – mit diesen Worten schildert Reinmar seinen Gönner und dessen Land, das er sich zum Aufenthalt erkort: „Beiheim han ich mir erkorn, mer dur den herren, canne dur daz lant, doch beide sint sie guot.“⁴¹ In einem anderen Gedicht preist er die größte Zier eines Fürsten, die darin bestehe, sich der Gunst der Frauen rühmen zu dürfen, und sein Lob des idealen Herren gipfelt in den Worten: „ein künigin solt im ir houbet neigen.“⁴²

Die von Reinmar geschilderten Verhältnisse am böhmischen Hof lassen jedoch auch Eifersucht der Einheimischen gegen den deutschen Dichter und eine gewisse sittliche Verkommenheit erkennen, die Reinmar vermutlich dazu bewogen, zu Beginn der vierziger Jahre des 13. Jahrhunderts den Prager Hof wieder zu verlassen. Das Interesse des Böhmenkönigs am Minnesang ging vielleicht sogar so weit, daß er sich selbst im deutschsprachigen Minnelied versuchte. Jedenfalls zeigte der Gemahl Kunigundes eine Vorliebe für die „deutsche Kultur“, da unter anderem durch seinen Günstling Ogier von Friedberg Anschauungen und Bräuche des deutschen Rittertums am Prager Hof zur Geltung gebracht wurden⁴³. Ogier von Friedberg, der ungefähr im Jahre 1238 aus der Umgebung von Fulda nach Prag kam und das Herz Wenzels I. gewann, war wohl entscheidend an der Einführung des Turnierspiels in Böhmen beteiligt. Auch andere Adlige haben wahrscheinlich das neue Ritterspiel im Königreich der Přemysliden in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ins Leben gerufen⁴⁴. Die Quellen bezeugen die Anwesenheit weiterer deutscher Ritter am Prager Hof, so 1237 einen gewissen Andreas („Andreas miles de numero Teutonicorum“) sowie den Thüringer Ludwig von Medliz⁴⁵.

Den Hintergrund bildete dabei wohl die aktive Rolle König Wenzels I., des Verherrers des Rittertums und Mäzens vieler deutscher Minnesänger, die am Prager Hof des „guten Watzelabs“ (Wenzels) die Ideale der ritterlichen Helden besangen⁴⁶. Auch eine weitere Quelle bezeugt das Auftreten deutscher Ritter am Přemyslidenhof bzw. in Böhmen. Der Dichter Wernher der Gartenaere berichtet in seinem Gedicht „Meier Helmbrecht“, daß ein deutscher Teilnehmer der böhmischen Turniere zahlreiche tschechische Wörter heimgebracht habe⁴⁷.

Doch neben dieser höfischen Kultur bestimmte noch ein anderes Element das Leben am Prager Hof, dem Kunigunde wahrscheinlich mehr zugeneigt gewesen sein dürfte: Neben einer Frömmigkeit in franziskanischem Geist verbreiteten sich in einer

³⁹ Die Gedichte Reinmars von Zweter. Hrsg. von G. Roethe. Leipzig 1887 (Neudruck Amsterdam 1967) 49.

⁴⁰ Plaschke, R.: Reinmar von Zweter. Brünn 1878, 13.

⁴¹ E b e n d a 13.

⁴² R o e t h e: Gedichte 214.

⁴³ E b e n d a 49.

⁴⁴ Vgl. M a c e k, Josef: Das Turnier im mittelalterlichen Böhmen. In: Das Turnier im Mittelalter. Hrsg. von J. Fleckenstein. Göttingen 1985, 372.

⁴⁵ Vgl. N o v o t n ý: České dějiny 877f.

⁴⁶ M a c e k: Turnier 372.

⁴⁷ Vgl. Wernher der Gartenaere: Meier Helmbrecht. Berlin 1955, 24.

Zeit politischer Wirren und Machtkämpfe zwischen dem Kaiser und den Päpsten auch religiös-mystische Strömungen und eine Haltung der Weltabkehr⁴⁸. Von diesen Strömungen, die nicht nur in Böhmen Anhänger fanden, scheint Kunigunde ebenfalls erfaßt worden zu sein. Als im Jahre 1211 die junge ungarische Prinzessin Elisabeth (die spätere Elisabeth von Thüringen) zur Verlobung mit dem Sohn des thüringischen Landgrafen durch Nürnberg zog, blieb eine ihrer Begleiterinnen in der Stadt zurück, wandte sich einem Leben in Buße und Gottesverehrung zu und stand bald als „Rothe-rin“ (Meisterin) an der Spitze einer weitbekannten Beginengemeinschaft, die mit Gaben und Stiftungen, darunter Geschenken der Königin Kunigunde von Böhmen, bedacht wurde⁴⁹. Geistige Vorbilder für Kunigunde wurden vor allem die ihr verwandten, später heilig gesprochenen Elisabeth von Thüringen⁵⁰ und Hedwig von Schlesien sowie Klara von Assisi⁵¹. Eng verbunden fühlte sich Kunigunde wahrscheinlich auch ihrer später selig (und 1989 heilig) gesprochenen Schwägerin Agnes⁵², die nach den mißglückten Heiratsprojekten den Schleier nahm, in den Orden der Klarissinnen eintrat und in Prag vermutlich 1234 ein Stift gründete, mit dem sowohl ein Männerkloster als auch ein Spital verbunden waren⁵³.

Bei der Weihe des Klosters waren neben Wenzel I. und seiner Gemahlin Kunigunde zahlreiche Bischöfe, weltliche Würdenträger und natürlich Einwohner der sich entwickelnden Prager Altstadt anwesend. Das von Agnes gegründete Kloster steht an der Schwelle des Einzugs der gotischen Kunst in Böhmen und sollte eine Grabstätte der Přemysliden sein⁵⁴. Agnes entfaltete als Äbtissin eine rege geistliche und weltliche Tätigkeit, u. a. korrespondierte sie mit den Päpsten Gregor IX. und Innocenz IV. sowie mit der heiligen Klara⁵⁵.

Seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert kam es in Böhmen und Mähren zu einer intensiven Binnenkolonisation, einer fortschreitenden Stadtentwicklung sowie zur Entfaltung des Bergbaus. Die Gewinne aus den Gold-, Silber- und Erzvorkommen zählten zu den Haupteinnahmequellen des Böhmenkönigs. Schon vor 1188 bauten sächsische Knappen in Mies (Stříbro = Silber) Silbererz ab, um 1234 begann man

⁴⁸ Mühlberger: Frauen 88.

⁴⁹ Ennen, Edith: Frauen im Mittelalter. München 1984, 121.

⁵⁰ Unter Wenzel II. (1278–1305) entstanden in Böhmen erste Abschriften der sog. „Legenda aurea vulgo historica lambardica dicta“ des Jacob von Viraggio, die u. a. eine Vita der hl. Elisabeth enthält. Vgl. St. Elisabeth – Kult, Kirche, Konfession. Ausstellung der Universitätsbibliothek Marburg 1983 (Katalog). Bd. 7 (Bemerkungen zur schriftlichen Überlieferung der Elisabethverehrung im mittelalterlichen Böhmen, von H. B. Har der, 17 ff.). Die früheste Verehrungsstätte der hl. Elisabeth wurde das Kloster der seligen Agnes (Anežský klášter). – Vgl. Wenceslai Hagecii von Libotschan: Böhmisches Chronik. Nürnberg 1697, 425 f.

⁵¹ Klara von Assisi (1194–1253) schloß sich der Armutsbewegung des Franz von Assisi an und gründete den nach ihr benannten Klarissinnenorden. Zwei Jahre nach ihrem Tode wurde sie heiliggesprochen.

⁵² Anežka Přemyslovna (1211–1281). – Vgl. auch Mikulka, J.: Anežka Přemyslovna. Praha 1988.

⁵³ Vgl. Lexikon des Mittelalters. Bd. 1. München-Zürich 1980, 213.

⁵⁴ Soukupová-Benáková, H.: Přemyslovské Mauzoleum v klášteře blahoslavené Anežky na Františku [Přemyslidisches Mausoleum im Kloster der seligen Agnes]. Umění 24 (1976) 193 ff.

⁵⁵ Joachimová-Votočková, J.: Anežka Přemyslovna a sv. Klára. ČČH 47 (1938) 41 ff.

auch in Iglau (Jihlava) in großem Umfang mit der Silbergewinnung, wobei sich die entstehende Siedlung rasch zur größten Stadt in Mähren entwickelte und etwa 1249 ein Stadtrechtsprivileg mit der ältesten Bergrechtskodifikation in Mitteleuropa – die sowohl für die böhmisch-mährischen Bergstädte als auch für das obersächsische Freiberg und die oberungarische Bergorte verbindlich wurde – erhielt. Im Rahmen der sogenannten „deutschen Kolonisation“ – als Bestandteil wirtschaftlicher, sozialer und demographischer Prozesse auf dem ganzen Kontinent⁵⁶ – stießen Siedler aus der Oberpfalz, Oberfranken, Bayern, Österreich, dem Rheinland und Schwaben in den offenen Raum Südmährens und die kurz zuvor erschlossenen südböhmischen Bezirke um Neuhaus (Jindřichův Hradec) vor und besiedelten somit vor allem jene Gebiete, die von der vorangegangenen Binnenkolonisation der einheimischen Slawen noch nicht erfaßt worden waren⁵⁷.

Sächsische und thüringische Siedler kamen auch vom Egerland (Chebsko) und der Nordseite des Erzgebirges nach Böhmen und gründeten zahlreiche Ansiedlungen nach deutschem Recht⁵⁸. Dank der intensiven Kolonisation seit der Mitte des 12. Jahrhunderts gehörten die besiedelten Landschaften Böhmens im 13. Jahrhundert zu den am dichtesten besiedelten Gebieten Mitteleuropas: Nach der Zahl der Siedlungen und Pfarreien lebten hier durchschnittlich 16 Menschen auf einem Quadratkilometer⁵⁹.

Innerhalb der Binnenkolonisation spielten, wie in anderen Gebieten auch, die Klöster eine hervorragende Rolle. Im Zeitalter einer „monastischen Kultur“ wuchs die Zahl der Konvente: Während bis zum Jahre 1140 der Benediktinerorden in Böhmen und Mähren insgesamt 11 Klöster gründete, kamen im Zeitraum von 1140 bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts weitere 23 Klöster hinzu, wovon allein 18 auf Initiative des böhmischen Königs entstanden⁶⁰. Seit Mitte des 12. Jahrhunderts gründeten zunächst die Reformorden der Zisterzienser⁶¹ und Prämonstratenser sowie im 13. Jahrhundert die Ritterorden der Johanniter und Templer in Böhmen Niederlassungen, zu denen in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts der Deutsche Orden sowie die Kreuzherren mit dem roten Stern stießen. Die Spuren der neuen Bettelorden in Böhmen, so die Franziskaner, reichen in die zwanziger Jahre des 13. Jahrhunderts zurück. Bis 1255 waren diese der sächsischen Provinz angegliedert, so daß die Ordensoberen meist Deutsche waren. Als Berater der Äbtissin Agnes wirkten zum Beispiel Konrad von Worms und Theoderich von Kutenberg (Kutná Hora). Um 1220 entstanden in Znaim (Znojmo) und Olmütz (Olomouc) erste Niederlassungen der Dominikaner. Kirchen und Klöster sicherten sich, als Folge der sich langsam

⁵⁶ Žemlička, Josef: Století posledních Přemyslovců [Das Jahrhundert der letzten Přemysliden]. Praha 1987, 82.

⁵⁷ Ebenda 86ff. – Vgl. auch Prinz: Böhmen 149ff.

⁵⁸ Žemlička: Století 92f. – Vgl. auch: Deutschland in der Feudalepoche von der Mitte des 11. Jahrhunderts bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Hrsg. von Leo Stern und Horst Gericke. 2., überarb. Aufl. Berlin 1978, 213.

⁵⁹ Petráň, Josef a kol.: Dějiny hmotné kultury [Geschichte der materiellen Kultur]. Bd. 1. Praha 1985, 234f.

⁶⁰ Ebenda 249.

⁶¹ Vgl. Machilek, Franz: Die Zisterzienser in Böhmen und Mähren. Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien 3 (1973) 185ff.

ausbreitenden Kirchenreform, weitere Privilegien, Immunitäten und neue Besitztitel, so daß der Gesamtbesitz der Kirche um 1250 etwa 1000 Dörfer, 600 Meierhöfe und weitere ertragreiche Rechte umfaßte⁶².

Im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts begann der Burgen- und Städtebau eine zunehmende Bedeutung zu erlangen, wobei die Führung hierbei oft die großen Klöster innehatten. Der königliche Hof der Přemysliden stand dabei in engstem Kontakt zur Bautätigkeit der Orden⁶³. So gründete Königin Konstanze, die Mutter Wenzels I., das Zisterzienserkloster in Tischnowitz (Tišnov), das als Begräbnisstätte für einige Angehörige der königlichen Dynastie dienen sollte und in dem Přemysl Otakar I. und seine zweite Gemahlin ihre letzte Ruhestätte fanden. Mit dem 13. Jahrhundert stieg die Zahl der Frauen aus den oberen Gesellschaftsschichten, die sich als Gründerinnen und Auftraggeberinnen von Kunstwerken betätigten⁶⁴. Insbesondere ein Zusammenwirken zwischen Zisterziensern und den herrschenden Přemysliden ist hier zu verzeichnen⁶⁵.

Die wenigen Urkunden, die den Namen der böhmischen Königin Kunigunde von Schwaben nennen, zeigen sie fast ausschließlich bei frommen Werken beteiligt, so bei der Stiftung des Zisterzienserklosters Marienthal (heute Ostritz, Kreis Görlitz) oder bei der Förderung der Klöster Oslavan, Tischnowitz (Tišnov) und Břevnov – der ältesten Benediktinerabtei Böhmens –, sowie bei der Ausgestaltung des Herburgsklosters in Brünn (Brno). Für den Zeitraum zwischen 1231 und 1248, also während der Herrschaft ihres Gemahls, kennen wir heute zehn (bzw. 12 – zwei existieren in doppelter Ausfertigung) Urkunden, in denen Kunigunde für zumeist geistliche Institutionen Stiftungen vornahm sowie Rechte bestätigte bzw. zusammen mit ihrem Gemahl bestätigen ließ⁶⁶. Kunigunde entschied in keiner dieser Urkunden völlig souverän. Immer wird die Zustimmung ihres königlichen Gemahls – direkt oder in einer besonderen Urkunde – zum Ausdruck gebracht.

Insbesondere mit der Gründung des Zisterzienserklosters Marienthal (claustra Vallis Sanctae Mariae) im Jahre 1234 reihte sich Kunigunde in die Reihe böhmischer Fundatorinnen ein. In der am 14. Oktober 1234 zu Prag ausgestellten Urkunde schenkte Kunigunde unter Beirat ihres Gemahls und mit Zustimmung ihrer Kinder das Dorf Seifersdorf (Syfridistorph)⁶⁷ nebst Zubehör – Äckern, Wiesen, Wäldern, Gewässern,

⁶² Hoensch: Böhmen 96.

⁶³ Kuthan, Jiří: Die böhmische Architektur des 13. Jahrhunderts als historisches und soziales Phänomen. In: Stil und Gesellschaft. Ein Problemaufriß. Hrsg. von F. Möbius. Dresden 1984, 319f.

⁶⁴ Ebenda 319f.

⁶⁵ Kuthan, Jiří: Počátky a rozmach gotické architektury v Čechách [Anfänge und Aufschwung der gotischen Architektur in Böhmen]. Praha 1983, 21.

⁶⁶ Šebánek, J./Dušková, S.: Panovníká a biskupská listina v českém státě doby Václava I. [Die herrschaftliche und bischöfliche Urkunde im böhmischen Staat zur Zeit Wenzels I.]. Rozpravy ČSAV, Řada společenských věd 71/4 (1961) 102ff.

⁶⁷ Seifersdorf lag südwestlich von Ostritz-Altstadt an der östlichen Seite der Zittau-Görlitzer Straße und wurde 1427 gleichzeitig mit dem Kloster von den Hussiten zerstört und nicht wieder aufgebaut. Das Kloster selbst wurde später im Barockstil umgebaut. – Vgl. Doehler, P. R.: Diplomatarium Vallis S. Mariae Monasterii sanctimonialium ord. cist. In: Neues Lausitzches Magazin 38 (1902) 11.

Mühlen usw.⁶⁸ – dem Zisterzienserinnenkloster St. Marienthal „zu ihrem und ihrer Eltern Seelenheil“⁶⁹.

In einer weiteren Urkunde vom 22. Februar 1238 beurkundeten König Wenzel und seine Gemahlin die auf ihrem rechtmäßigen Besitz erfolgte Gründung (fundatum) und Ausstattung (dodatum) des Zisterzienserinnenklosters St. Marienthal, welches sie der Äbtissin und den geweihten Klosterjungfrauen zu dauerhaftem Besitz übertrugen, indem sie dasselbe in ihren und ihrer Nachfolger ewigen königlichen Schutz stellten⁷⁰. Im gleichen Jahr bestätigte Kunigunde den Verkauf einiger Güter nebst Zubehör seitens des Zisterzienserklosters Buch an das Kloster St. Marienthal für 230 Mark, wobei die Kaufsumme von der Königin selbst bezahlt worden sein dürfte⁷¹.

Am 22. Februar 1239 bestätigte Wenzel I. auf Bitten seiner Gemahlin Kunigunde als Stifterin (fundatricis) zu seinem und seiner Vorfahren Seelenheil dem Kloster den Besitz weiterer Dörfer⁷².

Am 21. Januar 1244 stellte König Wenzel I. „auf fromme Bitten des Herrn und unserer Gemahlin, der berühmten Königin Böhmens Cunegundis“⁷³, dem Kloster Herburg (Mariazelle) in Brünn (Brno) eine förmliche Gründungsurkunde aus, nachdem bereits der Brünner Bürger Ulrich Schwarz den Grund gelegt und die erste Ausstattung aus dem Besitz besorgt hatte⁷⁴. Allein dessen Opferwilligkeit reichte nicht aus, um den Bestand dieser Stiftung zu sichern. Doch bald fand sich in der Königin Kunigunde eine Beschützerin des Nonnenkonvents. Nachdem noch im Jahre 1241 Wenzel I. dem Konvent das sogenannte Bergrecht und der Bischof Rüdiger von Passau betreffs der Fertigstellung der neuerrichteten Kirche eine Indulgenz verliehen hatten, veranlaßte die Königin ihren Gemahl gleichsam als Gründer des Konvent aufzutreten.

Die erhaltengebliebenen Urkunden zeigen, daß Kunigunde zugleich auch in Entscheidungen, die ihre Foundationen betrafen, eingriff; des weiteren trat sie als Exponentin des Spitals des hl. Franziskus beim Verkauf eines Landstücks an das Kloster Kladrau (Kladruby) auf, wo sie – wie es scheint – ihren Gemahl vertrat⁷⁵.

Den König vertrat Kunigunde wahrscheinlich ebenfalls bei den Verhandlungen zur Beilegung eines Streits zwischen demselben Spital und dem Deutschen Orden, denn in der entsprechenden Urkunde wird zum Ausdruck gebracht, daß die Rechtshandlung „coram nobis“ verkündet wurde⁷⁶. Unter diplomatischen Aspekten erscheint

⁶⁸ „... cum omnibus pertinentiis suis, terris cultis et incultis, viis et inviis, agris, pratis, nemoribus, aquis, molendinis et aquarum decursibus, piscationibus et cum omnibus utilitatum proventibus ...“ In: Codex diplomaticus et epistolaribus regni Bohemiae. Edidit G. Friedrich. Bd. 3. Pragae 1942, Nr. 86.

⁶⁹ „... pro remedio animarum nostrarum parentumque nostrorum“, e b e n d a.

⁷⁰ Doehler: Diplomatarium, Nr. 2.

⁷¹ E b e n d a Nr. 3.

⁷² Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae (zitiert: Regesta diplomatica). Bd. 1. Pragae 1855, Nr. 965, 447.

⁷³ „ad pias preces dominae et uxoris nostrae, gloriosae reginae Boemiae, Cunegundis nomine“, e b e n d a Nr. 1054, 521.

⁷⁴ B r e t h o l z, Berthold: Geschichte der Stadt Brünn. Bd. 1 (bis 1411). Brünn 1911, 59.

⁷⁵ Regest: Cunegundis, regina Bohemiae, vendit monasterio in Kladruby circuitum Prestice, quem Venceslaus I., rex Agneti, sorori suae, cum vendendi licentia ecclesiae et claustrum apud sanctum Franciscum construendi causa contulit, in: Regesta diplomatica, Nr. 85, 174.

⁷⁶ Š e b á n e k / D u š k o v á: Listina 103.

die Urkundentätigkeit Kunigundes insofern interessant, da in die Ausstellung der Urkunden der Königin Mitglieder der Kanzlei Wenzels in weitaus geringerem Maße eingriffen als z. B. bei der Königin Konstanze, der Mutter Wenzels. Obwohl Kunigunde mehr oder weniger die Dienste des Vyšehrad Kapitals in Anspruch nahm – in den Urkunden findet z. B. der Scholastiker Friedrich Erwähnung –, stellt ihre Urkundenemission in der Gesamtentwicklung der Kanzlei böhmischer Königinnen einen nicht zu negierenden Fortschritt dar⁷⁷.

In ihrem Eheleben scheint es Kunigunde mit ihrem Gatten nicht immer leicht gehabt zu haben. Zwar war es dem konsequent zum Nachfolger aufgebauten Wenzel nicht schwer gefallen, das Erbe seines Vaters, der ein sich nach jahrelangen Fehden konsolidierendes Reich hinterließ, sowie die Krone zu behaupten, doch vereinte der König in sich selbst Charaktereigenschaften recht widersprüchlicher Natur. Er schwankte unausgeglichen zwischen Kampfesmut und Menschenscheu, war innerlich gespalten zwischen schwermütiger Passivität und hektisch aufkommendem Tatendrang in zahlreichen grausam geführten Kriegen, insbesondere gegen den politischen Erzrivalen Österreich⁷⁸. Die langwierigen Auseinandersetzungen um Österreich brachten nicht die erhofften Machterweiterungen in Richtung Süden und führten Wenzel 1239/40 zeitweise auf die Seite der Staufergegner. Im Kampf zwischen Friedrich II. und den Päpsten nahm der Böhmenkönig anfangs eine unentschlossene Position ein. Doch sah sich Wenzel in den vierziger Jahren des 13. Jahrhunderts wegen des sich zuspitzenden Konfliktes gezwungen, eindeutige Stellung zu beziehen. Dies sollte Auswirkungen auf die innerböhmischen Verhältnisse nach sich ziehen⁷⁹.

Die Auseinandersetzungen um die Wiederbesetzung des Bistums Olmütz (Olo-mouc) hatten zur Folge, daß Wenzel durch den neuernannten Bischof Bruno von Schauenburg⁸⁰ in das päpstliche Lager gezogen wurde, während ein Teil des böhmischen Adels offen für den Kaiser Partei ergriff und den zum Thronfolger aufgerückten ehrgeizigen und ungeduldigen Sohn Wenzels und Kunigundes, Přemysl Otakar II., der staufisch gesinnt war, am 31. Dezember 1247 zum „jüngeren König“ erhob. Der Vater-Sohn-Konflikt konnte erst nach zweijährigen bewaffneten Auseinandersetzungen zugunsten Wenzels beigelegt werden, wozu die Entwicklung im Reich und der Kampf um das babenbergische Erbe in Österreich beitrugen⁸¹. Nach dem unerwarteten Tod Friedrichs des Streitbaren im Jahre 1246, der keine männlichen Erben hinterließ, war nämlich das politisch, wirtschaftlich und strategisch bedeutsame Herzogtum vakant. Durch die Heirat Přemysls mit der mehr als doppelt so alten Margarethe⁸², der Schwester des verstorbenen Herzogs und Witwe König Heinrichs (VII.), wurde der böhmischen Forderung auf das babenbergische Erbe Nachdruck verliehen.

⁷⁷ E b e n d a 103.

⁷⁸ Im Privilegium minus von 1156 war die Markgrafschaft Österreich zum selbständigen Herzogtum, in dem die Babenberger die Herrschaft ausübten, erhoben worden.

⁷⁹ H o e n s c h: Böhmen 84 ff.

⁸⁰ Bruno von Schauenburg (1245–1281).

⁸¹ Ž e m l i č k a, Josef: Odboj kralevice Přemysla v letech 1248–1249 a jeho sociální zázemí [Widerstand des Kronprinzen Přemysl in den Jahren 1248–1249 und sein sozialer Hintergrund]. ČsČH 4 (1985) 564 ff.

⁸² Gest. 1267.

So fiel auf die letzten Lebensjahre Kunigundes ein tiefer Schatten. Bereits 1241 hatte sie den Einfall der Mongolen in Schlesien, den Schlachthof Herzog Heinrichs bei Liegnitz (Legnica) und die Verwüstung des flachen Landes im Oder- und Marchtal sowie die großen Bevölkerungsverluste für Mähren erleben müssen. Zumindest ist zu vermuten, da es keine direkten Quellenerzeugnisse gibt, daß sie unter dem Eindruck dieser verheerenden Ereignisse gestanden haben dürfte.

In seinen letzten Lebensjahren zog es ihr Gemahl vor, immer ausgedehntere Zeiteabschnitte in für ihn eigens erbauten, abgelegenen Burgen mit nur wenigen Begleitern zu verbringen und war deshalb auch oft nicht erreichbar. Seine Hauptleidenschaft war die Jagd, deren Vergnügen ihn oft länger an die in den Wäldern gelegenen Burgen Pürglitz (Křivoklát), Tyrov (Teyřov) und Angersbach fesselte, als es dem König nützlich und seinen Untertanen lieb war. Auf der Jagd büßte er auch einst ein Auge ein und erhielt deshalb in der böhmischen Geschichte den Beinamen „der Einäugige“ (monoculus)⁸³. „Darnach begunde aber der furste mit den hunden zcu iagen vand syne kurzeweile czu haben, vnd vorlosz eyn auge yn dem pusche. Vnd da her das ouge vorlosz, da begunde her in dem walde czu wonen, vnd lag stetiglichen vff Burgelyns, vnd achte Prage nichtis nicht.“⁸⁴

Wenzels politische Schwankungen und seine zeitweise unentschlossene Haltung fand ihre Ursache vielleicht auch in den Familienverhältnissen. Während seine Gemahlin Kunigunde als Cousine des Kaisers sicherlich staufischen Ansprüchen nahestand, war seine Schwester Agnes, die Wenzel besonders schätzte, eher der päpstlichen Seite zugetan, ohne daß sich in den Quellen wiederum ein gespanntes Verhältnis zwischen Agnes und Kunigunde nachweisen ließe⁸⁵. Hinzu kam sicherlich auch der unerwartete Tod seines Sohnes Vladislav (1247). Nur das starke Band zu seiner Schwester Agnes und der Sinn für die dynastische Verantwortung halfen ihm, seine Depression zu überstehen, die Folgen und der Verlauf der politischen Ereignisse verstärkten aber seine zunehmende Menschenscheu⁸⁶.

Noch während der Kämpfe zwischen Vater und Sohn starb Kunigunde am 13. September 1248 – ob in dem durch die kriegerischen Auseinandersetzungen verwüsteten Prag oder an einem anderen Ort, wohin Wenzel vor seinem Sohn geflohen war – wir wissen es nicht. Die erzählenden Quellen sind auch hier wieder allzu wortkarg: „1248: Die Königin Cunigundis stirbt am 13. September.“⁸⁷ Das ist das letzte von dem Wenigen, was uns die böhmischen Annalen jener Zeit über Kunigunde wissen lassen⁸⁸.

Das Leben dieser böhmischen Königin läßt sich aus den vorhandenen Quellen nur sehr schwer rekonstruieren. Die wenigen erhaltengebliebenen Nachrichten in den böhmischen Annalen sowie die von ihr allein oder im Zusammenwirken mit ihrem

⁸³ Palacký, František: Geschichte von Böhmen. Bd. 2, Abt. 1 (Böhmen als erbliches Königreich unter den Přemysliden 1197–1306). Prag 1847, 97.

⁸⁴ FRB II (Die Pehemische Cronica) 288.

⁸⁵ Palacký: Geschichte von Böhmen 101.

⁸⁶ Žemlička: Století 79f.

⁸⁷ „1248: Regina Cunigundis obiit Idus Septembris.“ In: FRB II, 286.

⁸⁸ Gierach, Erich: Sudetendeutsche Lebensbilder. Bd. 1. Reichenberg 1926, 49.

Gatten ausgestellten Urkunden zeigen sie als fromme Stifterin, ohne näher in ihre Vorstellungs- und Gefühlswelt eindringen zu können. Aus der Ehe Wenzels mit Kunigunde von Schwaben gingen fünf Kinder hervor. Neben dem 1247 verstorbenen Sohn Vladislav und den drei Töchtern Božena (Beatrix)⁸⁹, verheiratet mit Markgraf Otto III. von Brandenburg, Anežka (Agnes)⁹⁰, verheiratet mit Markgraf Heinrich dem Erlauchten von Meißen sowie einer bereits im Kindesalter verstorbenen, namentlich nicht bekannten Tochter, sollte der zweitälteste Sohn als ein berühmter Přemysliden in die Geschichte eingehen: Přemysl Otakar II. (um 1233–1278)⁹¹ war der bedeutendste böhmische König vor Karl IV., der sich an der Schwelle der siebziger Jahre des 13. Jahrhunderts anschickte, im Kampf gegen Rudolf von Habsburg (1273–1291) als „rex aureus et ferreus“ auch nach der deutschen Königskrone zu greifen.

Epilog

Wenzel I. starb am 22. September 1253 auf seinem Hof Počaply bei Beroun. Die sterblichen Überreste des Königs wurden dann nach Prag überführt und im Kloster des hl. Franziskus feierlich beigesetzt. Das Grab des Königs konnte, da die historischen Quellen keine Nachricht hinterließen, in welchem Gebäude des Klosters der König seine letzte Ruhestätte fand, in archäologischen und anthropologischen Ausgrabungen bzw. Untersuchungen in den Jahren 1941 respektive 1983 ermittelt und die Identität Wenzels bestätigt werden. In unmittelbarer Nähe entdeckte man zugleich eine in ihrer Art dem königlichen Grab ähnliche Ruhestätte, über die keinerlei historische Angaben existierten. Detaillierte Analysen der die Ausgrabung leitenden Wissenschaftler führten dann zu der Feststellung, daß es sich um das Grab der böhmischen Königin Kunigunde von Schwaben handelte, die hier im ehemaligen Kloster der Klarissinnen, für das sie sich als fromme Stifterin Verdienste erworben hatte, ihre letzte Ruhestätte fand.

⁸⁹ Božena (Beatrix), gest. 1270 (1286?).

⁹⁰ Anežka, gest. 1268.

⁹¹ Vgl. Hoensch, Jörg K.: Přemysl Otakar II. von Böhmen. Der goldene König. Graz-Wien-Köln 1989. – Der Verfasser setzt das nicht feststehende Geburtsjahr Přemysls in das Jahr 1233, weil Wenzel I. kurze Zeit später im Zisterzienserkloster Sedletz (Sedlec) eine Zusammenkunft mit Herzog Albrecht I. von Sachsen-Wittenberg hatte, der die Patenschaft übernahm und einem Brauch der Zeit folgend, den wohl erst wenige Wochen alten Přemysliden sproß über das Taufbecken hielt (Hoensch: Böhmen 14).

EINE VERGESSENE PŘEMYSLIDENPRINZESSIN

Neue Fragen und Forschungsergebnisse

Von Bea Lundt

Im Jahre 1210 wird Přemysl I., dem König von Böhmen, von seiner zweiten Frau, Konstanze von Ungarn, ein zehntes Kind geboren. Nach vier Söhnen ist es nun die sechste Tochter, die auf den Namen Blažena Vilemína getauft wird. Konstanze gebiert ein Jahr später ein elftes Kind, Agnes, ihre siebente Tochter. Als Blažena 20 Jahre alt ist, stirbt ihr Vater. Ihr Bruder Wenzel I. folgt ihm auf dem Königsthron, den er 23 Jahre lang, bis zu seinem Tode 1253, innehat. Sein Sohn Přemysl Otakar II., Blaženas Neffe, tritt seine Nachfolge an. Er wird in den folgenden beiden Jahrzehnten einer der mächtigsten Reichsfürsten und bewirbt sich 1272 um den seit 1250 vakanten Kaiserstuhl. Vergeblich: zum Kaiser gewählt wird ein Jahr später Rudolf von Habsburg; Přemysl Otakar II. wird sechs Jahre später von den kaiserlichen Truppen besiegt und fällt in dieser Schlacht. Sein Sohn Wenzel ist noch ein Kind. Fern von Prag wird er erzogen. Erst fünf Jahre nach dem Tode seines Vaters besteigt er, 12jährig, als Wenzel II. den böhmischen Thron. Bis 1305 wird er regieren.

Es sind unruhige Jahrzehnte: Mongoleneinfälle bedrohen Osteuropa. Auch im Landesinneren ist das Gleichgewicht gemeinsamer Orientierung gefährdet. Der Papst verstärkt den internen Kampf um die Orthodoxie in der katholischen Kirche. Die Inquisition zur systematischen Verfolgung häretischer Strömungen wird eingerichtet. Für die Böhmen sind es aber auch erfolgreiche Jahre¹: Landesausbau und Heiratspolitik führen unter Přemysl Otakar II. zu einer gewaltigen Ausdehnung des Herrschaftsgebietes im Donauraum, Silberbergwerke und Wachstum der Städte fördern Reichtum und wirtschaftliche Entwicklung².

Was wird aus den beiden jüngsten Töchtern des böhmischen Königs, deren Kindheit durch das Erlebnis dieser Entwicklung ihres Landes geprägt gewesen sein

¹ Überblick und Bibliographie in dem entsprechenden Kapitel des Handbuches der Geschichte der böhmischen Länder. Hrsg. v. Karl Bosl. Bd. 1: Richter, Karl: Die böhmischen Länder. im Früh- und Hochmittelalter. Stuttgart 1966, 163–347. – Vgl. auch den Forschungsbericht von Seibt, Ferdinand: *Bohemica. Probleme und Literatur seit 1945*. HZ (Sonderheft 4), München 1970, 49–82 sowie als letzte Zusammenfassung des Forschungsstandes: Šmahel, František: Die böhmischen Länder im Hoch- und Spätmittelalter ca. 1050–1452. In: Seibt, Ferdinand (Hrsg.): *Handbuch der europäischen Geschichte*. Bd. 2. Stuttgart 1987, 507–520.

² Die Geschichte vom Aufstieg und Fall Otakars hat auf besondere Weise die Phantasien auf sich gezogen und in verschiedenen literarischen Texten Gestalt gewonnen. Vgl. den Überblick über die Stoffgeschichte bei Elisabeth Frenzel: *Ottokar von Böhmen*. In: *Dies.: Stoffe der Weltliteratur*. Stuttgart 1983⁶, 582–584.

muß³? Agnes, die Jüngere, setzt mit Hilfe des Papstes eine Entscheidung durch, die im Gegensatz zu dem Schicksal steht, das die Familie ihr eigentlich zgedacht hat: Sie gründet in Prag das Kloster des heiligen Erlösers, in dem zunächst fünf Klarissinnen zusammenleben. Bis zu ihrem Tode wirkt sie dort, eine hochangesehene und verehrte Äbtissin. Als heilige Agnes von Böhmen geht sie bereits im Mittelalter in das öffentliche Bewußtsein ein, die Kirche spricht sie selig⁴, und am 11. November 1989 wird sie gar als Heilige zur Ehre der Altäre erhoben – ein Vorgang, der auf Erden nicht ohne Auswirkung blieb⁵.

Und ihre um ein Jahr ältere Schwester mit dem slawischen Namen Blažena, die Selige, genannt⁶? Was wird aus der Tochter, Schwester und Tante von Königen, Schwester einer Heiligen in einer Zeit des Aufschwunges ihres Heimatlandes? Wenig wissen wir über sie. Eine kurze Umschau in Registern und auf Abstammungstabellen der einschlägigen Nachschlagewerke und Darstellungen zur böhmischen Geschichte bringt kaum Informatives zutage: Die tschechische positivistische ältere, bis heute im Detail sehr zuverlässige Gesamtdarstellung nennt zwar auf der Stammtafel der Königsfamilie ihre Lebensdaten, weiß aber nichts über ihr Schicksal zu sagen⁷. Im Register des neuesten Werkes über die Regierungszeit ihres Neffen taucht sie gar nicht auf⁸. Dasselbe gilt für weitere Standardwerke zur böhmischen Geschichte⁹. Auch in dem sehr ausführlichen Registerband des Lexikons für Theologie und Kirche ist sie nicht verzeichnet¹⁰.

Etwas anders sieht es aus, sucht man ihren Namen in der in den letzten Jahren mit mehreren Titeln erschienenen Fachliteratur zur mystischen religiösen Bewegung des 12.–14. Jahrhunderts. Peter Dinzlbacher, mit dessen Namen dieses neue Interesse im wesentlichen verbunden ist, geht in verschiedenen Veröffentlichungen, die insbesondere den Bereich der Frauenmystik im Mittelalter auf neue Weise erschließen, mehrfach kurz auf sie ein¹¹. Sein Interesse gilt einer möglichst systematischen Erschließung

³ Die Wiedergabe der gesicherten Fakten im Überblick folgt im wesentlichen der Darstellung bei Muraro, Luisa: Vilemina und Mayfreda. Die Geschichte einer feministischen Häresie. Aus dem Italienischen von Martina Kempfer. Freiburg i. Br. 1987, Zeittafel 308–311.

⁴ Muraro: Vilemina 15 f.

⁵ Polc, Jaroslav: Agnes von Böhmen 1211–1282. Königstochter, Äbtissin, Heilige. München 1989 (Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder 6).

⁶ Muraro: Vilemina 17.

⁷ České dějiny [Böhmische Geschichte]. Bd. I/1–4 bis 1271 von V. Novotný. Praha 1912–1937. Hier Band 4, Praha 1937.

⁸ Hoensch, Jörg K.: Přemysl Otakar II. München 1989.

⁹ Das entsprechende Kapitel im Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder, das sich mit ihrer Lebenszeit befaßt, nennt sie nicht. Sie fehlt auch in der Stammtafel dieses Bandes.

¹⁰ J. Höfer und K. Rahner (Hrsg.): Lexikon für Theologie und Kirche, 1957ff., Registerband 1965.

¹¹ Dinzlbacher, Peter: Europäische Frauenmystik des Mittelalters. Ein Überblick. In: Ders. und Bauer, Dieter R. (Hrsg.): Frauenmystik im Mittelalter. Stuttgart 1985, 19. Doch kann er hier nur ihren Namen nennen. Zwei Seiten widmet er der durch sie begründeten Sekte und ihren Vorstellungen in seinem Aufsatz Rollenverweigerung, religiöser Aufbruch und mystisches Erleben mittelalterlicher Frauen. In: Ders. und Bauer, Dieter R. (Hrsg.): Religiöse Frauenbewegung und mystische Frömmigkeit im Mittelalter. Köln-Wien 1988, 52f. In dem von ihm herausgegebenen Wörterbuch der Mystik (Stuttgart 1989) wird unter

des Gesamtphänomens im europäischen Raum und richtet sich auf weitgehende Vollständigkeit. Andere Neuerscheinungen behandeln ausgewählte Fragestellungen und Aspekte, die nicht um Vilemína kreisen, und erwähnen sie nicht: In der 1988 von Johannes Thiele herausgegebenen Sammlung von Einzelportraits herausragender Repräsentantinnen der religiösen Frauenbewegung sucht man ihren Namen vergeblich¹². Das wichtige Buch von Ursula Peters, das die Entstehungsbedingungen frauenmystischer Texte im gesellschaftsgeschichtlichen Kontext untersucht, befaßt sich mit anderen Regionen und geht nicht auf Italien ein¹³.

Neben zwei neueren englischsprachigen Aufsätzen¹⁴ widmet sich 1985 erstmalig eine Neuerscheinung der so oft vergessenen Frau. Die italienisch geschriebene Darstellung von Luisa Muraro liegt seit 1987 auch in einer deutschen Übersetzung vor¹⁵. Eine Dissertation der Italienerin Patrizia Costa entstand in lebhafter Diskussion mit Muraro, wie diese in ihrer Danksagung versichert¹⁶, und ist inzwischen ebenfalls publiziert¹⁷.

Neu entdeckt also, in verschiedenen Publikationen erwähnt, ist Vilemína, auch Wilhelmine oder mit ihrem italienischen Namen Guglielma genannt, keineswegs unumstritten. Einmal wird sie, wie wir gesehen haben, als Mystikerin unter den „begnadeten Frauen“ aufgeführt¹⁸, dann wieder werden ihre Anhänger vom selben Autor als „die radikalste Sekte“ unter den Gruppen bezeichnet, die sich „außerhalb der Katholizität“ begaben¹⁹. 1989 wird ihr Name im „Wörterbuch der Mystik“ nur mehr mit Verweis auf das Stichwort „Inquisition“ genannt, und ihr Fall zur Erläuterung dieses Sachverhaltes angeführt²⁰. Aus der Liste der genannten Namen unter dem Stichwort „Frauenmystik“ ist sie inzwischen gestrichen²¹. Die Einschätzung des Phänomens, das sich mit ihrer Person verbindet, ist offenbar noch wenig stabil

dem Stichwort „Wilhelmine von Böhmen“ auf den Artikel „Inquisition“ verwiesen, in dem Dinzeltbächer kurz ihr Schicksal beschreibt, während er in dem Stichwort „Frauenmystik, geschichtliche Entwicklung“ nicht auf sie eingeht.

¹² Etwa in der Neuerscheinung von Thiele, Johannes (Hrsg.): *Mein Herz schmilzt wie Eis am Feuer. Die religiöse Frauenbewegung des Mittelalters in Portraits*. Stuttgart 1988. Weder unter den 19 Portraits taucht sie auf, noch wird sie in dem einführenden Überblicksartikel genannt.

¹³ Peters, Ursula: *Religiöse Erfahrung als literarisches Faktum. Zur Vorgeschichte und Genese frauenmystischer Texte des 13. und 14. Jahrhunderts*. Tübingen 1988. Die Autorin geht auf Deutschland, Frankreich und die Niederlande ein.

¹⁴ Wesley, Stephen E.: *The Thirteenth-Century Guglielmites: Salvation through Women*. In: Baker, Derek (Hrsg.): *Medieval Women*. Oxford 1978, 289–303 und ders.: *James of Milan and the Guglielmites*. *Collectanea Franciscana* 54 (1984) 5–20.

¹⁵ Muraro: *Vilemina* erschien ursprünglich als: *Guglielma e Maifreda. Storia di un'eresia Femminista*. Milano 1985.

¹⁶ Muraro: *Vilemina*; der Literaturbericht der deutschen Übersetzung ist um die genaue Literaturangabe ergänzt.

¹⁷ Costa, Patrizia: *Interpretazioni contemporanee su un caso di spiritualità femminile eterodossa: Guglielma la Boema*. Mailand 1985.

¹⁸ Dinzeltbächer: *Frauenmystik* 18.

¹⁹ Dinzeltbächer: *Rollenverweigerung* 52.

²⁰ Dinzeltbächer: *Wörterbuch der Mystik* 254.

²¹ Dinzeltbächer, Peter: *Frauenmystik. Geschichtliche Entwicklung*. *Ebenda* 177–179.

und verwandelte sich innerhalb des erst jüngst aufgegriffenen Forschungsprozesses zu Fragen weiblicher Religiosität im Mittelalter im Laufe weniger Jahre. Eine Darstellung, die sich dieser problematischen Persönlichkeit widmet, war also dringend erforderlich. Was erfahren wir nun aus der Monographie von Luisa Muraro über Vilemína, und welches Verständnis von Hintergrund und Bedeutung ihres Wirkens wird hier entwickelt?

Kehren wir zunächst, nach dieser kurzen Literaturübersicht, zu unserer Ausgangsfrage nach Vilemínas Leben zurück, und vergewissern wir uns der Problemdimension, die ihr Schicksal aufwirft: Im böhmischen Königshaus, der unmittelbaren Verwandtschaft Vilemínas, treten verschiedene Frauengestalten auf, die ihr Leben stark religiösen Ambitionen widmen und sich dabei bereits traditionellen Frauenrollen in der Herrschaftsfamilie erfolgreich entzogen haben²². Auch Vilemína fördert nicht durch eine politisch orientierte Eheschließung die territoriale Ausdehnung Böhmens. Weder als Mutter zukünftiger Herrschergeschlechter noch als Mäzenin kultureller Entwicklungen am Hofe geht sie in die Geschichte ein. Jenseits der beiden möglichen Existenzformen für Frauen königlicher Abstammung in ihrer Zeit, Ehefrau und Mutter in einem Herrscherhause zu werden wie ihre Mutter, oder eine angesehene Klosterfrau wie ihre Schwester, wählt sie einen dritten Lebensweg, sucht eine andere Lebensmöglichkeit²³.

Auf merkwürdige Weise aber hat sie doch Anteil an diesen beiden Angeboten weiblicher Lebensrealität: Sie wird Mutter eines Sohnes, wie eine Reihe von Quellen behauptet²⁴. Doch niemand weiß etwas über einen Ehemann, Lebensgefährten, Vater ihres Kindes. Auch über das Lebensschicksal dieses Enkels des böhmischen Königs ist nichts bekannt. Die Mutterschaft Vilemínas also realisiert sich außerhalb des Rahmens einer königlichen Familie. Auch entwickelt sie ein starkes Engagement für Fragen christlicher Lebensweise, das sie in einer Gemeinschaft Gleichgesinnter auslebt, die sie bewundern und verehren. Und doch ist ihr auch in diesem Bereich nicht die Anerkennung vergönnt, die andere Frauen ihrer Familie genießen durften: Als Ketzerin verfolgt und noch Jahre nach ihrem Tode verbrannt, bringt sie auch einigen ihrer Anhänger und Anhängerinnen den Tod auf dem Scheiterhaufen. Legenden über ihre innerhalb dieser selbstgegründeten Sekte frei ausgelebte Sexualität belasten jahrhundertlang ihren Nachruf²⁵.

Wenig erforscht also, umstritten, legendenumwoben, wird diese Frauengestalt nun durch das Buch von Luisa Muraro in ein neues Licht gerückt. Die Autorin verfolgt ihren Lebensweg in dem Bemühen, um Verständnis für ihr Leben und ihre Lehren zu werben und im Kontext der Geschichte ihrer Zeit das als erklärbar zu zeigen,

²² Auf diese Anhäufung von stark religiös orientierten Frauenexistenzen innerhalb der böhmischen Königsfamilie hat Ferdinand Seibt bereits aufmerksam gemacht. Vgl. Seibt, Ferdinand: *Glanz und Elend des Mittelalters*. Berlin 1987, 200f.

²³ Muraro spricht von „der traditionellen Knappheit an sozialen Rollenangeboten für die Frauen“ (24).

²⁴ Muraro: *Vilemina* 16, 131. In dem Verhör ihres Anhängers Marchisio Secco wird dies ausgesagt, sie selbst habe dies als Beleg dafür angeführt, daß sie nicht als „Jungfrau“ verehrt werden könne, sondern eine Frau mit Kind sei.

²⁵ Ebenda, Kapitel: „Die beiden Legenden“ (123–134).

was mystifizierend verschleiert wurde. Bei diesem Bemühen findet sie sich konfrontiert mit der historiographischen und religionsgeschichtlichen Belastung des Bildes von Vilemína und mit den vergeblichen, weil quellenmäßig nicht faßbaren Spekulationen über eine uneheliche Mutterschaft Vilemínas, ihre Verstoßung aus der Familie, Flucht aus dem Heimatland, Beeinflussung durch radikale Ketzergruppen, wild ausgelebte Unmoral und sektiererisch-häretische Betätigung. Über die ersten 50 Lebensjahre Vilemínas läßt sie sich nicht aus. Muraro beschränkt ihre Darstellung vielmehr zunächst weitgehend auf eine eher nüchterne Auswertung der Prozeßakten, „denn einen anderen Anknüpfungspunkt haben wir nicht“. Mit ihrer Hilfe habe sie, so formuliert sie ihren Anspruch, „zu rekonstruieren versucht, wer Vilemína war und was sie sagen wollte“²⁶.

Luisa Muraro hat diese Quellen neu gelesen aus einer Perspektive, die sich mit besonderem Interesse den von der Geschichtswissenschaft bisher stiefmütterlich behandelten Frauen zuwendet und nach ihrem Handeln, ihrem Denken und Fühlen fragt. In der Beantwortung dieser Fragen sucht sie neue Wege auch in Aufbau und Darstellungsweise. Das Resultat ist ein ungewöhnliches, ein schwieriges Buch.

Zunächst gilt es, sich der Fakten über Vilemína zu vergewissern, die als quellenmäßig gesichert gelten können: Zwischen ihrer Geburt und ihrer nächsten Erwähnung klafft eine Lücke von einem halben Jahrhundert. Erst als reife Frau mit 50 oder 60 Jahren ist ihre Gestalt in den Quellen faßbar: Zusammen mit einem Sohn kommt sie zwischen 1260 und 1270 nach Mailand, wo sie den Rest ihres Lebens verbringen wird. Dort nimmt sie Kontakt auf zu der zisterziensischen Mönchsabtei von Chiaravalle und wird möglicherweise Tertiarin des Ordens. Sie gewinnt einen großen Freundeskreis, zu dem Angehörige aller sozialen Schichten gehören, auch einige Adlige. Belegt sind ihre Wohnsitze in verschiedenen Pfarreien Mailands, bis sie in einem von der Abtei für sie angekauften Hause in San Pietro all'orto stirbt. Es ist der 18. August 1281. Am Bette der 71jährigen sitzen mehrere ihrer Mailänder Freunde, die ihr beistehen und ihre letzten Worte überliefern. Ihren Besitz hat sie testamentarisch der Abtei von Chiaravalle zugesprochen, auf deren Friedhof sie beigesetzt wird. Ein Fresko in der Grabnische zeigt ihre Gestalt, auf den Knien betend vor der Muttergottes²⁷. Zwei Anhänger Vilemínas machen sich auf den Weg nach Prag zu ihren Verwandten, doch werden sie dort erfahren haben, daß ihr Neffe, der böhmische König, drei Jahre zuvor getötet wurde, ihr Großneffe ein Kind ist, der Thron verwaist. Die Familie nimmt keinen Anteil mehr an ihrem Schicksal²⁸. So halten die Zisterzienser-Mönche von Chiaravalle ihr Grab als Gedenkstätte in Ehren, das Kloster wird zu einem Wallfahrtsort für die zahlreicheren Anhänger und Anhängerinnen Vilemínas²⁹.

Irgendwann einmal muß Vilemína vor einem Inquisitionsgericht verhört worden

²⁶ Ebenda 14.

²⁷ Die Abbildung dieses Freskos nach einer Zeichnung von Michele Caffi findet sich bei Muraro, ebenda 41.

²⁸ Ebenda 47. Die Familie sollte um Geld für die Bestattung gebeten werden, außerdem waren kostbare Kleider gekauft worden in der Absicht, „Vilemínas Leichnam in Gewändern nach Böhmen zurückzubringen, wie sie ihrem königlichen Stand gebührten“ (54).

²⁹ Ebenda 44.

sein. Doch blieb dies offenbar folgenlos. Aktenkundige Konsequenzen haben ihre Aktivitäten in Mailand erst drei Jahr nach ihrem Tode: 1284 wird ein erster Prozeß wegen Ketzerei gegen die Vilemiten eröffnet, 1296 ein weiterer, der sich über Jahre hinzieht und im Jahre 1300 mit der Verurteilung tragender Mitglieder der Gruppe endet. Sie sterben auf dem Scheiterhaufen, gegen die anderen werden leichtere Strafen verhängt³⁰. Der Leichnam Vilemínas, die 19 Jahre zuvor starb, wird ebenfalls verbrannt, ihr Besitz konfisziert.

Wie ergiebig Inquisitionsberichte zur Rekonstruktion des Denkens und Handelns von Menschen in der Vergangenheit sein können, wissen wir spätestens seit Emmanuel Le Roy Laduries Studie über Montaillou, das südfranzösische Ketzerdorf³¹. Muraros Interesse richtet sich aber demgegenüber weniger auf das Alltagsleben der Gruppe und die Rekonstruktion der Lebensverhältnisse in einem konkreten Raum, sondern zentriert sich auf die Lehre Vilemínas, die sie behutsam aus den Aussagen der Vilemiten vor dem Ketzergericht entwickelt.

Das schmale Werk teilt sich in eine Darstellung des Prozeßverlaufes und den Versuch, das Geschehen um Vilemínas Lehre verständlich zu machen mit einem umfangreichen Anhang: Er erschließt Teile der Inquisitionsakten, chronologisch geordnet und zweisprachig, deutsch-lateinisch, gegenübergestellt, übersichtlich zum Nacharbeiten geeignet. Die Übersetzung aus dem Lateinischen besorgte Ursula Salzberger. Es folgen zwei Texte von Legenden über die Vilemiten, ebenfalls zweisprachig. Eine Zeittafel schließt sich an mit Ereignissen um Vilemína und die Vilemiten und wichtigen gleichzeitigen geschichtlichen Fakten, in vier Spalten angeordnet, für Mailand, Rom, Böhmen und das Deutsche Reich. Ein „Forschungsbericht“, der sich mit der Fachliteratur auseinandersetzt, steht an Stelle eines Literaturverzeichnisses. Einige Schwarz-Weiß-Aufnahmen veranschaulichen Ort der Handlung und Aussehen des handschriftlichen Originals des Inquisitionsurteils³².

Von der vorzüglichen Quellenschließung und Muraros Präsentation zu ihren Antworten auf die Fragen nach Vilemínas Person und ihrer Lehre: Der Arzt Giacomo etwa, der an ihrem Sterbebett gesessen hatte, berichtete dem Inquisitionsgericht, daß „der Heilige Geist in ihr gegenwärtig und inkarniert sei“³³. Dies pflegte sie aber wohl nicht selber zu predigen. Sie habe diese Vorstellung ihrer Anhänger vielmehr zurückgewiesen³⁴, belegen die weiteren Aussagen. Außerdem wurde geglaubt³⁵, sie sei das weibliche Pendant zu Christus, in „physischer Konsubstantialität“³⁶, und nun gekommen, um sein Erlösungswerk vollkommen zu machen und auch Frauen und Ungläubi-

³⁰ Angeklagt sind dreiunddreißig Gruppenmitglieder, einundzwanzig davon sind Frauen. E b e n d a 74. Neben der Verbrennung der Leiche Vilemínas werden drei Todesurteile gegen Lebende ausgesprochen und verhängt, einige Vilemiten werden freigesprochen.

³¹ L e R o y L a d u r i e, Emmanuel: Montaillou. Ein Dorf vor dem Inquisitor 1294–1324. Frankfurt 1980 (zuerst Paris 1975).

³² Der Anhang umfaßt 143 bei einem Gesamtumfang des Buches von 345 Seiten.

³³ M u r a r o : Vilemina 29.

³⁴ E b e n d a 178: „Vilemina beantwortete die an sie gerichtete Frage, ob sie wirklich der heilige Geist sei, mindestens dreimal mit nein.“

³⁵ E b e n d a 137 ff. (Kapitel: „Die Lehre“).

³⁶ E b e n d a 142.

gen das Heil zu bringen. Wie die Geburt Christi der Maria, so sei auch ihre Ankunft der Königin von Böhmen durch einen Erzengel verkündigt worden. Wie Christus trug auch sie Wundmale, starb als Mensch, doch würde sie in ihrem weiblichen Körper auferstehen. Ihre Stellvertreterin auf Erden solle Mayfreda werden, eine Schwester des Humiliatenordens und „geistliches Oberhaupt“³⁷ der Vilemiten, an die der Papst seine Autorität abzugeben habe. Mayfreda spendete als Stellvertreterin Vilemínas auf Erden den Mitgliedern der Gruppe Sakramente. Vier von Vilemína eingesetzte Weise sollten dann neue Evangelien schreiben, die die alten ersetzen sollten. „Ihre Jünger wollten eine Frauenkirche unter einer Päpstin errichten“, so faßt Dinzelbacher die Intention der Gruppe zusammen³⁸.

Der Titel, den Luisa Muraro für ihr Buch wählte, wird jetzt verständlich, auch die Mißachtung, die Vilemína in der Historiographie erfahren hat. Es wird eine „feministische“ Häresie vorgeführt, und während Wessley sich bemüht, die Glaubensvorstellungen der Vilemiten in den sozialgeschichtlichen Zusammenhang religiöser Erregtheit der Zeit zu stellen, beharrt Muraro darauf, der „Kern der Häresie“ sei „das Problem des weiblichen Geschlechts in seiner Beziehung zur Heilsökonomie“³⁹ gewesen.

Wie kommt es zu diesen Gedanken im Mailand des 13. Jahrhunderts? Eine Ähnlichkeit der Lehre Vilemínas zu dem von Joachim von Fiore erwarteten dritten Zeitalter des Heiligen Geistes ist nicht zu übersehen, ebensowenig eine Parallele zur freigeistigen Bewegung. Muraro hält joachitische Einflüsse unter den Vilemiten für wahrscheinlich⁴⁰, nicht aber solche durch die Brüder und Schwestern vom freien Geist. Der hierarchisch strukturierte Aufbau der Gruppe spreche ebenso dagegen wie die Bedeutung von Sakrament und Lehre⁴¹.

Der Text Muraros, so trocken nachkonstruierend begonnen, wird im Laufe der Darstellung immer subjektiver und parteilicher, weitet sich aus zu einer persönlichen, engagierten Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Weiblichkeit innerhalb der katholischen Kirche. Die Sache Vilemínas macht sie zu ihrer eigenen. Es geht darum, in der Geschichte Vorbilder für die Orientierungssuche der Gegenwart zu finden. Dabei bedient sie sich auch unkonventioneller Formen der Darstellung: Sie belegt ihre Aussagen nicht in Fußnoten, sondern in einem individuellen System von Zitaten der lateinischen Quellen, die sie in den laufenden Satz in Klammern einfügt, und einem Literaturbericht im Anhang, in dem sie ihre Erfahrungen mit der Fachliteratur in Ich-Form mit vollständigen Literaturangaben dokumentiert.

Muraros Buch ist verständlich aus dem Defizit der Erforschung weiblicher Lebensrealität in der Geschichte und im Kontext mit verschiedenen Bemühungen, diese Lücke endlich sinnvoll auszufüllen. In diesem Sinne sind Thema und Fragestellung innovativ, ja bis in die Methode hinein konsequent unkonventionell gestaltet. Leider ist zu fürchten, daß im deutschen Sprachraum ihre engagierte Suche mißverstanden,

³⁷ Ebenda 58.

³⁸ Dinzelbacher: „Inquisition“. In: Ders.: Wörterbuch der Mystik 254.

³⁹ Muraro: Vilemina 318 (dort in direktem Gegensatz zu Wessley).

⁴⁰ Ebenda 172.

⁴¹ Ebenda 176.

ihr Werben um Verständnis für eine oft ignorierte Gruppe in das Gegenteil umschlagen könnte. Die historische Frauenforschung im deutschsprachigen Bereich ist nach entsprechenden Erfahrungen zur Zeit um besondere Sachlichkeit und Nüchternheit bemüht und vermeidet wertende Aussagen. Der nach den letzten etwa 15 Jahren inzwischen erreichte Stand der Forschung läßt es zu, daß das Bedürfnis nach einer Gesamteinschätzung der Rolle der Frau in der Geschichte bestimmter Epochen durch das differenzierte Bemühen um regional und zeitlich sehr detaillierte Fallstudien ersetzt worden ist. Aus dieser Sicht scheint die Vorgehensweise Muraros in mancher Hinsicht überspannt. Das gilt insbesondere für den Schluß, in dem ihre starke Betonung der Rolle Mayfredas zu einer Art sehnsuchtsvoller Identifikation wird: Mayfreda sei es gewesen, so meint sie, die, „durch die soziale Herabsetzung ihres Geschlechts verletzt“⁴², die Nähe Vilemíns als Orientierungsfigur gesucht habe: „Die königliche, wunderbare, glückliche Vilemína heilte sie von ihrer verborgenen Wunde“⁴³.

Die Vorstellung, Vilemína habe sich durch ihre privilegierte Geburt über das geschlechtsspezifische Schicksal anderer Frauen hinwegsetzen können, ist inkonsequent im feministischen Denken Muraros; Vilemína wird hier zum Übergeschlechtlichen Wesen stilisiert, ihr eher hartes Schicksal fern königlicher Lebensexistenz vergessen. Muraros im letzten Satz des Buches überraschend geäußerte Vermutung einer auch körperlichen Gemeinschaft der beiden Frauen, durch keine Quellen belegt, stellt Weichen für eine erneute Mythisierung Vilemíns im Sinne bestimmter Frauengruppen und läßt die zuvor geleistete Arbeit der Entmythisierung fragwürdig erscheinen. Auch eine erneute Abwehr der lange genug menschlich und moralisch diffamierten Frau wird damit präfiguriert. Ging es zunächst darum, Vilemína als einen nach neuen Lebensformen suchende, historische aufschlußreiche Frauengestalt aus dem Nebel des Vergessens und Verschweigens als geschichtlich präsent in das Licht interessierter Betrachtung zurückzuholen, so wird sie nunmehr als Identifikationsfigur einiger zeitgenössischer Frauengruppen erneut vereinnahmt. Engagement für ein verkanntes Frauenschicksal schlägt hier um in vorellige Isolierung und individualisierende Enthistorisierung einer Person.

Dabei können die Lehren aus der Andersartigkeit eines Frauenschicksals in historischer Distanz nur durch eine Perspektive als Hintergrund für ein Menschenleben erarbeitet werden. Vorarbeiten, die diese Zusammenhänge zu rekonstruieren versuchen, gibt es bereits: sie beschäftigen sich mit der religiösen Frauenbewegung des Mittelalters als Gesamtphänomen.

Religiöse Minderheiten mit vom Glauben der Mehrheit abweichenden Vorstellungen können nicht nur unter dem klerikalen Gesichtspunkt der Rechtgläubigkeit gesehen werden. Die bahnbrechenden Studien Herbert Grundmanns zu religiösen Frauenbewegungen⁴⁴ sind jahrzehntelang wenig gelesen worden und erleben zur Zeit eine Renaissance. Sie weisen einen Weg zur Erschließung von Häresien unter gesellschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkten. Fragestellungen der historischen Frauenforschung,

⁴² Ebenda 202.

⁴³ Ebenda.

⁴⁴ Grundmann, Herbert: Religiöse Bewegungen im Mittelalter. Untersuchungen über die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen der Ketzerei, den Bettelorden und der religiösen Frauenbewegung im 12. und 13. Jahrhundert. Darmstadt 1977 (Neue Beiträge zur Geschichte der religiösen Entwicklung im Mittelalter).

der historischen Anthropologie, der Mentalitätsgeschichte haben in den letzten Jahren das Forschungsspektrum darüber hinausweisend noch erweitert. Quellen religiöser Frauenbewegungen werden heute auch untersucht unter dem Gesichtspunkt, welche Aussagen sie über das Denken und Fühlen von Männern und Frauen in vergangenen Jahrhunderten zulassen, welche Vorstellungswelten sie spiegeln und welche menschlichen Phantasien, Bedürfnisse und Wünsche in ihnen zum Ausdruck kommen.

Am Beispiel der „Marienbilder als geschlechtsspezifischer Identifikationsmodelle“⁴⁵ ist in einer 1990 erschienenen Publikation von Tagungsbeiträgen das auf der vorangegangenen, Maria gewidmeten Tagung im Jahre 1988 im Mittelpunkt stehende Interesse korrigiert und auf historische Distanz gerückt worden. Zwei Jahre zuvor noch hatte die „Suche nach weiblichen Gottesbildern“ mit dem Ziele der „neuen Verortung weiblicher Religiosität und Spiritualität in den christlichen Kirchen“⁴⁶ die Diskussion dominiert. Der sozialgeschichtliche Kontext hatte demgegenüber im Hintergrund gestanden. Doch bietet gerade seine Erforschung neue Gesichtspunkte aus einer geschichtswissenschaftlich interessierten Perspektive. So wird jetzt auch nach den Interessen an einem bestimmten Marienbild gefragt: nach seinem Einfluß als Orientierungsmodell auf das reale Leben von Frauen und Männern und umgekehrt nach den Möglichkeiten von bestimmten Bevölkerungsgruppen, das Marienbild entsprechend eigenen sozialen und spirituellen Bedürfnissen und Wünschen zu prägen. Vor allem wird in den Beiträgen dieses Bandes das Marienbild nicht länger isoliert von anderen Heiligengestalten betrachtet, sondern im Zusammenhang mit dem Kosmos der mittelalterlichen Vorstellungs- und Erfahrungswelten religiöser Lebensentwürfe und Identifikationsangebote gedeutet⁴⁷.

Die Verlagerung des Interesses geht damit fort von der religiösen Einzelperson und richtet sich auf „die in den hagiographischen Texten vermittelte Vorstellung eines heiligmäßigen Lebens, auf das Konzept von Heiligkeit, das am Beispiel ... einer konstruierten Person vorgeführt wird“⁴⁸, wie Ursula Peters den Forschungsstand beschreibt. Diese religionssoziologisch ausgerichtete Frage führte zu einem „Paradigmenwechsel“⁴⁹ bei der Auswertung frauenmystischer Texte.

Daß es innerhalb der religiösen Bewegung unabhängige feministisch orientierte Utopien gegeben hat, die versuchten, die ‚imitatio Christi‘ für Frauen anwendbar zu machen, betont auch Dinzelbacher. Er ordnet die Problematik der Vilemiten ein unter dem aussagekräftigen Aufsatztitel „Rollenverweigerung, religiöser Aufbruch und

⁴⁵ „Maria-Abbild oder Wunschbild? Marienbilder als geschlechtsspezifische Identifikationsmodelle im Mittelalter“. Dies war das Thema einer Tagung, die Ende 1989 in Weingarten stattfand. Vgl. Röckelein, Hedwig / Opitz, Claudia / Bauer, Dieter R. (Hrsg.): Maria-Abbild oder Vorbild? Zur Sozialgeschichte mittelalterlicher Marienverehrung. Tübingen 1990.

⁴⁶ Röckelein, Hedwig/Opitz, Claudia: Für eine Sozialgeschichte mittelalterlicher Marienverehrung. In: Dies.: Maria. Tübingen 1990, 11. Die beiden Historikerinnen fassen mit den zitierten Begriffen die Problemstellung der Diskussion um die Gestalt der Maria zusammen, die noch 1988 auf einer Tagung dominierte.

⁴⁷ So die Herausgeberinnen und der Herausgeber in dem Vorwort (7) sowie in dem einführenden Aufsatz (15).

⁴⁸ Peters, Ursula: Religiöse Erfahrung als literarisches Faktum. Tübingen 1988. Einleitung 4.

⁴⁹ E b e n d a 3.

mystisches Erleben mittelalterlicher Frauen⁵⁰ und betont damit den Zusammenhang der religiösen Frauenbewegung mit gesellschaftlichem Protestverhalten von Frauen gegen die Zuweisung bestimmter Verhaltensweisen und ihren Ausschluß aus bestimmten Bereichen kirchlicher Aktivität. Man müsse, so fordert er, die unterschiedliche männliche und weibliche Art der Begegnung mit der christlichen Religion „beide als vom Individuum her gesehen gleichermaßen redliche Formen der Gottes-suche nebeneinanderstellen“ lernen⁵¹.

Gegenüber solchen differenziert abwägenden Urteilen der letzten Jahre erscheint die Art der Annäherung von Luisa Muraro an ihr Forschungsobjekt schwärmerisch, identifikatorisch, distanzlos; ihr Beharren auf der Ausschließlichkeit feministischer Motivation der Vilemiten ein wenig überzogen. Ihre zunächst erfrischend neue und ungewohnte Vorgehensweise ermüdet im Laufe der Lektüre angesichts der partei-lichen und sich wiederholenden Rechtfertigung Vilemínas.

Gesellschaftsgeschichtliche Überlegungen zum politisch-sozialen Umfeld oder Vergleiche mit zeittypischen Strömungen werden nur am Rande angestellt. Ihr eher geistesgeschichtlich-philosophisches Interesse führt zur Vernachlässigung historischer Deutungsweisen und damit auch eines Erklärungsangebotes für die Individualität des geschichtlichen Vorganges als eines einmaligen und zurückliegenden Phänomens. Daher resultiert das Bedürfnis, sich an zwei Einzelfiguren festzubeißen, abzu-arbeiten, sie zu überprüfen als mögliche Orientierungsfiguren. Trotz aller Einwände ein nur zu verständliches Bedürfnis.

Was bleibt uns an neuen Erkenntnissen über Vilemína? Das lebendige Bild einer selbstsicheren, außergewöhnlichen Frau königlicher Abstammung im 13. Jahrhun-dert, die neben den männlich kodierten Gestalten Gottvater und Sohn eine spirituelle Alternative sucht, die ihr eine Teilhabe des Weiblichen an der Dreifaltigkeit zuzulas-sen verspricht.

⁵⁰ Dinzelbacher: Rollenverweigerung 53.

⁵¹ Dinzelbacher: Kleiner Exkurs zur feministischen Diskussion 392.

URSPRUNG UND ENTWICKLUNG VON STADT- UND MARKTRECHT IN BÖHMEN UND MÄHREN*

Von Jiří Kejř

König Wenzel I. erteilte im Jahre 1232 den Doxaner Prämonstratenserinnen ein Privileg, in dem er ihnen bewilligte, in Königsberg (Kynšperk) in Westböhmen eine Stadt mit einem Markt zu gründen. Auch wenn dies nicht die älteste für eine Stadt ausgestellte Urkunde ist, hat sie doch in doppelter Hinsicht Epoche gemacht. Sie stellt nämlich die erste Gründungsurkunde im technischen Sinn dar, d. h. sie ist die erste ausdrückliche Erhebung einer schon bestehenden Ortschaft in den Rang einer Stadt. In früheren ähnlichen Urkunden war dies nicht der Fall. Daher sollte man dieses erste Gründungsprivileg im vollen Sinne des Begriffes aufmerksam prüfen und seine Bestimmungen in den Entwicklungsstrom der Städteentstehung sorgfältig einreihen.

Der andere Punkt, der bei der Königsberger Gründungsurkunde in Betracht gezogen werden muß, sind die Worte, mit der der neuen Stadt alle Freiheiten, die jede andere Stadt des Königreichs genießt, garantiert werden: *omnem libertatem, quam aliqua regni nostri civitas habere dinoscitur*. Aus dieser Formulierung geht hervor, daß die Städte, obwohl ihre Anzahl noch gering war, eine gesonderte gesellschaftliche Gruppierung mit bestimmten Vorrechten bildeten und daß ihnen ihre *libertates* eine unterschiedliche Rechtsstellung sicherten, die sie aus der Masse der ländlichen Siedlungen abhob. Das bedeutet, daß diese Urkunde eigentlich einen Beweis für die Sonderstellung der Städte im Rahmen der Verfassung und Verwaltung des böhmischen Königreiches liefert.

Das Bewußtsein von der Eigenständigkeit des neuen Städtewesens ist natürlich nichts Ungewöhnliches, aber im Přemyslidenstaat ist es doch erstaunlich. In Böhmen und Mähren finden wir nämlich die erste Nachricht vom Vorhandensein einer Stadt im Rechtssinne nur neun Jahre früher. Sie betrifft den nicht besonders wichtigen Ort Mährisch-Neustadt (Uničov) in der Nähe von Olmütz und verrät, daß der mährische Markgraf Heinrich Wladislaw den zehn Jahre früher angesiedelten Bürgern – wir dürfen sie schon mit diesem Ausdruck bezeichnen – gewisse Vorrechte und die Anwendung des Magdeburger Rechts nach dem Vorbild der Bürger von Freudenthal (Bruntál) gewährte. Bemerkenswert ist nicht nur die damit bewiesene Existenz eines noch früher entstandenen Stadtgebildes Freudenthal, sondern vor allem die Nachricht vom

* Der nachfolgende Beitrag stellt eine leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags dar, den der Autor unter demselben Titel am 22. Juni 1990 im Collegium Carolinum gehalten hat. Auf Quellenbelege wurde hier verzichtet, Hinweise finden sich in den zahlreichen Werken des Autors. Der Autor ist seit vierzig Jahren als Rechtshistoriker mit dem Thema befaßt und hat das Verdienst, namentlich in den ersten Nachkriegsjahren mit wissenschaftlicher Standhaftigkeit für die Bedeutung der mittelalterlichen Kolonisationsleistung gegen massive, ideologisch verzerrende Darstellungen eingetreten zu sein.

Gebrauch des Magdeburger Rechts in Mähren. In dem frühesten bekannten städtischen Privilegium rechnet man mit diesem Recht bereits wie mit einem schon bekannten Begriff.

Diese Urkunde ist echt, wie neue diplomatische Forschungen gegen frühere Zweifel bewiesen, und daher muß man sie als einen äußerst wichtigen Beleg für die Entfaltung der städtischen Institutionen würdigen. Die Terminologie war noch nicht stabilisiert, was allerdings in der Frühzeit des Städtewesens fast überall vorkommt, aber der Inhalt ist klar und eindeutig. Trotzdem ist es unerläßlich, sich mit dem zitierten Magdeburger Recht näher zu befassen. Es ist nicht bekannt, woher die ersten Stadtbewohner kamen, aber es ist kaum zu bezweifeln, daß sie die Kenntnis dieses Rechts aus ihrem ursprünglichen Wohnort mitbrachten.

In den Anfängen des böhmischen und mährischen Städtewesens lassen sich zwei entscheidende Stufen feststellen: die Einbürgerung des Magdeburger Rechts und das früh ausgebildete Bewußtsein von der Zugehörigkeit der Städte in einen Bereich gemeinsamer Freiheiten. Zwischen diesen beiden Daten, also zwischen 1223 und 1232, stehen dem Forscher nur wenige Quellenbelege zur Verfügung, aber aus ihnen läßt sich doch Vieles über die schnelle Verbreitung städtischer Institutionen entnehmen.

Was erfahren wir aus den städtischen Urkunden dieser Zwischenzeit? Bereits die erste nachfolgende Urkunde, ein Privilegium für Troppau (Opava) aus dem Jahr 1224, läßt uns die Stadt in reifen Formen erscheinen, mit Bestimmungen über Stadtdörfer, das Bannmeilenrecht und über die der Stadt durch einen Tausch zugeteilten Liegenschaften. Der Ausbau der Stadttagglomerationen in Königgrätz (Hradec Králové) 1225 und Znaim (Znojmo) 1226 und das königliche Interesse an der raschen Entfaltung des städtischen Lebens läßt sich hier am Erwerb von Boden zur Ergänzung des Areals beobachten wie auch später bei verschiedenen neuen Städten.

Im Vergleich mit den langwierigen Peripetien der Entstehung des Städteneetzes und der langsamen Entwicklung der Stadtverfassung in den benachbarten Gebieten, wo sich das städtische Leben seit Jahrhunderten eigenständig gestaltete, begegnen wir auf dem Territorium Böhmens und Mährens diesem neuen Element in der Siedlungsgeschichte, im Handel und in der Erzeugung in einer kurzen, aber intensiven Welle von Stadtgründungen und Stadterhebungen. Die scheinbar niedrige Anzahl von etwa zwanzig vor Übernahme des böhmischen Thrones Přemysl Otakars II. im Jahre 1253 entstandenen Vollstädten ist kein Zeugnis von zögernden Schritten im Landesausbau; im Gegenteil, die genaue Beobachtung der territorialen Ausbreitung und der Rechtsformen zeigt, wie – es sei mir gestattet das moderne Wort zu benutzen – planmäßig das Stadtleben verbreitet wurde. Dabei waren es nur selten Minderstädte, sondern meistens wichtige königliche Städte, die damals entstanden, die auch in der Zukunft zu strategischen Stützpunkten und Zentren des Handels gehörten.

Wenn wir unsere ältesten Städte auf einer Karte einzeichnen, so stellen wir fest, daß sie mit Ausnahme von Königgrätz gewisse territoriale Komplexe bildeten. Sie lassen sich finden in Nordmähren, Südmähren und kurz danach auch Nordwestböhmen. Zeitlich voran gingen die zwei Gruppen von mährischen Städten. In Nordmähren waren es die bereits genannten Stadtgründungen von Mährisch-Neustadt, Freudenthal und Troppau, weiter Gewitsch (Jevíčko), Bennisch (Horní Benešov) und Olmütz (Olomouc) und außerdem das damals noch zu Mähren gehörende Leobschütz

(Hlubčice). In Südmähren erhielten Stadtverfassung außer Znaim auch Brünn (Brno), Göding (Hodonín), von dem wir noch hören werden, und Iglau (Jihlava). Bei Iglau muß aber betont werden, daß das berühmte Iglauer Privilegium, angeblich aus dem Jahre 1249, keine verlässliche Stütze darstellt, weil es zumindest formal eine spätere Fälschung aus der Zeit Přemysl Ottokar I., wenn nicht noch später aus der Zeit Wenzel II. ist. Die Einreihung Iglaus in diese älteste Schicht legen andere Gründe nahe. Ehemals glaubte man, daß auch Jamnitz (Jemnice) als Stadt ziemlich früh, 1227, auftrat, aber der Beleg darüber ist nicht eindeutig, und daher ist es wohl besser, diese Meinung mit einem starken Vorbehalt zu versehen und Jamnitz nicht unter die frühesten Städte einzureihen.

Im nördlichen Bereich Böhmens drang Stadtrecht nach Aussig (Ústí nad Labem), Saaz (Zatec), Leitmeritz (Litoměřice), Kladrau (Kladruhy) und Königsberg vor. Geographisch wäre es möglich, auch Prag zu dieser Gruppe zu zählen, obwohl die Stadtverfassung Prags besondere Züge aufweist, und außerdem Eger (Cheb), das zu dieser Zeit noch nicht zum böhmischen Königreich gehörte, aber in der Zukunft eine große Rolle bei der Einbürgerung der Stadtrechte in Westböhmen spielen sollte.

Aus dieser Übersicht geht hervor, daß es Gebiete gab, wo das städtische Leben noch nicht in entwickelten Formen ausgebildet war. Es waren Südböhmen und die böhmisch-mährischen Grenzgebiete, wo wir erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts institutionelle Städte finden können. Aber bereits die ersten Versuche zeigen anschaulich, wie das Land für die Übernahme städtischer Institutionen vorbereitet war. Unter Přemysl Ottokar II. wuchs die Anzahl der Stadttagglomerationen beinahe lawinenartig, was ohne bestehende Ansätze nicht möglich gewesen wäre, und am Ende seiner Regierung 1278 waren das Stadtleben und städtische Siedlungsballungen eine allgemeine Erscheinung auf dem gesamten Territorium des Staates.

* * *

Um die Verfassungsgeschichte der böhmischen Städte besser zu verstehen, müssen wir auf einige Besonderheiten aufmerksam machen. An der Entstehung aller Städte in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, also in der frühesten Schicht der Stadtbildung unter Přemysl Ottokar und Wenzel I., beteiligte sich direkt oder indirekt stets die höchste Autorität – der Herrscher. Unter dem königlichen oder vereinzelt auch markgräflichen Schutz wurde das Statut der Stadt erteilt; die entsprechenden Städte befanden sich auf königlichem Boden, und ihre Urkunden wurden von den Herrschern, ausgestellt ausnahmsweise auch von einem herrscherlichen Beamten, der gewiß den Willen des Herrschers repräsentierte. Dasselbe gilt von den auf dem Boden der Klöster gegründeten Städten Kladrau und Königsberg. Es handelt sich um Klöster, deren Gründer der Herrscher war, im Sinne des Komplexes der Fundationsrechte die Oberherrschaft behielt und die Stadtwerdung mit seinen Privilegium oder seiner Zustimmung unterstützte.

Auch unter Přemysl Ottokar II. überwogen herrscherliche Stadtgründungen und -erhebungen, und den ersten sicheren Beweis vom Vorhandensein einer Stadt auf nicht-königlichem Boden unter der Herrschaft eines Adligen können wir erst mit dem Jahre 1259 datieren. Damit wird die Möglichkeit, daß manche nichtkönigliche Stadt auch etwas früher ihren Status erreichte, nicht ausgeschlossen, aber ein verlässliches Zeugnis

darüber gibt es nicht. Soweit es uns die Quellen der folgenden Zeit gestatten, ist es möglich, fast in allen Fällen einer Stadtgründung auf nichtköniglichem Boden festzustellen, daß die Bewilligung zur Erhebung in den Rang einer Stadt ausschließlich vom Herrscher ausgestellt wurde. Die Erteilung von Stadtrechten gehörte in den Rahmen der herrscherlichen Hoheit; es war ein Regal. Es gibt natürlich Beispiele von adeligen Stadtgründungen, bei denen die verfassungsrechtliche Stellung den, wenn auch lückenhaften Quellen nach zwar unbestreitbar ist, die vorhergehende königliche Bewilligung aber nicht vorliegt. Doch das bedeutet nicht, daß es keine gab. Die herrscherliche Gewalt war entscheidend. Auch in den folgenden Jahrhunderten steht das Recht, neue Städte zu gründen oder ältere Siedlungen in den Rang einer Stadt zu erheben, nur dem Herrscher zu. Die adeligen und kirchlichen Obrigkeiten, die auf ihrem Boden eine Stadt errichten wollten, mußten dazu die Genehmigung des Herrschers erlangen.

Im diplomatischen Sinn läßt sich ein Unterschied zwischen den königlichen und den untertänigen Städten beobachten. Soweit die herrscherlichen Urkunden für eine königliche Stadt bestimmt sind, ist der Empfänger die Stadtkommunität, die Gemeinschaft der Bürger. Bei Urkunden für untertänige Städte ist der Empfänger die Obrigkeit. Nur „königliche Bürger“ sind also königliche Adressaten. Sowohl die geistliche als auch die weltliche Obrigkeit war berechtigt, mit ihren Städten weitgehend frei zu disponieren und aus ihnen Nutzen zu ziehen, aber sie blieb doch in einigen Bereichen durch die königliche Hoheit beschränkt. Die Herren der nichtköniglichen Städte durften ihren Gründungen kein städtisches Statut verleihen, ihnen kein Wappen erteilen, keine Mauern bauen lassen und infolge des herrscherlichen Marktregals auch keine Märkte bewilligen. In diesen vier Bereichen des unmittelbaren herrscherlichen Einflusses war die freie Disposition der Obrigkeiten beschränkt, und jede Verleihung oder Veränderung konnte nur mit Zustimmung des Herrschers durchgeführt werden.

Umsichtig und entschlossen bauten die Přemyslidischen Könige das Land aus. Ein Mittel war neben der Erschließung neuer Siedlungsgebiete und der Vervollkommnung der Landwirtschaft eben der Städtebau. Der Zusammenhang aller dieser Bestrebungen liegt auf der Hand: Städte waren keine Fremdkörper in einer Gegend, sondern Zentralorte. Neu besiedelte Gebiete benötigten einen Mittelpunkt für ihre handwerklichen Erzeugungen, für ihren Markt, für höhere Stufen der kirchlichen Verwaltung usw. Die Absicht, solche Zentren zu bilden, läßt sich auch in den Quellen gut beobachten, wie etwa die Erschließung des Braunauer Gebiets in den fünfziger Jahren des 13. Jahrhunderts oder die Gründung der Stadt Politschka im Jahre 1265.

Es wäre natürlich übertrieben zu behaupten, daß es die königliche Macht allein war, die zum Erfolg der Städtebildung beitrug. Es gab selbstverständlich andere Umstände und Kräfte, die sich an der raschen Entfaltung des Städtewesens beteiligten; seien es bestimmte Voraussetzungen in der bestehenden Besiedlung, bereits vorhandene stadthähnliche Siedlungen bei zahlreichen Burgen oder in einzelnen Fällen auch bei Klöstern, oder sei es die Dynamik des wirtschaftlichen Lebens, die Gemeinden zu zentralörtlichen Funktionen verhalfen, der Fleiß neuer Ankömmlinge ... – wir könnten diese Aufzählung stadtbildender Elemente lange fortsetzen. Aber der Herrscher spielte dabei eine hervorragende Rolle. Es ist ausgeschlossen, das Städtewesen nur als eine Gesamtzahl einzelner Lokalitäten zu betrachten; es war ein organischer Komplex von wirtschaftlichen, siedlungsmäßigen und rechtlichen Bedingungen.

Solche Bedingungen zu schaffen, entzog sich der Kraft einzelner Lokatoren. Nur die Initiative und Unterstützung der höchsten Gewalt, der herrscherlichen Gewalt, war fähig, den Bedürfnissen des Lebens entgegenzukommen und den Erfolg mit ihrer organisatorischen und gesetzgeberischen Tätigkeit zu garantieren.

Wir haben schon erwähnt, daß sich der Einfluß des Herrschers auch auf die Rechtsslage der nichtköniglichen Städte erstreckte. Nach der Ausbreitung des Städtenetzes über das gesamte Staatsgebiet stellten die anderen Obrigkeiten untergeordneten Städte eine überwiegende Mehrheit dar, aber sie konnten sich nur ausnahmsweise mit den königlichen messen. Die Vorteile der letzteren lagen sowohl in der Anzahl der Einwohner, in der wirtschaftlichen Vorrangstellung und in der finanziellen Kraft als auch in der gehobenen Rechtsstellung. Königliche Städte standen unter der Aufsicht eines königlichen Beamten, des Unterkämmerers, und ihre Verwaltung war in vielem von seinen Befugnissen abhängig, was sich bereits in der Einsetzung des städtischen Rates widerspiegelte. Die andauernde Stärke der königlichen Macht behauptete auch in der Folgezeit ihr Übergewicht, was dem inneren städtischen Leben seine spezifischen Züge aufdrückte. Es gab hie und da in einigen Städten soziale Unruhen, aber wir begegnen kaum inneren Umstürzen, Aufständen, Kämpfen um die Beherrschung des Rates oder Versuchen um eine Lockerung der Bindung an die königliche Zentralmacht. Im Vergleich mit manchen ausländischen Städten bestand in den böhmischen und mährischen Städten bis zu den Hussitenkriegen eine verlässliche Basis des Gleichgewichts.

Gleichzeitig war aber die königliche Oberherrschaft auch eine der Ursachen, warum sich sehr lange kein besonderer städtischer Stand in der böhmischen und mährischen Ständehierarchie herausgebildet hat. Das Selbstbewußtsein der vornehmen Bürger drückte wirtschaftliche Überlegenheit aus. Einige Patrizierfamilien aus Prag oder Kuttenberg traten in Krisensituationen ehrgeizig und energisch auf den Plan und gewannen zeitweilig einen ansehnlichen politischen Einfluß, wie z. B. nach dem Tode Přemysl Ottokars II. oder während der unruhigen und schwachen Regierung Heinrichs von Kärnten. Ausnahmsweise nahmen sie am Landtag teil, aber diese vorübergehenden Vorteile stellten keine Veranlassung zu einer dauerhaften Veränderung des Verhältnisses zwischen dem Bürgertum und dem Adel dar. Der städtische Stand im vollen Sinn hat sich erst während der Umwälzungen der Hussitenrevolution konstituiert. Den unüberschbaren Einfluß der herrscherlichen Macht bei der Entwicklung der städtischen Lebensformen und des Stadtrechts kann man von Anfang an beobachten. Wie war es da mit der wichtigsten Basis des Stadtrechts, mit dem Marktrecht?

* * *

Das organisierte gesellschaftliche Leben war ohne Handel, Erzeugung und Tausch unmöglich. Der Markt gehörte zu den wichtigsten Einrichtungen im wirtschaftlichen Leben, und das war auch der Grund, warum es unerläßlich war, Kaufleute, Handelswege, den Handel und die Marktordnung zu schützen und ihre Prosperität zu unterstützen. In einem sich entwickelnden Flächenstaat war es wieder die zentrale herrscherliche Macht, die allein fähig war, den allgemeinen Marktfrieden zu sichern. Andererseits war sie an dem aus den Marktgebühren fließenden Gewinn interessiert. Den Verpflichtungen entsprachen auch Vorteile und daher entwickelte sich das Marktregal, das zu den ältesten Hoheitsrechten gehörte, sehr früh. Zur Zeit der Städte-

bildung war das Marktregal bereits völlig entwickelt. Das führt uns zu der alten Frage, ob nicht der Markt älter war als die Stadt.

Daran, daß es auf dem Gebiet von Böhmen und Mähren seit undenklicher Zeit Märkte gab, kann kein Zweifel entstehen, aber es wäre nicht angebracht, in unseren Erwägungen die Frühgeschichte dieser Märkte zu wiederholen. Wir dürfen eher in medias res treten und als Ausgangspunkt die Periode wählen, in der die organisierte Regelung der Märkte zum Vorschein kam, das ist die zweite Hälfte des 12. und der Anfang des 13. Jahrhunderts. Es handelte sich nicht nur um große, von ausländischen Kaufleuten besuchte Handelszentren, sondern überwiegend um zahlreiche für die Umgebung bestimmte Nahmärkte, die für die Entwicklung der Wirtschaft, der Besiedlung und des künftigen Städtewesens vielleicht eine noch bedeutendere Rolle spielten. Nicht alle Märkte haben sich zu wirklichen Städten entwickelt; der Markt, obwohl er im allgemeinen als ein bedeutungsvolles stadtbildendes Element anzusehen ist, war nicht automatisch ein Keim einer nachfolgenden Stadtentstehung.

Der grundlegende Unterschied zwischen einem bloßen Marktdorf und einer Stadt lag in dem Umfang der Berechtigungen und in der Rechtsstellung der Einwohner. Um zu einer richtigen Differenzierung zu gelangen, müssen wir zuerst die Bestandteile der Rechtslage des Städtebürgertums kurz charakterisieren. Glücklicherweise besitzen wir sichere Quellen, die darüber Bescheid geben.

Eine vor dem Jahr 1259 entstandene Urkunde für die St. Hyppolitkirche bei Znaim belehrt uns, daß sich der Begriff des Stadtrechts nicht auf den Komplex aller Berechtigungen der Stadt samt der Verwaltung, der korporativen Einheit oder der aus den Privilegien entsprungenen Vorrechten bezog, sondern nur zu Rechtsregeln, die auf dem Stadtgericht zur Geltung gebracht werden konnten, also nur zum Privatrecht, Strafrecht und Prozeßrecht. In der Urkunde begegnen wir zum erstmaligen der tschechischen Bezeichnung des Stadtrechts – *městské právo* – in einem eindeutigen Zusammenhang: *Item civili iudicio, quod mieske pravo dicitur*. Dieser Beleg kann mit einem anderen aus ungefähr derselben Zeit verglichen werden. Im Privilegium für Leitomischl wurden Rechtsbereiche, die die Gesamtheit der Rechte der Stadt darstellen, aufgezählt; es sind dies: *ius fori, ius iudicii* und *ius civile*. Das *ius fori* ist das Marktrecht, das *ius iudicii* entspricht dem soeben zitierten Passus vom *iudicium civile* und bedeutet die Berechtigung zur selbständigen städtischen Gerichtsbarkeit. Aber wie soll man das *ius civile* interpretieren, wenn wir wissen, daß es in den Magdeburger Gerichtsurkunden mit dem *ius fori* identisch war? Im böhmischen Rechtsbereich gilt diese Gleichheit nicht, und eine Anzahl von ganz genauen Belegen beweist, daß es sich um einen anderen Rechtskreis handelte, nämlich um die Einreihung der Bürger in eine Schicht mit eigenem Rechtsstatut. *Ius civile* stellte übrigens im vollen Sinn des Wortlauts, die objektive Rechtsordnung der Bürger, der *cives*, dar.

Dieser Komplex von Berechtigungen gebührte den Einwohnern eines Marktdorfes nicht. Sie blieben dem Gericht der Obrigkeit untergeordnet. In einem Marktdorf bestand kein eigenständiges Gerichtswesen. Und sie besaßen nicht den freien Status eines Bürgers, sie blieben immer nur *homines* der Obrigkeit und wurden nie als *cives* bezeichnet.

Der Unterschied zwischen einem Marktdorf und einer Stadt wurde in den Quellen gewöhnlich klar ausgedrückt. Einerseits stehen *fora*, andererseits *civitates*. Die Rechtsstellung der Bewohner eines Marktes und der Bürger einer Stadt war unter-

schiedlich. Außer dem Marktrecht, das sowohl in einem Markt als auch in einer Stadt zur Geltung kam und von dem königlichen Marktregal abgeleitet wurde, hatten die bloßen Märkte keinen Anteil an Vorrechten der Städte.

* * *

Es wurde schon angedeutet, daß das Phänomen „Stadt“ sich auf dem böhmischen Gebiet in einem unerwartet mächtigen Strom verbreitete, und daß wir bereits in einigen frühesten Urkunden reifen Formen begegnen. Das führt zu der Feststellung, daß das Stadtrecht nicht aus einheimischen Wurzeln gewachsen war. Die älteren Nachrichten von der Organisation des Lebens in verschiedenen größeren stadtähnlichen Siedlungen gestatten uns nicht, von Vorformen des Stadtrechts zu sprechen. Wir besitzen auch keine Beweise von der zwar strittigen, jedoch hie und da möglichen Emanzipation des entstehenden Bürgertums von der Macht des Herren. Alle Berichte von der Marktgerichtsbarkeit bezeugen, daß es keine typischen städtischen Freiheiten gab und daß die Rechtsordnung in den Händen der Herren, meistens in den Händen des Herrschers, lag. Der berühmte Freibrief Herzog Sobieslaws II. für die Prager Deutschen aus den Jahren 1174–1178 steht mit der um sechs Jahrzehnte späteren Stadtwerdung von Prag in keinem Zusammenhang. Es war eine Garantie für die Sicherheit einer national fremden Gruppe, wie wir sie zu derselben Zeit in verschiedenen Kolonisationsgebieten Mittel- und Mitteleuropas finden, und es ist rechtlich und diplomatisch ausgeschlossen, dieses Privilegium als eine städtische Urkunde zu begreifen. Es ist nicht zu bestreiten, daß es auf dem Gebiet der böhmischen Länder starke Voraussetzungen für die Entstehung der institutionellen Städte gab, im 12. Jahrhundert waren sie aber noch nicht mit der heimischen Rechtsordnung verbunden. Vor dem Jahr 1200 finden wir keine Spur eines institutionellen Städtewesens.

Alle historischen Nachrichten stammen ausschließlich aus lateinischen Quellen, deren Terminologie nicht in allen Einzelheiten den einheimischen Rechtsbegriffen entsprach. Lateinische Ausdrücke und Wendungen waren zu eng mit den Begriffen des kanonischen Rechts verbunden und daher auch nicht immer geeignet, die von diesem Rechtsbereich abweichenden Tatsachen eindeutig auszudrücken. Wir finden sehr oft Bezeichnungen von Institutionen, die erst mit einer Ergänzung in der nationalen Sprache versehen den richtigen Sinn ausdrückten, zum Beispiel *ius, quod vulgarter so* und *so vocatur*, oder eine ähnliche Umschreibung. Die landrechtlichen Institutionen, allerdings rein einheimischen Ursprungs, werden in zahlreichen, vorwiegend Klöstern bestimmten Privilegien mit ihren tschechischen Bezeichnungen angeführt. Nach der Einbürgerung der Stadtverfassung kamen neue, bisher unbekannte Institutionen in die böhmische und mährische Rechtsordnung. Diese erschienen in den Quellen in deutschen Formen, besonders in einigen großen Städten, die umfangreiche und in mehrere Artikel gegliederte Privilegien erhielten. Als Beispiel dürfen Brünn, Leobschütz und Iglau, auch wenn dessen bedeutende Urkunde nicht als das Original betrachtet werden kann, Bennisch und Deutsch-Brod dienen.

Im Privilegium für Saaz aus dem Jahr 1265 erschienen beide Fälle: die tschechische Bezeichnung für eine landrechtliche und die deutsche für eine stadtrechtliche Bestimmung. Hier lesen wir *signum, quod vulgo peczacz dicitur* – pečet heißt Siegel – und kurz danach *ius, quod vulgarter weglose dicitur*.

Die deutschen Bezeichnungen, die sich als etwas Ungewöhnliches und Neues in den böhmischen Ländern durchsetzten, zeigen, daß die entsprechenden Institutionen aus der deutschen Nachbarschaft übernommen wurden und daß die Neusiedler, die sie mitbrachten, überwiegend Deutsche waren. Es wäre jedoch unrichtig, zu behaupten, daß es ausschließlich Deutsche waren. In den alten ausgedehnten Siedlungen lebte eine zahlreiche Bevölkerung slawischen Ursprungs, die sich aber den neuen Verhältnissen rasch anpaßte. Bereits in der Zeit vor der Bildung der Städte im Rechtssinne entstanden in einigen Zentren des Handels deutsche, aber auch andere fremdsprachige Niederlassungen, die gewiß bereit waren, die neuen, ihnen wohl bekannten Formen der Rechtsorganisation anzunehmen. Aber wir müssen immer mit einer größeren Anzahl ursprünglicher Einwohner rechnen, die eigentlich nur durch die Ankunft neuer Ankömmlinge vermehrt wurden. Sogar die bekannte Berufung von Deutschen in die Stadt Göding, von der das älteste Privilegium der Königin Konstanze berichtet, kann nicht gleichzeitig als Vertreibung der früheren Einwohner interpretiert werden. Aus dem Wortlaut der Urkunde ist dies nicht zu beweisen. Nur bei der Gründung der Prager Kleinseite erfahren wir aus einer chronikalischen Nachricht, daß die ursprüngliche Bevölkerung vertrieben und durch eine neue – höchstwahrscheinlich deutsche – ersetzt wurde. Wir sind daher berechtigt anzunehmen, daß dieser Fall eine Ausnahme darstellt und daß wir gewöhnlich eher mit dem Verbleiben der früheren Einwohner und mit der Erweiterung der Ortschaft rechnen können. Das läßt sich auch in vielen neu entstandenen Städten topographisch belegen.

* * *

In Böhmen und Mähren haben sich vorwiegend deutsche Stadtrechtsformen eingebürgert. Wir dürfen unsere Ausführungen mit der größten Städtefamilie eröffnen, nämlich mit Städten, die das Magdeburger Recht übernommen haben. Wir haben schon gehört, daß die früheste städtische Urkunde, das Privilegium für Mährisch-Neustadt, von der Übernahme des Magdeburger Rechts nach dem Vorbild der Bürger von Freudenthal spricht. Darauf folgten andere ähnliche Bewidmungen, von denen manche wieder ausdrücklich das Vorbild des Magdeburger Rechts erwähnen: Die Klosterstadt Přelouč erhielt 1261 das Magdeburger Recht in dem Umfang, wie es die königlichen Städte Kolin und Kouřim benützten; die mährische Stadt Braunsberg sollte sich laut Gründungsprivilegium von 1269 nach der Rechtsordnung von Troppau richten, wobei dieses Recht wieder als Magdeburger bezeichnet wurde. Einen gravierenden Passus enthält die königliche im Jahre 1262 erteilte Begünstigung der Stadt Leitmeritz, wonach die Bürger außerhalb der Stadt keinem Gericht unterstellt werden sollten und ihre Streitsachen nur der Herrscher oder sein Delegat entscheiden werde und das *ius et consuetudines Magdeburgensium* aufrechterhalten werden soll.

Bei der Bewidmung einer Stadt muß man mit vielen mündlichen Akten rechnen, weil verschiedene Städte unerwartet in den schriftlichen Dokumenten auftauchen, ihre frühere Entwicklung aber nicht erfaßt werden kann. In authentischen Quellen lassen sich oft Wege nachvollziehen, die zur Einbürgerung des Städterechts führten. Das große Brüner Privileg vom Jahre 1243 enthält eine Anzahl von Artikeln, die aus der Wiener Urkunde, dem sog. Leopoldinum des Jahres 1221, übernommen wurden. Der Einfluß des Wiener Rechts ist daher unverkennbar. Aber in der Brüner

Urkunde suchen wir andere Artikel vergeblich. Dagegen enthält das Brünner Recht viele Bestimmungen, die Wien nicht kennt. In der folgenden Zeit ist kein Rechtszug nach Wien festzustellen, und Brünn selbst bildete sehr bald eine ansehnliche eigene Rechtsfamilie. Wir sind berechtigt zu folgern, daß das Wiener Recht nur teilweise eine Anregung bedeutete. Wien hat Brünn nicht in seinen Rechtskreis einbezogen.

Einen anderen Sonderfall stellt die Urkunde der auf der Grenze zwischen Mähren und der heutigen Slowakei liegenden Stadt Göding dar. Der Stadt wurden im Jahr 1238 von der Königin Konstanze Rechte verliehen, die sich den üblichen böhmisch-mährischen Gewohnheiten entzogen und den Freiheiten des ungarischen Stuhlweißenburg entsprachen. Die Erklärung dieser Tatsache ist merkwürdig. Göding bildete einen Teil der Domäne der Königin, ebenso wie das ungarische Tyrnau, das fast gleichzeitig ein ähnliches Privilegium erhielt. Die Staatsgrenze teilte zwar die Domänen der Königin, aber diese bildeten ein zusammenhängendes Gebiet, das offenbar unter demselben Verwaltungsregime stand. Die Freiheiten von Stuhlweißenburg, die verschiedenen Städten erteilt wurden, bedeuteten einen entscheidenden Schritt in der Entfaltung des ungarischen Stadtrechts, aber sie gestalteten keinen Rechtskreis; Stuhlweißenburg war kein Oberhof und die mit seinen Freiheiten bewidmeten Städte beriefen sich nicht zu seinem Gericht. Das gilt auch für Göding; eine direkte Verbindung mit Stuhlweißenburg ist nicht bekannt.

Wenn wir andere eindeutig belegte Fälle der Verleihung von Stadtrechten zusammenstellen, dann erscheint ein bizarres Bild vor unseren Augen. Nach der sorgfältigen Eliminierung aller unsicheren oder aus verdächtigen Urkunden stammenden Nachrichten können wir uns nur auf zwölf Belege verlassen. Zehn von ihnen verdanken wir herrscherlichen Urkunden. Bei den übrigen zwei, die ein herrscherlicher Beamter und der berühmte Kolonisateur Bischof Bruno von Olmütz ausgestellt haben, müssen wir die vorhergehende herrscherliche Zustimmung voraussetzen. Das Ergebnis ist überraschend.

Außer den bereits genannten Fällen, die sich auf Magdeburger Recht ausdrücklich beziehen und in denen die Städte Freudenthal und Kolin gemeinsam mit Kouřim und Troppau als Vorbild dienten, finden wir noch Olmütz (für Prerau 1256), Brünn (für Ungarisch Hradisch 1258), Königgrätz (für Leitomischl 1259), Prag (für Bösig 1264), Hohenmauth (für Politschka 1265), Leitmeritz (für Graber-Kravaře 1276) und dreimal Leobschütz (für Křanovice 1265, Ungarisch Brod 1272 und Weißkirchen 1276). Nur bei Leobschütz kann man einen entstehenden Kreis des Stadtrechtes beobachten; andere wurden vereinzelt genannt, und gewöhnlich waren es die nächsten bereits bestehenden Städte.

Nur wenige der genannten Städte haben eine Stadtrechtsfamilie gegründet und sich als Oberhof behauptet. Brünn, Olmütz, Leitmeritz, Prag und zeitweilig auch Leobschütz haben ausgedehnte Rechtslandschaften gegründet, aber bei Freudenthal, Kolin, Kouřim, Troppau, Königgrätz und Hohenmauth ist die Erweiterung des Bereichs ihrer Stadtrechte überhaupt nicht oder nur in einem kleinen unbedeutenden Kreis der umliegenden Städte bezeugt. Die Stadtrechtsfamilien mit dem Rechtszug zu den „Mutterstädten“ waren allerdings kein fester und unveränderlicher Kreis; es sind ja spätere Veränderungen zur Genüge bekannt.

Einen Punkt müssen wir hervorheben. Als Vorbild wurden ausschließlich einheimische Städte genannt, nie eine auswärtige Stadt. Nicht einmal Magdeburg, dessen Recht mehrmals erwähnt wurde. Es entsteht die Frage, wann die direkte Verbindung zu Magdeburg angeknüpft wurde. Der erste Beleg darüber stammt erst aus dem Jahre 1282. Die Magdeburger haben damals eine Abschrift ihrer Rechte Leitmeritz zugesandt. Der Text ist leider nicht überliefert, aber der Brief der Magdeburger Schöffen ist unzweifelhaft und klar: Sie senden eine Zusammenstellung ihrer Rechte *Lithomiericensi civitati, que nostris fundata dicitur legibus*. Leitmeritz war dann drei Jahrhunderte hindurch der Oberhof für die böhmischen Städte, die sich dem Magdeburger Recht angeschlossen hatten. Dieser Bericht zeigt, daß in Böhmen früher keine sichere Abschrift des Magdeburger Stadtrechts bekannt war. Das bedeutet, daß sich das Magdeburger Recht ohne einen unmittelbaren Kontakt mit der Stadt Magdeburg eingebürgert hatte, daß es ein Gewohnheitsrecht war, das die neuen Ankömmlinge aus ihrer Heimat mitgebracht hatten, und daß kein früherer Rechtszug an den Magdeburger Oberhof festzustellen ist. Das Magdeburger Recht war ein bekannter Begriff und auch eine bekannte Rechtsordnung seit dem Anfang des Städtewesens, aber die Bildung der Rechtszentren und die Bindung an Magdeburg haben sich erst im Laufe der Zeit unter dem Druck der anwachsenden Anzahl der neuen Stadtgemeinden und der komplizierteren Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens entwickelt.

Über das Eindringen des Magdeburger Rechts läßt sich Verschiedenes feststellen, und die Lücken in den erhaltenen Quellen sind nicht unüberbrückbar, so daß es uns gelungen ist, zu gewissen Schlußfolgerungen zu gelangen. Anders verhält sich die Sache beim Studium des Widerhalls der süddeutschen Rechtsbereiche. Die einheimischen Oberhöfe, vor allem Prag, Brünn und Iglau, dürften sich auf einem ähnlichen Wege konstituiert haben, aber es fehlt die Möglichkeit, die Verbreitung der Rechtsgewohnheiten genügend zu klären. Es ist jedoch unerlässlich, auf eine irriige Hypothese aufmerksam zu machen, die manchmal noch heute wiederholt wird, nämlich die Übernahme des Nürnberger Rechts, das angeblich auf eine ähnliche Weise wie das Magdeburger Recht nach Böhmen eingedrungen sei.

Als Nürnberger Recht wurde das Recht der Altstadt Prag bezeichnet. Aber das ist nur eine ungenaue Benennung für das übernommene süddeutsche Stadtrecht. Die böhmischen Quellen sprechen von dem sog. Nürnberger Recht erst im Jahre 1315, aber entscheidend ist die Tatsache, daß Prag nie eine Niederschrift des Rechts aus Nürnberg erhielt, nie wurde eine Berufung gegen ein Urteil oder eine Bitte um Belehrung in einer strittigen Angelegenheit an Nürnberg adressiert. Die Verbindung mit dem Nürnberger Stadtrecht ist nur bei einer Gruppe westböhmischer Städte bekannt, die sich an das Egerer Recht angelehnt hatten. Eger gehörte tatsächlich zur Nürnberger Rechtsfamilie. Das süddeutsche Stadtrecht war viel elastischer als das Magdeburger. Verschiedene Versuche, die Frage des Nürnberger Rechts zu erläutern, stützten sich auf spätere Rechtsbücher, und obwohl sie wertvolle Ergebnisse erbracht haben, sind sie kaum geeignet, für die Frühzeit dieses Rechts genügende Beweise zu liefern.

* * *

Trotz aller Lücken und Unsicherheiten ist das Eindringen der deutschen Stadtrechte verhältnismäßig gut belegt. Wie war es mit dem Marktrecht? Wir haben schon

gezeigt, daß sich der lineare Zusammenhang Markt – Stadt nicht verteidigen läßt und daß es sich um verwandte, aber im Grunde unterschiedliche Begriffe handelte. Weiter müssen wir für die Zeit des entstehenden Städtewesens und der Verbreitung der Märkte den Markt und das Marktrecht unterscheiden. Das ist keine gekünstelte Differenzierung. Märkte sind als eine wirtschaftliche Notwendigkeit viel früher entstanden, und es gab gewisse Regeln für ihre Tätigkeit, die wir aber mangels der Angaben in den Quellen nicht erkennen und klassifizieren können. Es dürften kaufmännische Usancen sein, die den Handelsverkehr regelten. Erst mit der fortschreitenden Vermehrung der Märkte und als Folge des Marktregals hat sich das Marktrecht gebildet.

In einem inhaltsreichen Privilegium aus dem Jahre 1234 bestätigte Markgraf Přemysl dem Kloster Raigern unter anderen Vorrechten auch das Marktrecht – *ius forense* – und fügte hinzu: *prout ubique teutonice liberatis est* – „soweit es überall deutsche Freiheit ist“. Wir sind nur auf Hypothesen angewiesen, aber werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß sich das Marktrecht wirklich als „deutsche Freiheit“ eingebürgert hatte. Es waren wahrscheinlich deutsche Kaufleute, die sich in wichtigen Handelszentren angesiedelt hatten, die ihre Rechtsgewohnheiten mit sich brachten; dies wurde aber sehr schnell auch von der übrigen Bevölkerung übernommen. Es wäre zu gewagt, die direkte Bindung an konkrete deutsche Marktrechte suchen zu wollen; die Grundlagen hierfür sind noch zu unsicher, aber der Passus von der *libertas teutonica* ist jedenfalls ernst zu nehmen, weil er aus einer unanfechtbaren und im Original erhaltenen Urkunde stammt.

Mit allem vorsichtigen Vorbehalt dürfen wir folgern, daß sich sowohl das Marktrecht als auch etwas später das Stadtrecht in einer überwältigenden Welle auf dem Gebiet Böhmens und Mährens ausbreiteten. Diese Entwicklung, die in anderen Ländern Jahrhunderte dauerte, verlief hier in wenigen Jahrzehnten. Das ist – nebenbei bemerkt – auch ein Symptom der historischen Tatsache, daß das Stadtrecht der böhmischen Länder von dem allgemeinen Strom der europäischen Städtebildung nicht isoliert, sondern im Einklang mit ihm entstanden ist und daß die heimischen Voraussetzungen bereits so stark waren, daß die Stadtverfassung eigentlich in fertigen Formen rezipiert werden konnte.

Aus den vorhergehenden Ausführungen geht hervor, daß es die deutschen Stadtrechte waren, die als Vorbild für das Rechtsleben in den böhmischen und mährischen Städten dienten. Wir wollen keineswegs diese historisch begründete Wirklichkeit in Abrede stellen, aber von einem oft benützten Begriff wollen wir dennoch Abstand nehmen. In vielen Arbeiten wird die Bezeichnung „deutschrechtliche Stadt“ benützt. Es waren meistens deutsche Stadtrechte, die die Vollendung der Entwicklung einer Ortschaft zu einer Stadt charakterisieren, aber sie waren nicht allein und nicht automatisch oder willkürlich in das Land eingedrungen. Stadtrecht und Stadtverfassung in einer Ortschaft sind nur ausnahmsweise in einem einzigen Akt entstanden; in den meisten Fällen ist es möglich, aufeinander folgende Etappen zu beobachten, und der Augenblick, der den städtischen Status in vollem Umfang und mit jeder Ausstattung einer Rechtsstadt brachte, ist sehr oft nicht zu fassen. Kann man alle Stufen, die zur Konstituierung einer Stadtgemeinde, deren Mitglieder vollberechtigte Stadtbürger waren, unter einem Begriff zusammenfassen?

Im böhmischen Königreich, ähnlich wie auch in anderen Siedlungsgebieten in Europa, war die Genehmigung des Herrschers die unumgängliche Bedingung zur

Erlangung des städtischen Rechtsstands. Das war der konstitutive Akt, ohne welchem sich die städtischen Freiheiten nicht entfalten konnten. Dazu traten noch andere Rechtsbereiche, die sich in der Stadtwerdung geltend machten, vor allem die den Städten erteilten Privilegien der Stadtherren, welche die städtische Rechtsordnung individualisierten und Abweichungen von den üblichen Gewohnheiten beinhalteten. Erst alle diese Komponenten zusammen stellen das Bild der Rechtslage einer Stadt dar. Unter ihnen war das Stadtrecht ein wichtiger Teil der gesamten Rechtstellung. Wenn wir aber von einer deutschrechtlichen Stadt sprechen, fühlen wir in einem gewissen Maß eine automatische Übernahme, eine gewisse Abhängigkeit des Stadtwerdungsprozesses. Die Bezeichnung „deutschrechtliche Stadt“ ist eigentlich nur *pars pro toto* zulässig und umfaßt nicht die ganze Wirklichkeit, abgesehen davon, daß sich das Stadtrecht auch einheimischen Verhältnissen und Bedingungen anpaßte. Obwohl unter dem Begriff „deutschrechtliche Stadt“ in der neueren, überwiegend deutschen Forschung das Phänomen der mittelalterlichen Vollstadt auf den Plan tritt, ist er dennoch nicht präzise und entspricht nicht ohne weiteres der diffizilen rechtlichen Stellung einer jeden Stadt.

Einwände können auch gegen die Bezeichnung „abendländische Stadt“ erhoben werden, weil sie im Gegensatz zu dem schmalen Begriffsbereich der „deutschrechtlichen Stadt“ zu weit ausgreift. In den geräumigen Gebieten des Abendlandes wäre es sehr schwierig, einen im strengen Sinn einheitlichen Stadttypus zu finden oder konstruieren zu wollen; die historischen Bedingungen und Zeitschichten der Entstehung des Städtewesens waren sehr unterschiedlich, und auch die Rechtsordnung differierte nicht nur in vielen Einzelheiten, sondern sogar in einigen grundsätzlichen Prinzipien. Als Beispiel kann das Ausmaß des königlichen Übergewichts bei der Organisation des Städtewesens in Böhmen und Mähren angeführt werden. Diese Städte besaßen keine so selbständige Stellung wie die freien Reichsstädte in Deutschland; ihr politischer Einfluß war durch die Königsgewalt limitiert. Außerdem wurden Stadtrecht und Formen der Stadtverwaltung nicht allgemein aus dem Abendland übernommen, sondern aus den Nachbargebieten, die wir geographisch zu Mitteleuropa zählen können. Die alte Charakteristik von einer „Rechtstadt“ oder noch besser „institutionellen Stadt“ entspricht den Bedürfnissen der rechtsgeschichtlichen Forschung besser.

* * *

Abschließend soll versucht werden, unsere analytischen Erörterungen zusammenzufassen und zu begründeten Schlüssen zu gelangen. Der Ursprung des Markt- und Stadtrechtes ist keine bloße willkürliche Rezeption fremder Vorbilder, keine bloße Anwendung von anderswo gebildeten Rechtsnormen. Wir werden wahrscheinlich nicht fehlgehen, wenn wir die entscheidenden Impulse für die Städtebildung in vier sowohl rechtlichen als auch sozialen Voraussetzungen erblicken:

- 1) Eine genügend intensive Entfaltung der Wirtschaft, die zur Bildung organisierter Erzeugungs- und Tauschzentren führte. Die Neusiedler kamen nicht in ein leeres Gebiet; die bestehenden ökonomischen Entwicklungsmöglichkeiten bildeten eine unerläßliche Bedingung für ihr Kommen. Dabei muß man darauf hinweisen, daß nicht nur Handwerk und Handel die ökonomischen Grundlagen einer Stadt bildeten, sondern nicht minder die erhöhte agrarische Produktion und die vervoll-

kommunale Technik des Ackerbaus. Die Anzahl der außerhalb der Stadt Tätigen spielte eine wichtige Rolle bei den wirtschaftlichen Wechselbeziehungen zwischen der Stadt und ihrem Hinterland. Wir müssen wiederholen: Städte waren keine Fremdkörper in der Umgebung, sondern regionale Zentren.

- 2) Der Gesamtzustand der Staatsorganisation. Ein wirksames System der königlichen Aufsicht konnte sich erst in einem bereits entwickelten Flächenstaat bilden, dessen Verwaltung in einem solchen Masse entwickelt war, daß sie das neue, städtische Rechtswesen auch schützen konnte. Der systematische Ausbau eines ausgedehnten Gebiets sowie die organisierte siedlungsmäßige Erschließung der spärlich besiedelten Gegenden waren nur auf einem bestimmten Entwicklungsniveau möglich.
- 3) Die ausreichend starke Herrschermacht. Der Aufschwung des böhmischen und mährischen Städtewesens ist in jenem historischen Augenblick eingetreten, als den inneren Thronkämpfen und der äußeren Schwäche der böhmischen Herrscher ein Ende gesetzt worden war. Die königliche Macht hatte sich gefestigt, und trotz aller Versuche von rücksichtslosen Adeligen wurde die Staatseinheit unter der herrschenden Přemyslidischen Dynastie nie angezweifelt. Die Städtebildung, zu deren Entfaltung die königlichen Hoheitsrechte in entscheidendem Maß beigetragen, bedeutete einen wertvollen Zuwachs an Herrschermacht und einen stabilisierenden Faktor gegen die Dezentralisationstendenzen des Adels.
- 4) Die hinreichende Entwicklung der Rechtsordnung. Alles, was uns vom böhmischen Recht zu Anfang des 13. Jahrhunderts bekannt ist, bietet überzeugende Beweise für die Fähigkeit der Rechtsordnung, sich den dynamischen Umwälzungen anzupassen. Die Übernahme und Einbürgerung fremder Rechtsgewohnheiten verlief problemlos. Es nimmt daher nicht wunder, daß das Stadtrecht gerade in dieser Zeit in Böhmen und Mähren Fuß faßte.

Alle diese Voraussetzungen für eine geglückte Einführung der neuen Rechts- und Lebensformen bahnten einen erfolgreichen Weg zum Ausbau eines blühenden Städtewesens. Diese rasche, ja umstürzende Entwicklung ermöglichte den Zuzug einer in Wirtschafts- und Organisationsformen erfahrenen Bevölkerung und die Übernahme der entsprechenden Rechtsnormen der Stadtverfassung und des Stadtrechts. Die gesamte Szenerie, in der sich diese Umwälzungen abspielten, begründete die Annahme, daß die Stadtverfassung und das Stadtrecht, vielfach modifiziert und einheimischen Bedingungen angepaßt, im Grunde in fertigen Formen von außen, aus der deutschen Nachbarschaft und oft durch die deutschen Ansiedler hereingetragen, durch Rezeption in den böhmischen Ländern sehr rasch heimisch wurden.

DIE BAUERNSCHAFT IN BÖHMEN WÄHREND DES SPÄTMITTELALTERS*

Perspektiven neuer Orientierungen

Von Jaroslav Čechura

Zur Forschungslage

In der internationalen ebenso wie in der tschechischen Mediaevistik lassen sich Zeitenkunjunkturellen Kommens und Gehens in der Wahl der Themen erkennen. Dabei verläuft diese Entwicklung hier und anderswo keineswegs synchron, also in der Weise, daß international beliebte Themen auch frühzeitig in die tschechische Mediaevistik Eingang fanden. Im Gegenteil, oft ist ein ziemlich deutlicher Asynchronismus ersichtlich. Als klassisches Beispiel kann das Interesse an der mittelalterlichen Bauernschaft dienen oder im weiteren Sinne an der Landbevölkerung überhaupt, ihren wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen, aber auch an ihrem Alltag und ihrer Mentalität, schlicht an dem komplexen Interessenspektrum der historischen Forschung seit Beginn der modernen kritischen Historiographie.

Es gibt heute kaum Streit darüber, daß im Rahmen der mediaevistischen Forschung (aber nicht nur dort) seit den sechziger Jahren die Bauernschaft zu den großen Themen gehört, worüber eine Vielzahl analytischer und synthetischer Studien Auskunft gibt. Es ist schließlich auch eine spezielle Zeitschriftenliteratur entstanden¹. In diesem Kontext ist es aber mehr als auffällig, daß sich die tschechische historische Produktion etwa der letzten zwanzig Jahre, diesem Thema gänzlich ungenügend gewidmet hat. Zwar sind einige analytische Arbeiten hinzugekommen; allein sie führten nicht zu einer Korrektur der synthetischen Sicht der Problematik. Und deshalb ist die bisherige Interpretation der bäuerlichen Entwicklung, besonders im Spätmittelalter nach 1350², nach ihrem Gesamtbild in Frage zu stellen; und das nicht nur im Hinblick auf die Tatsache, daß ihre tragenden Fundamente vor mehr als 35 Jahren formuliert wurden, sondern auch unter Berücksichtigung der methodologischen und methodischen Voraussetzungen ihrer Autoren sowie unter Berücksichtigung der Auswertung der Quellengrundlage und der allgemeinen Trends zur Globalentwicklung des europäischen Kontinents, namentlich auf wirtschaftlicher und sozialer Ebene. Nach meiner Meinung ist es gerade die augenscheinliche Endgültigkeit und definatorische Geschlossen-

* Mein Dank gilt der Alexander-von-Humboldt-Stiftung sowie Herrn Professor Ferdinand Seibt für ihre Hilfe bei der Beschaffung von ausländischer Fachliteratur und bei der Erstellung dieses Manuskripts.

¹ Z. B. Journal of Peasant Studies, Peasant Studies Newsletter, Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie u. a.

² Vgl. Sk al we it, St.: Der Beginn der Neuzeit. Darmstadt 1982, 1f.

heit der bei uns vorliegenden Konzeption, namentlich in den synthetischen Arbeiten seit den fünfziger Jahren, die zusammen mit einigen recht apodiktischen Darlegungen die nächste Forschergeneration faktisch davon abhielten, sich selbst mit eigenen Versuchen an der Erforschung dieser gewichtigen Problematik zu beteiligen³.

Nach einem Ausgangspunkt für einen neuen Zugriff braucht man nicht lange zu suchen. Es genügte, daß ich bei der Analyse der Entwicklungsformen des Großgrundbesitzes im vorhussitischen Böhmen zu einer anderen Lösung gelangte⁴ als die von František Graus grundgelegte Standardauffassung. Sogleich zeigte sich weiterhin, daß diese Erkenntnis nicht ohne Einfluß auf die Interpretation des sozioökonomischen Status der Bauern bleiben konnte, und das nicht nur für die besagte Zeit. Aus der Feststellung, daß wir in vorhussitischer Zeit Anläufe zu einer Entfaltung der Eigenwirtschaft vermissen, ja im Gegenteil für die Zeit von mindestens 1350 bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts einen Trend zur Auflösung von Höfen unwiderlegbar dartun können, ergibt sich nämlich, daß die herrschende Auffassung über den Frondienst und die Geldrente kaum zu halten sei. Schon aus dieser Andeutung wird klar, daß es in der konkreten historischen Entwicklung des 14. bis 16. Jahrhunderts eine von der bisher formulierten Konzeption völlig verschiedene Stellung der Grundherrschaft zu den Hörigen gegeben haben muß⁵. Die Bestätigung einer solchen Interaktion ist schließlich auch das *Fehlen* von Bauernaufständen und Bauernunruhen in Böhmen vor dem Ende des 15. Jahrhunderts⁶. Diese Tatsache ist natürlich gleichfalls ein Faktor, um die skizzierte Konzeption des Großgrundbesitzes zu verifizieren und trägt auch dazu bei, die Entwicklung der bäuerlichen Bevölkerung neu zu interpretieren.

Die folgende Darstellung betrifft nur die Verhältnisse der Bauern in Böhmen. Obgleich anzunehmen ist, daß sich die Entwicklung in Mähren in den Hauptzügen nicht allzusehr unterscheidet, bin ich der Ansicht, daß es dringlich sein wird, zuerst eine analoge Studie für Mähren auszuarbeiten und erst auf der Basis beider Untersuchungen ein Bild der böhmischen Länder zu geben. Man muß immerhin von einer Abweichung der Entwicklung besonders nach 1419 bzw. nach 1470 ausgehen. In Mähren hatten sich ja auch in stärkerem Maße abweichende Institutionen etwa beim Lehenswesen im Bistum Olmütz durchgesetzt⁷.

³ Diese Frage hat in der Tschechoslowakei bei Studien zum späten Mittelalter eine Schlüssel-funktion, und zwar einerseits für die Verbindung zu den Ursachen der hussitischen Revolution und andererseits für die Bedeutung der das Spätmittelalter betreffenden sozioökonomischen Studien überhaupt.

⁴ Čechura, J.: Klášterní velkostatek v předhussitských Čechách – základní tendence hospodářského vývoje a metodologická východiska dalšího studia [Der klösterliche Großgrundbesitz im vorhussitischen Böhmen – grundlegende Tendenzen der wirtschaftlichen Entwicklung und methodologische Ausgangspunkte für weitere Untersuchungen]. AH 10 (1985) 395 f.

⁵ Es gibt keinen Zweifel daran, daß diese Auffassung elementar logisch ist. Dennoch aber treffen wir in keiner der dieser Problematik gewidmeten Arbeiten auf eine so klare Formulierung.

⁶ Vgl. Blickle, P.: Peasant Revolts in the German Empire in the Late Middle Ages. Social History 4 (1979) 223 f. – Ders.: Unruhen in der ständischen Gesellschaft 1300–1800. München 1988. – Vgl. auch Graus, F.: Pest – Geisler – Judenmorde. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit. Göttingen 1987, 401 f. – Bes. aber Mollat, M./Wolft, Ph.: Ongles bleus, Jaques et Ciompi. Les révolutions populaires en Europe aux 14e et 15e siècles. Paris 1970.

⁷ Zuletzt Válka, J.: Morava ve struktuře a historii českého lenního a stavovského státu

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Landbevölkerung im Spätmittelalter 80 bis 90 % der Bevölkerung ausmachte. Man muß freilich zwischen der Landbevölkerung und der Bauernschaft beziehungsweise der hörigen Bevölkerung unterscheiden. Es handelt sich nicht um ein bloßes Synonym. Schon im Spätmittelalter beschäftigten sich nicht alle, die auf dem Lande lebten, mit der Landwirtschaft als ihrem Hauptberuf. Es gab Gesinde in Klöstern und befestigten Plätzen oder Bergleute und Köhler, auch Handwerker⁸. Für sie hatte die agrarische Produktion lediglich eine ergänzende Funktion. Man darf umgekehrt auch nicht vergessen, wie es um die Ausübung der Handwerke in der Bauernschaft (bei den Landleuten) bestellt war⁹. Gleichmaßen muß man trennen zwischen Bauern, also Personen, deren landwirtschaftliche Tätigkeit die Primärquelle ihres Lebensunterhaltes darstellte, und der hörigen Bevölkerung. Nicht alle Bauern mußten Hörige sein. Es gab eine Gruppe in der freien Bevölkerung, die sich im Lauf der weiteren Entwicklung durch eine gewisse Tendenz auszeichnete, den gegebenen Status hinter sich zu lassen und hörig zu werden. Andererseits verkennen wir nicht, daß manche Hörige den Status von Freien erreichen konnten, sofern es ihnen die wirtschaftlichen Verhältnisse erlaubten und ganz allgemein, sofern sie Interesse an einer Änderung ihrer Stellung hatten¹⁰. Angesichts dessen, daß die wechselseitigen Bezüge zwischen den in Rede stehenden Bevölkerungsgruppen noch nicht erarbeitet sind, halte ich es für angebracht, sich an dieser Stelle nur mit der unmittelbar bäuerlichen Bevölkerung zu befassen.

Meine Umschau beginnt mit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wo die Tendenzen noch nachklangen, die im 13. Jahrhundert voll zum Durchbruch gelangt waren: Agrarrevolution und extensive Kolonisation, und gleichzeitig neue Trends, allgemein die Reduktion der Eigenwirtschaft. Endpunkt ist etwa die Mitte des 16. Jahrhunderts, wo konkrete Ansätze zur Wiederbelebung der Eigenwirtschaft unter den Grundherren zu erkennen sind. Die Intensität der Eigenwirtschaft hatte naturgemäß einen unmittelbaren Einfluß auf die Entwicklung der Bauernschaft. Unter diesem Blickwinkel halte ich die Zeit von ca. 1350 bis ca. 1550, mit der ich mich weiters befassen werde, für eine relativ geschlossene Periode in der Geschichte der böhmischen

[Mähren in Struktur und Geschichte des böhmischen Lehns- und Ständestaates]. *Moravský historický sborník* (1986) 22f.

⁸ Vgl. die Nomenklatur, die für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts Petráň anführt: Petráň, J.: *Poddaný lid v Čechách na prahu třicetileté války* [Die hörige Bevölkerung in Böhmen an der Schwelle zum Dreißigjährigen Krieg]. Praha 1964, 53f.

⁹ In diesem Fall muß man mit dem Begriff der Arbeitsteilung, der nur eine Entwicklungstendenz charakterisiert, vorsichtig arbeiten und darf nicht verabsolutieren, wie es dazu bei der Zunftorganisation kam. Vgl. Janáček, J.: *Přehled vývoje řemeslné výroby v českých zemích za feudalismu* [Überblick über die Entwicklung der Handwerksproduktion in den böhmischen Ländern während des Feudalismus]. Praha 1963 – Vgl. Kellenbenz, J. (Hrsg.): *Agrarische Nebengewerbe und Formen der Reagrarisierung im Spätmittelalter und 19./20. Jh.* Stuttgart 1975.

¹⁰ Belege für die Änderung des Hörigenstatus führt an Čechura, J.: *Dvě studie k sociálně ekonomickému vývoji klášterního velkostatku v předhusitských Čechách* [Zwei Studien zur sozioökonomischen Entwicklung des klösterlichen Großgrundbesitzes im vorhussitischen Böhmen]. *SbNM* 42 (1988) 37f., 61f. – Belege für die Annahme des Hörigenstatus in *Archiv Národního muzea*, Handschrift Nr. 281 (Codex Rosembergicus).

bäuerlichen Bevölkerung. Gewöhnlich gilt sie als identisch mit dem Spätmittelalter; so wird es auch in dieser Arbeit gehalten¹¹.

*Grundlegende Charakteristik der bäuerlichen Entwicklung in den Jahren 1350–1550
im allgemeinen Bild der Forschung*

Wie sehen die Grundlinien der bäuerlichen Entwicklung in Böhmen von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts aus? Wenn wir eine Bilanz der Literatur ziehen wollen, stellen wir überrascht fest, daß ein zusammenfassender kritischer Überblick der Entwicklung für die Zeit von 1350 bis 1550 eigentlich nicht vorliegt¹². Die Gründe liegen nicht nur in der Chronologie (mit dem deutlichen Markstein, den die hussitische Revolution darstellt), die später behandelt werden soll, sondern besonders im Konzeptionellen; es zeigt sich eine beträchtliche Diskontinuität in der Interpretation der bäuerlichen Entwicklung im 14., 15. und 16. Jahrhundert. Wer sich nämlich eingehend mit der Arbeit von Graus über die Entwicklung des „Landvolks“ bis 1419¹³ befaßte und ihre Ergebnisse nachvollzog – und weiter dann mit dem Buch von Antonín Míka¹⁴, das im wesentlichen an die Graussche Konzeption anknüpft (trotz einer konkreten Differenz in der Chronologie) –, kann den Unterschied zwischen den Schlußfolgerungen von Graus und dem Ausgangspunkt von Míka nicht übersehen. Dennoch wurde dieser Widerspruch in den synthetischen Werken, die nach dem Erscheinen beider Arbeiten herausgegeben wurden, bisher nicht gelöst. Er wurde zwar stilistisch abgeschwächt, besteht aber bis heute.

So etwa läßt sich nach der tschechischen Fachliteratur der Blick auf ihre Gesamtsituation¹⁵ umschreiben: Mehr oder weniger verbunden mit dem Rückgang der Kolonisationsbewegung, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts allmählich abebbte, klang die mit der agrarischen Revolution des 13. Jahrhunderts verknüpfte Agrarkonjunktur aus. Die Situation der Hörigen war in dieser Periode bezüglich der Geldform der Rente relativ stabil; dennoch verschlechterte sie sich real durch den Kaufkraftschwund des Geldes¹⁶. Etwa seit den sechziger Jahren des 14. Jahrhunderts registrieren wir eine Entspannung durch die Wirtschaftspolitik Kaiser Karls IV., aber nach

¹¹ Vgl. Sk al w e i t: Der Beginn der Neuzeit.

¹² Vgl. M í k a, A.: Nástin vývoje zemědělské výroby v českých zemích v epoše feudalismu [Eine Skizze der landwirtschaftlichen Produktionsentwicklung in den böhmischen Ländern in der Epoche des Feudalismus]. Praha 1960. – K a v k a, F.: Příručka k dějinám Československa do roku 1648 [Handbuch zur Geschichte der Tschechoslowakei bis zum Jahr 1648]. Praha 1963.

¹³ G r a u s, F.: Dějiny venkovského lidu v Čechách v době předhusitské [Geschichte der Landbevölkerung in Böhmen in vorhussitischer Zeit]. 2 Bde. Praha 1953–57.

¹⁴ M í k a, A.: Poddaný lid v Čechách v první polovině 16. století [Die hörige Bevölkerung in Böhmen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts]. Praha 1960. – Dazu der Kommentar von S e i b t, F.: Gutsherrschaft und Grundherrschaft im böhmischen Ständestaat. BohJb 3 (1962) 225 ff.

¹⁵ Näheres s. Přehled dějin Československa I/1 [Überblick über die Geschichte der Tschechoslowakei]. Praha 1980. – Dazu auch die Übersicht von S e i b t, F.: Bohemica. Probleme und Literatur. München 1970, passim.

¹⁶ Přehled 323.

dessen Tod traten die Schwierigkeiten voll zutage. Es wurden Bestrebungen sichtbar, die zu einer Verschlechterung des Rechtsstatus der Hörigen führten; die Grundherren forderten neue Fronen und Abgaben der Hörigen überhaupt. Das war in einem bestimmten Maß stimuliert durch den Aufschwung ihrer Eigenproduktion. Die skizzierten Erscheinungen führten zu einer sich vertiefenden inneren Differenzierung in der Klasse der Hörigen. Insgesamt führte das in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu einer allgemeinen gesellschaftlichen Krise, in die an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert praktisch alle Glieder der böhmischen Gesellschaft gerieten und die schließlich in die hussitische Revolution mündete¹⁷. Daraus resultiert, daß sich während der zweiten Hälfte des 14. und zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Lage der bäuerlichen Bevölkerung allgemein verschlechterte. Nach einer etwas gemäßigten Formulierung gab es „nur theoretisch“ verbesserte Verhältnisse für die Hörigen¹⁸. In der Zeit der hussitischen Revolution selbst änderte sich – soweit die Quellen das zu erkennen geben – die Situation der Hörigen im Grunde nicht. Es konnte zu bestimmten, durch Störungen in der demographischen Entwicklung verursachten – großteils ziemlich kurzfristigen – Verschiebungen kommen.

In dem zuweilen als „nachhussitisch“ bezeichneten Zeitraum (d. h. nach 1437), der heute in die hussitische Epoche integriert wird, näherte man sich einer gewissen Verbesserung der Situation. Es kam zu einem Stillstand oder einem Abflauen der Differenzierungsprozesse, die in vorhussitischer Zeit aufgekommen waren. Insgesamt wird die allgemeine Situation der hörigen Bevölkerung bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts als „in jeder Hinsicht günstig“¹⁹ gewertet ohne Tendenzen zur Freiheitsbeschnidung (zur sog. zweiten Leibeigenschaft²⁰). Im 16. Jahrhundert sicherten die dauerhaften Bindungen der Bauern an den Markt eine relative Prosperität²¹. Die Ungleichmäßigkeit der Marktbindungen führte allerdings zu einer neuerlichen inneren Differenzierung. Schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden neue Formen steuerlicher Belastung sichtbar, denen die bäuerliche Bevölkerung ausgesetzt wurde. Zugleich kamen wiederum Tendenzen zur Eigenwirtschaft und auch andere Belastungen durch Großgrundbesitzer auf, die neue Einnahmequellen suchten. Im ganzen läßt sich sagen, daß der grundherrschaftliche Druck im Laufe des 16. Jahrhunderts anwuchs, vorläufig allerdings keine solche Intensität erreichte, daß er zu einer deutlicheren Verschlechterung des Gesamtstatus, den die Bauern in diesem Jahrhundert erlangt hatten, geführt hätte.

¹⁷ Ebenda 360. – Vgl. dazu Seibt, F./Eberhard, W. (Hrsg.): Europa 1400. Die Krise des Spätmittelalters. Stuttgart 1984. S. auch vor allem den Beitrag von F. Šmahel zu den böhmischen Verhältnissen.

¹⁸ Nový, R.: Poddaní v husitské revoluci [Die Hörigen in der hussitischen Revolution]. HT 4 (1981) 97. – Vgl. Macek, J.: Tábor v husitském revolučním hnutí [Tábor in der hussitischen revolutionären Bewegung]. 2 Bde. Praha 1952–55.

¹⁹ Míka: Poddaný lid 332.

²⁰ Kloubouch, J.: Osvícenské právní nauky v českých zemích [Die Rechtswissenschaften während der Aufklärung in den böhmischen Ländern]. Praha 1968, 99f. – Vgl. auch die realistische Darstellung von Maur, E.: Poddanská otázka v předbělohorských Čechách [Die Frage der Hörigkeit in Böhmen vor der Schlacht am Weißen Berg]. FHB 11 (1987) 142–143.

²¹ Přehled 48

Selbstverständlich ist es sehr schwierig, den allgemeinen Trend der bäuerlichen Entwicklung durch mehr als zwei Jahrhunderte in wenigen Sätzen ausgewogen und angemessen wiederzugeben, hauptsächlich, wenn keine monographische Arbeit und auch kein synthetischer Überblick den entsprechenden Zeitraum umschließt. Darüber hinaus wurde die bisherige Konzeption immer wieder stilistisch nachgebessert und ausgefeilt, wodurch sie sich natürlich von den eigentlichen Ergebnissen der analytischen Arbeiten einigermaßen entfernte.

Die Entstehung dieses unbefriedigenden Zustandes in ihrem aktuellen Zusammenhang zu erklären ist notwenig. Grundursache ist die Apriorikonzeption der sozial-ökonomischen Entwicklung in vorhussitischer Zeit, die Graus geschaffen hatte²². Dabei ist freilich folgende Tatsache zu beachten: Die tschechische positivistische Historiographie beschäftigte sich in der Zwischenzeit zu wenig mit der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der vorhussitischen Zeit. Soweit einige Arbeiten erschienen, wie z. B. der Überblick von Karel Krofta²³, so akzentuierten sie diese Fragen vom rechtshistorischen Standpunkt, was eben nur eine Seite der Problematik darstellt. Ähnlich ist es mit der Arbeit von Václav Chaloupecký, die eigentlich eine allgemeine Charakteristik der bäuerlichen Lage brachte, analytisch und theoretisch jedoch zu wenig begründet ist²⁴. In ihrer Weise eine Ausnahme ist die Arbeit von Antl und Pekař – eine Analyse des südböhmischen Dorfes Kojákovice, die allerdings ihren Schwerpunkt in jüngerer Zeit hat²⁵.

Bei diesem Stand der Forschungsarbeiten begann Graus mit seiner Darstellung. Seine Aufgabe war nicht nur, die Problematik auf der Grundlage qualifizierter neuer Postulate, sondern auch heuristisch anzugehen. Es handelt sich um ein anspruchsvolles und zweifellos mutiges Vorhaben, da es keine Teilanalysen gab, die geholfen hätten, einzelne Probleme zu lösen, und da es voraussetzte, gleich die Applikation der Marx'schen ökonomischen Theorie auf das hiesige empirische Material zu bewältigen. Der Ausgangsirrturn von Graus lag in seiner Absicht, eine noch nicht durchgearbeitete, sehr prinzipielle Problematik gleichsam auf einen Schlag lösen zu wollen, und das auch noch ohne daß er sich vorher mit Agrarfragen des Mittelalters überhaupt befaßt hätte. Dieser Ansatz, der auch noch als wissenschaftlich erfolgreich präsentiert wurde²⁶, löste die Frage nämlich nur scheinbar und führte so zu einer Kette weiterer Fehler. Tatsache

²² Vgl. die Einschätzung von Graus' Arbeit durch K a v k a: Příručka 136 f., bzw. N o v ý: Poddaní 94, der die Arbeit unkritisch sieht. – N e u Č e c h u r a: Klášterní velkostatek 395 f. – D e r s.: Teorie agrární krize pozdního středověku – teoretický základ koncepce hospodářského a sociálního vývoje předhusitských Čech [Die Theorie der Agrarkrise im Spätmittelalter – theoretische Grundlage für die Konzeption der Wirtschafts- und Sozialentwicklung im vorhussitischen Böhmen]. AH 12 (1987) 129 f. – Vgl. die Rezension F. S e i b t s in: VSWG 47 (1959) 550 f.

²³ K r o f t a, K.: Přehled dějin selského stavu v Čechách [Überblick über die Geschichte des Bauernstandes in Böhmen]. Praha 1949³.

²⁴ C h a l o u p e c k ý, V.: Selská otázka v husitství [Die Bauernfrage im Hussitismus]. Praha 1926.

²⁵ A n t l, T./P e k a ř, J.: Kojákovice. Materiály k dějinám české vesnice [Kojakowitz. Materialien zur Geschichte eines böhmischen Dorfes]. ČČH 7 (1901) 163 f.

²⁶ Siehe K a v k a: Příručka 136 f., 194 f. – Dagegen aber S e i b t: Bohemica 65 f. mit der zugehörigen tschechischen Kritik.

war, daß die Ausgangskonzeption nicht weiter verifiziert, vertieft oder präzisiert wurde. Sie wurde schlicht entgegengenommen als die grundlegende Interpretation der Problematik und gilt damit – ausweislich der letzten Synthese der Geschichte der Tschechoslowakei – bis zum heutigen Tag²⁷. Die Ursachen dieser Sachlage gehen natürlich über den eigentlichen Erkenntnisprozeß hinaus; doch muß in Anbetracht der Folgen, die bis in die Gegenwart hineinreichen, auch dieser Aspekt wissenschaftlichen Arbeitens in die Kritik an Grausens Konzeption einbezogen werden.

Die „Geschichte des Landvolks in vorhussitischer Zeit“

Grundlage der zweibändigen Arbeit von Graus ist ein konzeptioneller Apriorismus. Graus ging von einem deduktiven Modell aus, das sich an der hussitischen Revolution orientierte. Sie wurde als frühbürgerlich begriffen²⁸, und deswegen wurde der Entwicklungsmechanismus der Landbevölkerung, welcher der Revolution vorausging, unhistorisch übernommen aus der Lage der (Industrie-)Lohnabhängigen in einer vorrevolutionären Situation. In ihrem Fall kam es natürlich zu einer Verschlechterung der sozialen Lage und ihrer realen Lebenssituation. Grausens Konzeption war darüber hinaus beeinflusst von der logisch korrekten Überlegung, daß es ohne eine Gesellschaft keine Revolution gibt; die Krise selbst ist dabei nach Graus als eine Steigerung von Druck und Ausbeutung zu verstehen.

Der angeführte Mechanismus wurde auf die sozialökonomische Entwicklung der böhmischen Bauernschaft in vorhussitischer Zeit appliziert, so daß ihre gleichsam „gesetzmäßig“ in die Revolution mündende Lage illustriert werden mußte. Sofern jedoch die Quellen diese Erscheinungen zuweilen nicht zu erkennen geben konnten, wurden sie „nachgebessert“. Das zeigt die sehr umfangreiche, unveröffentlichte Rezension des bekannten und damals schon emeritierten tschechischen Rechtshistorikers, Václav Vojtíšek, ebenso wie die Kritik von Ferdinand Seibt, die damals aber in der Tschechoslowakei kaum bekannt geworden ist²⁹. Natürlich mußte das angeführte apriorische Modell gleichermaßen empirisch wie theoretisch vervollständigt werden. Im Theoretischen bediente man sich wieder der Werke der Klassiker, um Grausens Konzeption passend zu verdeutlichen. Diese Charakterisierung ist keineswegs übertrieben; denn die Rententheorie (von der Graus hätte ausgehen müssen) macht seine Deutungen eigentlich nicht möglich³⁰. Das betrifft das theoretische Fundament seiner Arbeit ebenso wie das empirische Material, für das unser Gebiet zur Verfügung steht.

Diese Tatsache läßt sich einfach illustrieren. Die Auflösung der gutsherrlichen Eigenwirtschaft führte logischerweise zu einem geringeren Bedarf an Fronarbeitskraft. Das hatte die Verdinglichung des Verhältnisses der Hörigen gegenüber der Grundherr-

²⁷ Siehe Anm. 15.

²⁸ Kalivoda, R.: *Husitská ideologie* [Die hussitische Ideologie]. Praha 1961. – Kavka: *Příručka* 216 f.

²⁹ Die Originalrezension ist erhalten im persönlichen Nachlaß V. Vojtíšeks im Archiv hl. města Prahy.

³⁰ Marx, K.: *Kapital* III-2. Hamburg 1894.

schaft zur Folge³¹, was sich nach außen darin äußerte, daß die Hörigen ihre Verpflichtungen in Geld erbringen mußten. Ein derartiger Trend drängte zur Geldform der Rente. Die Hörigen waren dadurch weniger an die Grundherrschaft gebunden und hatten alle Voraussetzungen zu einer Besserung ihrer sozialen Lage. Das hing zwar auch noch von anderen Faktoren ab. Doch der Generaltrend erklärt, warum es irrig ist, erhöhte Forderungen nach Fronpflichten zu erwarten, für welche die *objektiven Voraussetzungen* fehlten. Die Verdinglichung der Hörigenbindung an die Grundherrschaft stellte aber gleichzeitig die behaupteten Bestrebungen der Grundherrschaft in Frage, die Rechtsstellung der Hörigen zu verschlechtern, was sich unter anderem in Versuchen äußern sollte, sie enger an den Boden zu binden. So wäre es angeblich zur Störung einer lange bewahrten Tradition gekommen, die „ein wichtiges konstituierendes Element des Feudalismus und des Hörigenverbandes selbst“ war³².

In Wirklichkeit hätte es gegolten, zwei unterschiedliche Verläufe abzuschätzen³³. Der eine betrifft die Entwicklung des Großgrundbesitzes, vor allem der kirchlichen Institutionen, der andere die auf deren Gütern arbeitende Bauernschaft. Wenn Graus bestimmte Trends zu neuen Eigenbetrieben des Großgrundbesitzes annimmt, läßt sich gleichzeitig nicht übersehen, daß manche (namentlich klösterliche) Institutionen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in beträchtliche finanzielle Schwierigkeiten geraten waren, die zu Verpachtung, eventuell sogar zu Verkäufen führten³⁴. Es ist aber durchaus unzulässig, die Beschwerden einiger Grundherrschaften mit den Beschwerden der Hörigen gleichzusetzen, die sich in Graus' Verständnis gewissermaßen automatisch bedingten.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde die Geldrente fest installiert. Das leugnet Graus nicht, ganz im Gegenteil hebt er es hervor. Diese neue Situation nützte aber in Wirklichkeit den Bauern, beispielsweise durch Pacht einiger Grundstücke oder Höfe oder sogar durch Freikauf aus dem Hörigenstatus, wie es einige Dokumente vom Beginn des 15. Jahrhunderts aus der Umgebung des Klosters in Plaß (Plasy) zeigen³⁵. Ähnliche Dokumente finden wir in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nicht selten. Man kann in diesem Zusammenhang beispielsweise an die Entwicklung des Klosters Sedletz (Sedlec) erinnern³⁶, dessen Hörige im untersuchten Zeitraum ihre landwirtschaftlichen Aktivitäten beachtlich ausweiteten.

Die Entwicklung, die also die Bauernschaft während des 14. Jahrhunderts im Kontext mit der Entwicklung des Großgrundbesitzes durchlief, können wir als einen

³¹ Ebenda.

³² Maur: Poddanská otázka 143.

³³ Detaillierter Čechura: Teorie 137f.

³⁴ Belege: Čechura, J.: Das Wirtschaftsmodell der Zisterzienser in Böhmen (1140–1419). In: Historia i kultura cystersów w dawnej Polsce i ich europejskie związki. Poznań 1987, 105f. – Ders.: K některým aspektům státní ideologie a sekularizačních idejí v předhusitských Čechách [Zu einigen Aspekten von Staatsideologie und Säkularisationsideen im vorhusitischen Böhmen]. ČNM 155 (1986) 29f.

³⁵ Siehe Anm. 10.

³⁶ Siehe Anm. 10. – Vgl. Čechura, J.: Úřední knihy kláštera v Sedlci z období počátku 15. až do konce 16. století [Die Amtsbücher des Klosters in Sedlec aus der Zeit vom Beginn des 15. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts]. ČNM 152 (1983) 114f.

strukturellen Wandel im Wirtschaftssystem bezeichnen. Aber er läßt sich offenbar gerade nicht als eine Verschlechterung der bäuerlichen Lage deuten³⁷.

An dieser Stelle ist es natürlich unmöglich, die Konzeption von Graus detailliert zu erörtern³⁸. Man kann nur die Schlüsselmomente der von ihm verfolgten Problematik skizzieren, die sich in den wichtigsten Formulierungen seines Modells widerspiegeln. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß sein Konzept nicht der konkreten historischen Situation im vorhussitischen Böhmen entspricht, und zwar weder im Licht empirischer Information noch von einem theoretischen Gesichtspunkt aus. Ein Beharren auf seiner apriorischen Konzeption bedeutet ein Hindernis für den weiteren aktiven Erkenntnisprozeß. Man darf nicht übersehen, daß Graus selbst Veränderungen in den Zahlungsbedingungen der Hörigen, die er als Verschlechterung ihrer sozialen Lage auslegte, nur selten fand, ebensowenig wie weitere Quellen, die auf eine klare Verschlechterung in dieser oder jener Form hinweisen würden³⁹. Um bestimmte Tendenzen in den Informationsquellen für beweiskräftig anzusehen, müßte es sich um Erscheinungen massenhafter Art handeln, die statistische Bedeutung im Hinblick auf die verfügbaren Quellen erlangen. Insgesamt müßten diese Züge als deutliche Entwicklungstendenz erscheinen, die man beispielsweise chronologisch oder territorial konkreter eingrenzen könnte.

Ein wichtiges Korrektiv in diesem Kontext ist das Aufkommen der Bauernrevolten, -unruhen oder -aufstände, Erscheinungen, auf die wir im Europa jener Zeit oft genug treffen⁴⁰. Es wäre paradox, wenn es in einer Situation, in der sich eine Reihe von existenziellen Daseinsaspekten der zahlenmäßig stärksten Bevölkerungsgruppe – der Hörigen – massiv verschlechterte, nicht auch zu Widerstand gekommen wäre. In diesem Punkt wurde die benachbarte europäische Entwicklung einfach überhaupt nicht berücksichtigt⁴¹.

Bleiben wir noch bei der Situation der Bauern in der hussitischen Revolution. Eine neuere Studie von Rostislav Nový versuchte aufgrund statistischer Angaben zu zeigen⁴², daß die Entwicklung im wesentlichen gleichmäßig und ohne Ausschläge in Richtung einer Verschlechterung oder Verbesserung verlief. Freilich ist unstrittig, daß die Angaben der Urbare nur den nominalen Besitzstand, keineswegs den realen widerspiegeln. Darüber hinaus erfaßten die Urbare dieser Zeit nicht sämtliche Liegenschaften, es fehlten z. B. Wiesen und Wald. Das bedeutet, daß sie nur ein bestimmtes

³⁷ Siehe Čechura: *Teorie* 137f. – Vgl. Pitz, E.: *Wirtschaftskrise des Spätmittelalters*. VSWG 52 (1965) 347f.

³⁸ Dazu müßte man auch die profunde rechtshistorische Kritik heranziehen von Kejř, J./ Procházka, V.: *Právně historické glosy k dějinám venkovského lidu v Čechách v době předhusitické* [Rechtshistorische Glossen zur Geschichte der Landbevölkerung in Böhmen in vorhussitischer Zeit]. PHS 5 (1959) 311f. Irrtümer bei der Interpretation einzelner Quellen verzeichnet Vojtíšek in seiner kritischen Stellungnahme, vgl. Anm. 29.

³⁹ Graus: *Dějiny II*, 95, 144, 188 u. a.

⁴⁰ Siehe Anm. 6

⁴¹ Siehe Anm. 4, 10 u. a.; man kann auch auf entsprechende Passagen in der Arbeit F. Šmahels über die hussitische Revolution verweisen. Vgl. Ders.: *La révolution hussite, une anomalie historique*. Paris 1985.

⁴² Siehe Anm. 18.

Grundbild der Bodenverteilung geben. Im Kontext mit den früheren Erläuterungen der vorhussitischen Periode ist es freilich wichtiger, wie wir eigentlich die Feststellungen Novýs zu interpretieren haben. Gehen wir aus von den Beurteilungskriterien nach Graus, dann müßte es sich eigentlich um eine Verbesserung der bäuerlichen Situation handeln oder zumindest um einen Stillstand negativer Entwicklungstrends und um die Durchsetzung einer gewissen inneren Stabilität. Aber statt dessen spricht Nový bei der Gegenüberstellung mit der vorhussitischen Situation davon, daß sich die Lage der Hörigen eigentlich nicht verbessert habe und wenn, dann nur theoretisch. Kaum läßt sich das anders erklären als mit einer gewissen konzeptionellen Ratlosigkeit und Unfähigkeit, aus evident abweichenden empirischen Daten gegenüber der bestehenden Konzeption neue Schlußfolgerungen zu suchen.

Wir haben uns mit der Problematik des bisherigen Konzepts der vorhussitischen und hussitischen bäuerlichen Entwicklung ausführlicher befaßt; für das Ziel dieser Arbeit ist das unerläßlich. Wollen wir nämlich nicht alte Fehler wiederholen und alte Schemata übernehmen, müssen die Schwächen der gegenwärtigen Konzeption vorbehaltlos ermittelt und Möglichkeiten zur Vertiefung der historischen Erkenntnis aufgezeigt werden.

Demgegenüber ist der Stand unserer Kenntnisse über die Bauernschaft im 16. Jahrhundert wesentlich besser. Zunächst gibt es da eine längere Forschungstradition, durch die eine Menge empirisches Material gesammelt und gesichtet wurde, wovon es da natürlich auch unvergleichlich mehr gibt als für das 14. und besonders für das 15. Jahrhundert. Eine Rolle spielt auch die grundlegende Tatsache, daß die Darlegung nicht ausdrücklich auf eines der Umbruchereignisse in der nationalen Geschichte abzielte wie im vorherigen Zeitraum die hussitische Revolution⁴³. Im Blick auf die Kontinuität der Entwicklungsprozesse läßt sich diese Feststellung auch auf das letzte Drittel des 15. Jahrhunderts ausdehnen.

Schon hier ist die Frage zu stellen, ob der kontinuierliche Entwicklungstrend, der sich wenigstens seit dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts bis zum Ende der untersuchten Epoche, in den grundlegenden Zügen aber bis zur Schlacht am Weißen Berg, fassen läßt, nicht in einem noch weiteren zeitlichen Übergriff existiert – und zwar von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Man kann die Feststellung anschließen, daß die Bemühung, langfristige Trends in der bäuerlichen Entwicklung zu erkennen, darauf abzuzielen hätte, eine „langwellige“ Entwicklung zu erfassen und zwar auf der Basis der realistischen Quellenanalyse und unter Berücksichtigung der allgemeinen Tendenzen in der europäischen bäuerlichen Entwicklung⁴⁴.

⁴³ Die ältere Literatur führt Krofta: Dějiny an, mit der ergänzten Bibliographie von E. Janoušek. – Einen Überblick weiterer Arbeiten gibt Janáček, J.: České dějiny. Doba předbělohorská [Böhmische Geschichte. Die Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg]. Bd. 1. Praha 1971², 74f. – Petrůň, J.: Pohyb poddanského obyvatelstva a jeho právní vztahy v Čechách v době předbělohorské [Die Bewegung der hörigen Bevölkerung und ihre Rechtsbeziehungen in Böhmen in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg]. ČsČH 5 (1957) 26f., 399f. – Ders.: Poddaný lid, passim.

⁴⁴ Vgl. Hroch, M./Petrůň, J. in: Kellenbenz, H. (Hrsg.): Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Bd. 3. Stuttgart 1986, 969f.

Die bäuerliche Kleinproduktion als Grundeinheit der Feudalwirtschaft

In der tschechischen Literatur ist die Auffassung fest verankert, daß der Großgrundbesitz die wirtschaftliche, organisatorische, rechtliche und verwaltungsmäßige Grundeinheit der feudalen Ökonomie im untersuchten Zeitraum darstelle. Es sei gerade diese Institution in entscheidender Form für die Lebensbedingungen der bäuerlichen Bevölkerung bestimmend gewesen. Dieses Verständnis gilt mit kleinen oder größeren Abweichungen bei allen Arbeiten, die nicht nur mit dem Großgrundbesitz und den Hörigen, sondern mit der landwirtschaftlichen Produktion bis zur ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts überhaupt beschäftigt waren⁴⁵. Um der Objektivität willen darf man die Tatsache nicht außerachtlassen, daß diese konzeptionelle Basis eine lange Forschungstradition hat, die mit dem internationalen Studium der Grundlagen der Feudalepoche verbunden ist. Ich erinnere daran, daß, beginnend mindestens mit Max Weber und endend mit M. M. Postan, von der feudalen Wirtschaft allgemein als einem System des Großgrundbesitzes gesprochen wird⁴⁶. Anders gesagt, die feudale Produktionsweise wird dem Großgrundbesitz gleichgesetzt, der faktisch das Synonym für die Ökonomie dieser Epoche darstellt.

Dieses Verständnis hatte eine gewisse Berechtigung, und hat sie vielleicht auch heute noch bei zusammenfassenden Modellen, wo man mit einem hohen Grad an Abstraktion arbeitet und wo das übliche Verfahren die logische Deduktion ist. Für die Beobachtung der bäuerlichen Entwicklung vom 14. bis zum 16. Jahrhundert halte ich dieses Konzept aber nicht für gerechtfertigt, weil es der konkreten historischen Situation nicht entspricht, die man folgendermaßen dokumentieren kann.

Seit Beginn des 14. Jahrhunderts, besonders ausgeprägt seit dessen zweitem Viertel, beobachten wir in Böhmen, daß die Grundherren die Höfe als die Zentren ihrer Eigenwirtschaft verlassen. Es kommt zur Parzellierung von Höfen, ihrer Verpachtung, zum Anbau nach Erbpachtrecht und dergleichen⁴⁷. Diese langfristige Tendenz läßt sich von der Mitte des 14. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts am Beispiel des

⁴⁵ K r o f t a: Dějiny 20–21, 81–86, – H r u b ý, F.: Z hospodářských převratů českých ve stol. XV. a XVI. [Zu den Umwälzungen in der böhmischen Wirtschaft im XV. und XVI. Jahrhundert]. ČČH 30 (1924) 205f., 433f. – Č e r n ý, V.: Vývoj patrimonialního velkostatku a jeho správy [Die Entwicklung des patrimonialen Großgrundbesitzes und seiner Verwaltung]. In: Sborník přednášek proslovených na prvním sjezdu čl. profesorů filozofie, filologie a historie v Praze 3.–7. dubna 1929. Praha 1929, 434f. – H u s a, V.: Epochy českých dějin [Epochen der böhmischen Geschichte]. Praha 1949². – M í k a, A.: Feudální velkostatek v jižních Čechách (XIV.–XVIII. století) [Der feudale Großgrundbesitz in Südböhmen]. SH 1 (1953) 122f. – G r a u s: Dějiny II, 65f., 183f. – Přehled 160. – N o v ý, R.: Přemyslovský stát 11. a 12. století [Der Staat der Přemysliden im 11. und 12. Jahrhundert]. Praha 1972, 90–91 (Definition für das 13. bis 18. Jahrhundert). – D e r s.: Finanční písemnosti předhusitického velkostatku v Čechách [Dokumente zu den Finanzen des vorhusitischen Großgrundbesitzes in Böhmen]. AUC, Philosophica et historica 5 (1975) 48–49. – M a u r, E.: Geneze a specifické rysy českého pozdně feudálního velkostatku [Genesis und spezifische Züge des böhmischen spätfudalen Großgrundbesitzes]. AUC, Philosophica et historica 1 (1976) 229f.

⁴⁶ Zusammenfassend B a n a j i, J.: The Peasantry in the Feudal Mode of Production: Towards an Economic Model. The Journal of Peasant Studies 3 (1976) 299f.

⁴⁷ Č e c h u r a: Klášterní velkostatek 395f. – D e r s.: Ökonomische Entwicklungstendenzen 83f.

Großgrundbesitzes von Leitomischl fassen und zwar ohne Rücksicht darauf, ob er sich in Händen einer kirchlichen oder weltlichen Grundherrschaft befand⁴⁸.

Zeit	Zahl der Höfe in Eigenregie
Mitte des 14. Jahrhunderts	12
2. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts	11
Mitte des 15. Jahrhunderts	5
Mitte des 16. Jahrhunderts	1
Mitte des 17. Jahrhunderts	5

Die Gesamtzahl der Dörfer des Großgrundbesitzes von Leitomischl erreichte dagegen fast fünfzig. Die verhältnismäßig hohe Zahl von zwölf Höfen in vorhussitischer Zeit darf man nicht absolut nehmen, denn einige von ihnen waren langfristig verpachtet. Die recht kleine ökonomische Bedeutung der Höfe noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts tritt weiter hervor, wenn wir die Menge der Aussaat dieser Höfe mit der in den Dörfern vergleichen. Mit dieser Tatsache korrespondierte das gesamte Wirtschaftssystem des Großgrundbesitzes.

Unzweifelhaft mußte diesem Trend auch der Bedarf an Fronarbeit und dessen Gesamthöhe entsprechen. Sofern Graus und einige weitere Autoren von einer Ausweitung und Erhöhung der Fronpflichten seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sprechen, steht das einfach im Widerspruch zum verfügbaren Quellenmaterial⁴⁹ wie auch zu den allgemeinen Entwicklungstendenzen von Großgrundbesitz und Bauern in dieser Zeit. Hier muß eine prinzipielle Frage gestellt werden: Welchem Ziel hätten diese erhöhten Fronpflichten denn eigentlich dienen sollen? Meist kam es doch zur Abgeltung der Fron für ein konkretes finanzielles Äquivalent⁵⁰.

Natürlich darf man die Quellenlage nicht verabsolutieren; wenn wir in einigen vorhussitischen Urbaren Belege über die Fron vermissen, so muß das nicht automatisch bedeuten, daß in der gegebenen Herrschaft Frondienste überhaupt nicht mehr existierten. Wir dürfen hier die technische Seite der Angelegenheit nicht übersehen, daß nämlich Urbare des Großgrundbesitzes existieren konnten, in denen diese Pflicht zur gegebenen Zeit nicht vollständig aufgeführt waren⁵¹. In der finanziellen Umsetzung waren das in der Summe nur niedrige Beträge, weil der Arbeitstag im 14. bis 16. Jahrhundert einem Äquivalent von 1 bis 2 Groschen entsprach⁵². Wenn dann später in den schriftlichen Quellen Fronpflichten auftauchen, beispielsweise in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, muß das nicht bedeuten, daß es sich um neu

⁴⁸ K ř i v k a, J.: Litomyšlský velkostatek za Pernštejnů [Der Großgrundbesitz von Leitomischl unter den Pernsteinern]. ČSAV, řada společenských věd 69 (1959) Nr. 7, 15f.

⁴⁹ G r a u s: Dějiny 180 f. – K a v k a: Příručka 160 f., 196 f. – Přehled I/1, 323 u. a.

⁵⁰ Das zeigt ausdrücklich das verfügbare Quellenmaterial; selbst G r a u s: Dějiny II brachte eine bemerkenswerte Anzahl solcher Belege.

⁵¹ Einige Belege führt ein M í k a: Poddaný lid 229f.

⁵² Vgl. N o v ý: Finanční písemnosti 55f. – M í k a: Poddaný lid 165f.

eingeführte Fronen handelt. Die erhaltenen vorhussitischen Urbarialquellen geht man daher am besten mit einem gewissen Vorbehalt an.

Wenn freilich der bezeichnete Trend vom zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht so deutlich zutage trat, kann man sich der gestellten Frage noch von einer anderen Seite nähern. Es geht um das Ausmaß der Fronpflichten in Böhmen während des beobachteten Zeitraums. Es waren maximal 18 bis 24 Tage im Jahr⁵³. Obwohl die Fronverpflichtungen vorwiegend selbstverständlich während der Erntezeit in Anspruch genommen wurden, betrafen sie doch nur eine Person aus jeder Hofstelle. Das Ausmaß der Fronverpflichtungen läßt sich darüber hinaus noch dadurch beurteilen, daß wir sie auf den Zeitraum zwischen dem Tag des hl. Georg und dem des hl. Gallus beziehen, was 25 Wochen, also 125 Arbeitstage ausmacht. Eine Fron in Höhe von beispielsweise 15 Tagen bedeutete 12 % (= $\frac{1}{8}$) der Arbeitszeit. Bei – nehmen wir an – vier arbeitsfähigen Personen auf einer Hofstelle betrug die reine Fron nur 3 % der Arbeitstage. Bei 25 Frontagen wäre es um 20 % (= $\frac{1}{5}$), im Fall von vier Personen also um 5 % gegangen. Die skizzierten Angaben weisen auf die tatsächlich recht geringe Bedeutung der Fronpflichten für die Wirtschaft des Großgrundbesitzes hin.

In diesen Zusammenhängen muß auch der weitere Trend behandelt werden, der in der Ausdehnung der Geldrente und überhaupt in der anwachsenden Monetisierung der Verpflichtungen der Hörigen liegt. Das entspricht selbstverständlich der Grundtendenz der Entwicklung des Feudalismus. Freilich entspricht dem ebenso die Tatsache, daß sich die Verpflichtungen der Hörigen gegenüber der Grundherrschaft verdinglichten, formalisierten; Grundverpflichtung war, den Zins an den festgesetzten Abgabeterminen zu entrichten. Darüber hinaus wurde die Grundherrschaft in einer Reihe von Fällen infolge von Verpachtung oder Erbpacht von Gütern (z. B. an Städter oder Adlige) immer mehr zur nominalen Grundherrschaft. Natürlich hielt sie die „Bodenoberhoheit“ in Händen, aber über alltägliche, unmittelbare Angelegenheiten wirtschaftlicher Art entschied sie immer weniger. Zwischen sie und die Hörigen schob sich des öfteren ein weiteres vermittelndes Glied. Und im Rahmen der bekannten Tatsache, daß eine der wichtigsten Bedingungen für die angeführten Transaktionen die Erhaltung des status quo in den Zahlungsgewohnheiten war, wurde auch die theoretische Möglichkeit, die Zahlungsverpflichtungen zu erhöhen, in den Hintergrund gedrängt. Die ursprünglichen Herren über den Boden gerieten binnen kurzem in die Rolle passiver Empfänger von Gelderträgen, auch wenn sie „normal“ den Vollzug der Grundherrschaft behielten⁵⁴. Man kann noch weiter gehen. Es reicht, sich die Frage zu stellen, wo eine Entscheidung wie die über die Wahl der Ernte, d. h. über die anzubauenden Früchte, oder die über die Höhe der Ausgaben für die Ausstattung mit Qualitätswerkzeug getroffen wurde. Die Entscheidung fiel direkt in den einzelnen

⁵³ M í k a : Poddaný lid 233f. Zum Vergleich: In England betrug die außerordentliche Fron zwei bis vier Tage wöchentlich das ganze Jahr hindurch, was im Jahresverlauf mindestens 110 Frontage ergab, also das Vier- bis Fünffache mehr als in Böhmen. Vgl. H a r v e y , B.: Westminster Abbey and its Estates in the Middle Ages. Oxford 1977, 227f.

⁵⁴ Dazu Č e c h u r a , J.: Chotěšov v 15. století [Chotieschau im 15. Jahrhundert]. MZK (im Druck).

Landwirtschaften – den Bauernhöfen. Da wurde auch entschieden über die Organisation der Arbeit oder die Verkaufsmöglichkeiten für bestimmte Mengen der Produktion auf dem Markt⁵⁵. Diese Fragen beurteilte jeder Bauer für sich, der Grundherr oder allfällige Pachtherren griffen da praktisch nicht ein. Für sie war die Erfüllung der urbarialen Verpflichtungen durch die Hörigen wesentlich, also die geregelte Sicherung ihrer Grundrente.

Ein ähnlich wichtiger Aspekt ist im gegebenen Kontext die Struktur des Großgrundbesitzes in Böhmen im Blick auf die Ausbreitung des Ackerlandes und der Besiedelung überhaupt. Es gab einige große, relativ zusammenhängende Landkomplexe, die an die Organisationsform des Großgrundbesitzes gebunden waren. Aber ebenso finden wir ganze Regionen, in denen nicht nur benachbarte Dörfer verschiedenen Grundherren gehörten, sondern in denen sich sogar einzelne Orte in der Hand mehrerer Personen befanden. Wir brauchen nur an das Hinterland der Hauptstadt Prag⁵⁶, von Leitmeritz⁵⁷ oder Klattau⁵⁸ zu denken, um klar zu sehen, daß in Böhmen das Wirken des Großgrundbesitzes als Institution nicht durchgehend, sondern im Gegenteil relativ begrenzt war. Es läßt sich sogar sagen, daß sich dieser Trend im Verlauf des beobachteten Zeitraums verstärkte, und zwar nicht nur durch die Säkularisation zu Beginn der hussitischen Revolution, sondern ebenso durch nachfolgende Verpachtungen einzelner Orte oder kleinerer Güter⁵⁹. Die erwähnte Tendenz läßt sich bis tief ins 16. Jahrhundert hinein verfolgen⁶⁰.

Kann man denn unter diesen Umständen überhaupt eine wirtschaftliche Grundeinheit für die feudale Ökonomik im untersuchten Zeitraum festlegen? Die Antwort ist positiv: Als wirtschaftliche Grundeinheit der feudalen Ökonomik ist, nicht nur im beobachteten Zeitraum, der individuelle bäuerliche Familienbetrieb anzusehen, in den zeitgenössischen Quellen als „grunt“ (Bauerngehöft) bezeichnet.

Ausgangspunkt dieser Konzeption ist die Arbeit des russischen Volkswirtschaftlers Alexander Tschajanow, der eine Reihe empirischer Studien für das Gebiet Rußlands vor dem Ersten Weltkrieg erarbeitet hat, und zwar besonders für Regionen, in denen

⁵⁵ Bois, G.: *The Crisis of Feudalism. Economy and Society in Eastern Normandy c. 1300–1550.* Cambridge 1984, 137.

⁵⁶ Nový, R.: *Hospodářský region Prahy na přelomu 14. a 15. století* [Die Wirtschaftsregion Prag an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert]. *ČsČH* 19 (1971) 397f.

⁵⁷ Zemlička, J.: *Vývoj osídlení dolního Poohří a Českého středohoří* [Besiedlungsentwicklung des unteren Egertales und des Böhmisches Mittelgebirges]. Praha 1980.

⁵⁸ Čechura, J.: *Struktura pozemkové držby v západních Čechách na počátku husitské revoluce* [Die Struktur des Bodenbesitzes in Westböhmen zu Beginn der hussitischen Revolution]. *SH* 31 (1985) 30f.

⁵⁹ Čechura, J.: *Sekularizace církevních statků v husitské revoluci a některé aspekty ekonomického a sociálního vývoje v Čechách v době pozdního středověku* [Die Säkularisation von Kirchengütern in der hussitischen Revolution und einige Aspekte der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung in Böhmen im Spätmittelalter]. *HT* 9 (1986–7) 91f. – *Ders.*: *Rozsah a dynamika sekularizace církevních statků v západních Čechách na počátku husitské revoluce (v letech 1419–1420)* [Ausmaß und Dynamik der Säkularisation von Kirchengütern in Westböhmen zu Beginn der hussitischen Revolution (in den Jahren 1419–1420)]. *PHS* 29 (1988) 40f.

⁶⁰ Maur: *Český komorní velkostatek* 15f.

vorkapitalistische Verhältnisse noch überwogen. Seine Arbeiten wurden der Historiographie in den sechziger Jahren weltweit zugänglich gemacht und von ihr ausgewertet⁶¹. Heute sind sie die Basis der allgemein anerkannten Konzeption von der landwirtschaftlichen Zelle der feudalen Ökonomik⁶². Tschajanow kam zu dem Schluß, daß die Basis für die landwirtschaftliche Tätigkeit der Familie die Sicherung des Lebensunterhaltes für ihre Mitglieder war. Es ging also um das Ideal einer ausreichenden Eigenversorgung, die auf Autarkie im Bereich der Naturalien gründete, und keinesfalls um Rentabilität oder hohen Ertrag. Es handelte sich in dieser landwirtschaftlichen Einheit also um Übereinstimmung von Produktion und Konsum. Der Rohertrag des Familienbetriebes wurde demnach durch die Arbeit der ganzen Familie erwirkt⁶³. Von daher leitete sich auch die Größe einer bäuerlichen Wirtschaft ab: Im Grunde wurde sie durch das Arbeitspotential der Personen bestimmt, die fähig waren, den Boden zu bewirtschaften, ohne daß man eine angemietete Lohnarbeit hinzuziehen mußte⁶⁴. Damit korrespondiert auch die hohe geographische Mobilität der Hörigen, die sich im hier beobachteten Zeitraum auch in Böhmen gut fassen läßt. Es scheint, daß sie von der „demographischen Differenzierung“ bedingt wurde⁶⁵; mit dem Anwachsen der Familie entstand ein Mehrbedarf an flachem Land zur Bewirtschaftung und zur Sicherung des Lebensunterhalts und umgekehrt. Es gibt keinen Zweifel, daß der größere Teil der Agrarproduktion im Rahmen dieser bäuerlichen Wirtschaftsbetriebe erzielt wurde. Das gilt eigentlich für den gesamten Spätfeudalismus. Insgesamt verweisen diese Tatsachen auf die grundlegende Bedeutung der bäuerlichen Kleinproduktion, die sich gemeinhin durch niedrige Kosten, niedrige nichtproduktive Ausgaben und eine im Vergleich zu den Regieinstitutionen (der Höfe) höhere Arbeitsintensität auszeichnete⁶⁶. In diesem Zusammenhang ist es sinnvoll, daran zu erinnern, daß sich die Höfe gerade durch die Parzellierung der bäuerlichen Kleinproduktion (wenigstens zeitweise) anpaßten, deren Bestandteil sie faktisch wurden.

Die bäuerlichen Wirtschaften waren meist nicht dazu motiviert, einen höchstmöglichen Gewinn zu erzielen. Andererseits hielten sie wirtschaftlichen Krisen durch ihre innere „organisatorische“ Elastizität, oft um den Preis einer Konsumminderung der Familienmitglieder, am besten stand; das gilt insbesondere für die mittelgroßen Betriebe, die in Böhmen deutlich überwogen⁶⁷. Veranlaßt war das in erster

⁶¹ Tschajanow, A.: *Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft*. Berlin 1923. Seit der Mitte der sechziger Jahre erschien diese Arbeit in allen wichtigen Sprachen, z. B. englisch hrsg. von Throner, D. Kerblay, B./Smith, R.E.F.: *The Theory of Peasant Economy*. Homewood 1966. – Zur Bedeutung Tschajanows siehe Shanin, T. (Hrsg.): *Peasants and Peasant Societies*. London 1971; Wolf, E.R.: *Peasants*. Englewood Cliffs 1966; Redfield, R.: *Peasant Society and Culture*. Chicago 1963. – Zu Tschajanows Konzeption u. a. äußern sich praktisch alle Titel der unten zitierten englischen und französischen Literatur.

⁶² Vgl. die Wertung von Hilton, R.H.: *The English Peasantry in the Later Middle Ages*. Oxford 1975, 6f. – Vgl. Rösöner: *Bauern* 133f.

⁶³ Tschajanow: *Die Lehre* 8, Anm. 1.

⁶⁴ Vgl. Bois: *The Crisis* 137f., 174f.

⁶⁵ Tschajanow: *Die Lehre* 23.

⁶⁶ Vgl. Maur: *Geneze* 231.

⁶⁷ Z. B. in der Normandie im 14. bis zur ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, vgl. Bois: *The Crisis* 151f.

Linie durch die Abgeschlossenheit dieser landwirtschaftlichen Grundeinheit, aber auch durch ihre relativ geringe Abhängigkeit vom Markt und allgemein durch die beträchtliche Unabhängigkeit von den Ware-Geld-Beziehungen. Natürlich war die bäuerliche Wirtschaft in der Lage, günstige natürliche Bedingungen ebenso wie günstige geographische Verbindungen zu nutzen, um manchmal sogar recht solide Gewinne zu erzielen. Diese wiederum wirken zurück auf das soziale Niveau der Familien, wie es beispielsweise aus der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg überkommene Inventare zeigen, aber nicht selten auch schon vorhussitische Quellen, die bäuerlichen „Luxus“ anprangern⁶⁸.

Die relativ geringe Abhängigkeit der Bauern vom Markt kann man auch aufzeigen am Modell eines hörigen Bauerngutes vom Ausmaß einer Hufe, was 60 Scheffel Aussaat entsprach; der Haushalt bestand aus fünf Personen. Die Abgabepflicht betrug im Jahr 64 Groschen. Im Zeitraum vom 14. bis zum 16. Jahrhundert kam der Autor dieses Modells, A. Kostlán, zu folgenden Angaben⁶⁹; sie betreffen die Getreidemenge, die zum Erlös von 64 Groschen verkauft werden mußte: Vor 1419 waren das mehr als 5 % der Ernte, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts weniger als 5 % und vor der Mitte des 16. Jahrhunderts nur 1–2 % der Ernte. Bei der absoluten Unzulänglichkeit des empirischen Materials ist die Ausarbeitung eines solchen Modells eigentlich der einzig gangbare Weg, über den eine Grundtendenz der Entwicklung wenigstens zu skizzieren ist⁷⁰. Außerdem korrigieren die erwähnten – doch außerordentlich niedrigen – Angaben über den Prozentsatz der Ernte, die zur Bezahlung der Rente auf dem Markt realisiert werden mußte, manche Ansichten darüber, wie groß die Belastung durch Primärabgaben für eine bäuerliche Wirtschaft der erwähnten Größenordnung war.

Dabei erhebt sich freilich die Frage, ob sich die bäuerliche Landwirtschaft aus den Quellen des 14. bis 16. Jahrhunderts überhaupt verfolgen läßt. Es ist darüber hinaus zu bedenken, daß die Bauern in dieser Zeit eine „nicht schreibende“ soziale Schicht waren. Unsere Informationen rühren allein aus grundherrlichen Quellen⁷¹. Hier muß man sich einer wichtigen Tatsache bewußt werden, die der bisherigen Forschung – der speziell orientierten diplomatischen ebenso wie der allgemein historischen – jedoch entgangen ist. Es geht darum, daß gerade die Hörigen in böhmischen Quellen landwirtschaftlicher Art seit dem 14. Jahrhundert immer häufiger erscheinen, ja die Texte buchstäblich zu bevölkern beginnen⁷². Das ist neu gegenüber dem Quellenmaterial des 13. Jahrhunderts. Dort ist in der Regel noch allgemein von Gütern und deren Teilen die Rede, die Gegenstand der registrierten besitzrechtlichen Trans-

⁶⁸ Vgl. z. B. Krofta: *Dějiny 159f.*, Graus: *Dějiny II*, 209f. und Petráň: *Poddaný lid 153f.*

⁶⁹ Kostlán, A.: „Cenová revoluce“ a její odraz v hospodářském vývoji Čech [Die „Preisrevolution“ und ihre Reflexion in der Wirtschaftsentwicklung Böhmens]. *FHB 11* (1987) 180f.

⁷⁰ Diesen Zugang wählt auch die englische Historiographie, die aber unvergleichlich reichere Quellen zur Verfügung hat; vgl. Dyer, Ch.: *Standards of Living in the Later Middle Ages*. Cambridge 1989, 109f.

⁷¹ Bois: *The Crisis 137*. – Kümme: *Bäuerliche Gesellschaft 35f.* – Hilton, R. H.: *Medieval Peasants: Any Lesson*. *Journal of Peasant Studies 1* (1973–4) 207f.

⁷² Das zeigen sehr gut die Erbpachtlisten; vgl. Anm. 106.

aktionen waren. Auch wurde bei der Aufstellung der Erbpachturkunden im 13. Jahrhundert meist nur summarisch die Zahl der Hufen und eine Spezifikation der Obliegenheiten aufgeführt. Im Laufe des 14. Jahrhunderts erscheinen in den schriftlichen Dokumenten immer häufiger die Namen der Besitzer der Bauernstellen. Besonders deutlich ist dies bei einem so zersplitterten Landbesitz zu sehen, wie er sich beispielsweise für das Vyšehradler Kapitel oder das Augustiner-Eremitenkloster St. Thomas in Prag belegen läßt⁷³. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts tauchen hier immer mehr Dokumente auf, in denen Bauern unmittelbar figurieren und zwar nicht nur bei Transaktionen zwischen zwei Herrschaften. Bereits in dieser Zeit treten Bauern oft als Parteien einer bestimmten besitzrechtlichen Operation auf. In dieser Rolle erscheinen sie in einer Zeit, die für ihren Niedergang beansprucht wird!

Im 15. Jahrhundert werden wir dieser Tendenz immer ausgeprägter gewahr. Es sind verschiedene Schriftstücke erhalten, in denen sich im Bereich des Großgrundbesitzes besitzrechtliche Transaktionen zwischen Hörigen finden. Nennen wir beispielsweise das Kloster Sedletz und sein Amtsbuch, das im Jahr 1410 angelegt wurde⁷⁴. Außerdem wurden zur Erfassung solcher Transaktionen immer Urkunden benutzt; es entstanden so schon direkt spezialisierte Amtsbücher, die unter dem Namen „Grundbuch“ bekannt sind. Auf ihre Existenz weist schon die Vyšehradler Richtlinie für das Erbpachtrecht (emphyteutisches Recht) von 1411 hin⁷⁵; erhalten sind die ersten Bücher allerdings erst aus dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts. Das älteste bekannte für die Eintragungen eines einzelnen Dorfes bestimmte Buch ist das Grundbuch von Schüttenitz (Žitenice) mit auf das Jahr 1472 datierten Eintragungen⁷⁶, denen noch einige undatierte vorangehen. Die ältesten Grundbücher des Großgrundbesitzes sind die von Chotieschau (Chotěšov), die von 1496 bis zum Jahr 1566 kontinuierlich geführt wurden⁷⁷. Aus der Art der Amtseintragungen aus einem der ersten Bücher entnehmen wir, daß noch ein älteres vorangegangen sein muß, das nicht erhalten geblieben ist. Die Grundbücher aus dem 16. Jahrhundert stellen also eine elementare Quelle für das Studium der bäuerlichen Kleinproduktion dar⁷⁸. Doch sind hier nicht nur Angaben über die Wirtschaft zu finden, sondern auch über deren Hausrat, die Zahlungsweise des Gehöfts und ähnliches. Selbstverständlich steht aus dieser Zeit eine Vielzahl weiterer Quellen zur Disposition gerade aus dem Umfeld des Großgrund-

⁷³ Kadlec, J. (Hrsg.): *Das Augustinerkloster St. Thomas in Prag vom Gründungsjahr 1285 bis zu den Hussitenkriegen. Mit Edition des Urkundenbuches.* Würzburg 1985.

⁷⁴ Čechura: *Úřední knihy*, passim.

⁷⁵ Graus: *Dějiny II*, 557f.

⁷⁶ Procházka, V.: *Nejstarší česká vesnická pozemková kniha* [Das älteste Dorfgrundbuch Böhmens]. ČSPSC 68 (1960) 81f.

⁷⁷ Siehe Čechura, J.: *Významný soubor pozdně středověkých bohémik v Řezně* [Eine wichtige Sammlung spätmittelalterlicher Bohemica in Regensburg]. AČC 40 (1990) 22ff.

⁷⁸ Vgl. Hanžal, J.: *Současný stav a úkoly studia českých pozemkových knih* [Gegenwärtiger Stand und Aufgaben des Studiums der böhmischen Grundbücher]. SAP 14/1 (1964) 39f. – Procházka, V.: *Česká poddanská nemovitost v pozemkových knihách 16. a 17. století* [Die Liegenschaften der böhmischen Hörigen in den Grundbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts]. Praha 1963. – Gregorová, H.: *Pozemkové knihy pražské metropolitní kapituly v 16. a 17. století* [Die Grundbücher des Prager Metropolitankapitels im 16. und 17. Jahrhundert]. SAP 29/2 (1979) 277f.

besitzes, aber gleichermaßen aus Städten und Städtchen, die es erlauben, die Landbevölkerung schon ziemlich detailliert zu beobachten.

Kurz gesagt, vom 14. bis zum 16. Jahrhundert erweitert sich nach und nach die Quellenbasis für die Erforschung der bäuerlichen Bevölkerung, wobei sie immer reichere Informationen zu ihren Lebensumständen bietet. Im 16. Jahrhundert ist die Situation für das Studium bäuerlichen Wirtschaftens im Vergleich natürlich am zweckdienlichsten. Diese Tatsache muß man gebührend nutzen und eine grundlegende Charakteristik der bäuerlichen Kleinproduktion formulieren. Das hat schon deshalb Bedeutung, weil das 16. Jahrhundert wahrscheinlich als ein „goldenes Zeitalter“ der böhmischen Bauernschaft wird gelten können. Nicht unwichtig ist dabei, die innere Stabilität der Agrarstrukturen zu erkennen, die in Böhmen nicht nur durch die Polarisierungsprozesse gekennzeichnet waren⁷⁹, die sich in Westeuropa in vielfacher Differenzierung der Bauernschaft äußerten⁸⁰. Für die Entwicklung in Böhmen gilt eher eine Kontinuität von Tendenzen, die seit dem 14. Jahrhundert zu beobachten sind. Im weiteren Kontext einer Studie über die bäuerliche Kleinproduktion und ihre Reflexe in den Quellen darf man natürlich auch den allgemeinen zivilisatorischen Trend nicht vergessen, der im allmählichen Anwachsen der schriftlichen Fixierung von Amtshandlungen lag⁸¹.

Der europäische Vergleich zur Ergänzung der Quellen

In der bisherigen Forschung über die Bauern in Böhmen während des Spätmittelalters gehörte die vergleichende Methode nicht zu den häufig verwendeten Verfahren⁸². Das muß man bedauern, denn mit ihrer Hilfe ließen sich wenigstens drei Problemkreise untersuchen:

- die Trends der bäuerlichen Entwicklung im Spätmittelalter in den verschiedenen Ländern Europas,
- die Intensität analoger Prozesse in verschiedenen Phasen der geschichtlichen Entwicklung zur Anwendung der komparativen Methode auf die vergleichbare Zeit⁸³,
- eine Präzisierung der Entwicklungstendenzen auf der Basis ermittelter Unterschiede in den untersuchten Bereichen.

Die Anwendung der vergleichenden Methode ist besonders bedeutend, wo die vorhandene Quellenbasis nicht immer eine ausreichende Erkenntnis der einzelnen Entwicklungserscheinungen und -prozesse erlaubt. Im Zugriff auf dieser Methode der historischen Forschung erhebt sich die Frage, inwieweit sich die bäuerliche Ent-

⁷⁹ Petrůň: Poddaný lid 11f.

⁸⁰ Vgl. de Madalena, A.: Europäische Wirtschaftsgeschichte. Bd. 2. Stuttgart-New York 1983, 171f. – Bois: The Crisis 381f.

⁸¹ Siehe Anm. 71.

⁸² Hroch, M.: Komparativní metoda v marxistické historiografii. Možnosti a meze jejího využití [Die komparative Methode in der marxistischen Historiographie. Möglichkeiten und Grenzen ihrer Anwendung]. ČsČH 20 (1972) 631f.

⁸³ Petrůň: Poddaný lid 28f.

wicklung in Böhmen einerseits mit der in den benachbarten Ländern, andererseits weitergespannt mit der Entwicklung im europäischen Rahmen vergleichen läßt. Dabei zeigt sich, daß die sogenannte „feudale Zersplitterung“ in tschechischer Literatur häufig als ein Faktor gesehen wird, der derartigen methodischen Zugängen hinderlich sein könnte⁸⁴. Andererseits darf man nicht übersehen, daß es im allgemeinen Rahmen der europäischen Feudalismusentwicklung so viele gemeinsame Entwicklungstendenzen gibt, daß man sich ohne weiteres des Vergleichs bedienen kann angesichts einer Reihe spezifischer Faktoren, die das allgemeine gesellschaftliche Niveau in den einzelnen Ländern bedingen⁸⁵. Das Vorhandensein einer Reihe von Besonderheiten wird in Wirklichkeit dabei nicht zum Hindernis, sondern verhilft dazu, manche Prozesse präziser zu definieren und abzugrenzen.

Soweit es um das Ausmaß des Vergleichs geht, ist es beim gegenwärtigen Kenntnisstand angebracht, vorläufig nur einfache Grundelemente der Komparation anzuwenden, sozusagen als ersten Schritt zu breiter konzipierten Vorhaben. Das könnte zunächst etwa sein: die Größe des Landstückes, das die einzelnen Bauern bewirtschaften; das Maß an Disponibilität über den Boden; die Struktur der Grundrente; die Zahlungsverpflichtungen; die Produktivität im Hinblick auf Arbeitstechnik und Bodenqualität und die rechtlichen Strukturen der agrarischen Siedlungen als „Dörfer“.

Weiterhin muß auch die Ebene des Vergleichs bestimmt werden. Das Vergleichen selbst kann natürlich nicht direkt auf empirischen Quellen verschiedener europäischer Territorien gründen; das ist sowohl technisch unmöglich wie eigentlich auch ineffektiv. Man muß von einem konkreten Horizont des Erarbeiteten ausgehen. Ich denke, für den gegebenen Zweck eignen sich synthetische Arbeiten weniger⁸⁶. Die Konzeption von Synthesen unterscheidet sich nämlich einerseits durch den geographischen und zeitlichen Zugriff einer Arbeit, andererseits durch den gewählten Blickwinkel der Darstellung und das inhaltliche Spektrum. Ich meine, daß als Basis für den Vergleich in mehreren Regionen „Analysen mittlerer Reichweite“ gut dienlich sind. Um einen annähernd gleichen Maßstab zu haben, wird man sicher am besten Analysen der Verhältnisse innerhalb des Großgrundbesitzes, der Kirche, des Adels, des Herrschers, eventuell der Städte auswerten. Diese lassen sich natürlich in ganz Europa finden; entsprechende Monographien bieten durchweg ein ausreichendes Bild der grundlegenden Entwicklungstendenzen der Bauernschaft innerhalb dieser Wirtschaftskomplexe. Dieser institutionelle Rahmen ist meiner Ansicht nach geeigneter als ein territorialer, auch wenn natürlich nicht vollends verbürgt werden kann, daß eine Interaktion zwischen Grundherrschaft und Bauern, wie sie die konkreten historischen

⁸⁴ K a v k a: Příklad 101f. – Přehled I/1, 295f. – Nový, R.: Vývoj sociální struktury Plzeňska ve 14. – 17. století [Die Entwicklung der Sozialstruktur in Pilsen vom 14. – 17. Jahrhundert]. MZK 21 (1985) 164f. u. a.

⁸⁵ H i l t o n, R.: Bond Men Made Free. London 1973, 11f.

⁸⁶ Durch übermäßige Auswertung synthetischer Arbeiten sind z. B. gekennzeichnet die Arbeiten W. A b e l s: Agrarkrisen und Agrarkonjunktur im Mittelalter vom 13. bis zum 19. Jahrhundert. Hamburg 1978³. – D e r s.: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis. Hamburg-Berlin 1974.

Erkenntnisse aus dem jeweils gewählten Bereich skizzieren, für diese bestimmte Region typisch ist. Selbst wenn sich eine gewisse Spezifik herausbilden könnte, so war doch nicht jeder der spätmittelalterlichen Wirtschaftskomplexe von den Einflüssen der Umgebung unberührt und konnte es auch nicht sein. Trotzdem sind derlei Untersuchungen nicht ohne Gefahr. Sie ist vor allem darin verborgen, daß die Arbeiten bis zu einem gewissen Grad ein schematisches Bild bieten können. Das kann nicht nur durch eine „lokale“ Forschungsstradition veranlaßt sein, sondern auch durch die Tatsache, daß viele dieser Arbeiten als Dissertationen geschrieben werden und deshalb durch bestimmte Schemata gekennzeichnet sind oder sich zu sehr auf ältere Studien als Muster auf diesem Gebiet anlehnen. Mit diesem Bewußtsein muß man an die Problematik herangehen.

Wenn ich von „Analysen mittlerer Reichweite“ sprach, läßt sich vielleicht noch ergänzen, daß eine Mikro- oder Teilanalyse noch eingehendere Erkenntnisse eines konkreten Phänomens erbringen kann. Solche Verfahren sind dennoch für gewöhnlich zu spezifisch⁸⁷, und darüber hinaus kann die enge Begrenzung auf eine bestimmte Detailfrage die Gesichtspunkte der Gesamtproblematik verzerren. In jedem Fall freilich erbringt eine solche Mikroanalyse zumindest zusätzliches Material, das die Kenntnis der Agrarstrukturen erweitert und vertieft.

In territorialer Hinsicht kann man mit zweierlei Vergleichsdimensionen arbeiten: einer weiteren und einer engeren. Die weitere betrifft den oben erwähnten europäischen Rahmen, den wir etwa von den britischen Inseln bis nach Böhmen und in Nordsüdrichtung dann von Skandinavien bis Italien bemessen können. Die engere Dimension stellt der Vergleich mit den benachbarten Ländern dar. Hier halte ich es für grundlegend, besonders die Erkenntnisse der polnischen Historiographie auszuwerten⁸⁸, die wir zu den Grundbausteinen für die Darstellung der Epoche des frühen und hohen Mittelalters zählen können. Im Lauf des Spätmittelalters beginnt sich die Situation zu ändern. Ein prinzipieller differenzierender Faktor ist hier der agrarische Dualismus, der sich in den mitteleuropäischen Ländern seit dem 15. Jahrhundert ausbreitete und de facto zur Ausbildung zweier qualitativ verschiedener Agrarsysteme geführt hat. Ihre Entstehung gehört zu den neuen ökonomischen Tendenzen der europäischen und der sich seit dem 16. Jahrhundert formierenden Weltwirtschaft⁸⁹.

⁸⁷ Vgl. Illichmann, E.: Erbleihen, Leibleihen, Zeitleihen des Mittelalters in Niederösterreich. Horn 1975.

⁸⁸ Matějček, F.: Feudální velkostatek a poddaní na Moravě s přihlédnutím k přilehlému území Slezska a Polska [Der feudale Großgrundbesitz und die Hörigen in Mähren unter Berücksichtigung der angrenzenden Gebiete Schlesiens und Polens]. Praha 1959. – Vgl. Kejř / Procházková: Právně historické glosy 311f. – Zientara, B.: Struktura chłopów w Polsce średniowiecznej [Bäuerliche Struktur im mittelalterlichen Polen]. In: Struktura feudalnej społeczności na území Československa a Polska do přelomu 15. a 16. století. Praha 1984, 150f.

⁸⁹ Von den letzten Arbeiten vgl. Brenner, R.: Agrarian Class Structure and Economic Development in Pre-Industrial Europe. Past and Present 70 (1976) 30f. – Dazu Wunder, H.: Peasant Organisation and Class Conflict in Eastern and Western Germany. Past and Present 78 (1978) 47f. – Beiträge aus der gesamten Diskussion in Past and Present sind neu gedruckt in: Aston, T.H./Philpin, C.H.E. (Hrsg.): The Brenner Debate. Cambridge 1985. – Vgl. Petráň, J.: Die mittelalterliche Landwirtschaft und der Handel im 16. und

Die polnische Landwirtschaft, ihr Großgrundbesitz, dessen Bindung an den europäischen Markt, die Eigenproduktion von Getreide, das Anwachsen der Fronverpflichtungen und die rechtliche Fesselung der Bauern an den Boden gestaltete sich von der böhmischen Entwicklung verschieden, besonders im 16. Jahrhundert⁹⁰.

Selbstverständlich darf man die ausgeprägten Veränderungen in diesem Bereich nicht übersehen, zu denen es im 17. Jahrhundert in Böhmen gekommen war; das ist freilich schon ein anderes Kapitel in der bäuerlichen Entwicklung. Der Vergleich der böhmischen Verhältnisse mit der polnischen Landwirtschaftsentwicklung kann daher zu einer konkreten Konfrontation zweier sich unterscheidender Qualitäten dienen, die gerade aufgrund des zwischen ihnen bestehenden Unterschiedes die Charakteristika der böhmischen Entwicklung besser begreifen lassen. Wichtig sind andererseits derartige Vergleiche aber auch mit der Entwicklung in Bayern, in Sachsen, in Schlesien und in entfernteren deutschen Territorien wie auch in Österreich⁹¹.

Was bringt der Vergleich?

Zunächst möchte ich daran erinnern, daß der Ausgangspunkt der Forderung, die vergleichende Methode anzuwenden, nicht nur die gründlichere Beurteilung des bestehenden Modells der bäuerlichen Entwicklung in Böhmen war, sondern ebenso die Vielzahl der gefundenen konkreten Daten zur Entwicklung der west- und mitteleuropäischen bäuerlichen Bevölkerung. Aus diesem Grund halte ich es für dienlich, hier ein Beispiel heranzuziehen, ohne jenen geforderten gemeinsamen Nenner jedoch schon ganz erbringen zu können. Es geht um die Größe der bäuerlichen Wirtschaftseinheiten.

Die tschechische Literatur hat eine Reihe von Angaben zur Aufteilung des Bodens vom Ende des 13. Jahrhunderts bis zum 16. Jahrhundert gemacht. Daraus geht klar hervor, daß sich die Größe des von den Bauern bewirtschafteten Bodens meist zwischen

am Anfang des 17. Jahrhunderts. *Historica* 18 (1973) 113f. (Zusammenfassung der polnischen Literatur).

⁹⁰ Vgl. Topolski, J.: *Narodziny kapitalizmu w Europie XIV–XVII wieku* [Die Geburt des Kapitalismus in Europa des XIV.–XVII. Jahrhunderts]. Warszawa 1965. – Ders.: *Causes of Dualism in the Economic Development of Modern Europe*. *Studia historica Oeconomicae* 3 (1968) 3f. – Graus F./Bosl, K./Seibt, F./Postan, M.M./Gieysztor, A. (Hrsg.): *Eastern and Western Europe in the Middle Ages*. London 1970. – Samsonowicz, H.: *Changes in the Baltic Zone in the XIII–XVI Centuries*. *The Journal European Economic History* 3 (1975). – Ders.: *Przemiany gospodarcze w Polsce w 1 połowie XV wieku* [Herrschaftswchsel in Polen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts]. In: *Długosiana. Studia historyczne w pięćsetlecie śmierci Jana Długosza*. Warszawa 1980, 11f. – Cackowski, S.: *Die Hauptzüge der Agrarverhältnisse im königlichen Preußen vom 15. bis zum 18. Jahrhundert*. In: *Referate des Kolloquiums „Probleme der Agrargeschichte des Feudalismus“*. Rostock 1976, 22f. – Vgl. *Žitkowitz, L.: Úvahy o agrarnom systéme v Polsku od 16. do 18. storočia* [Erwägungen zum Agrarsystem Polens vom 16. bis 18. Jahrhundert]. *Historické studie* 17 (1972) 83f. – *Mączak, H./Samsonowicz/H., Burke, P.: East-Central Europe in Transition*. Cambridge 1985.

⁹¹ Übersichtlich bei *Kellenbenz, H./Walter, R.* im *Handbuch* Bd. 3, 822f. – *Hassiniger, H.: Ebenda* 927f.

einer Halbhufe und einer Hufe bewegte⁹². Wenn ich mir auch bewußt bin, daß es sich dabei um eine Steuer- und keineswegs um eine Flächeneinheit im heutigen Sinne des Wortes handelt, ist es dennoch angebracht, zum Zweck des Vergleichs ein modernes Äquivalent anzuführen: Eine Hufe entspricht in Böhmen ungefähr 18 ha. In den nichttschechischen Monographien über die Bauern wird nämlich häufig mit einer modernen Umrechnung gearbeitet.

Es ist auch angebracht, dieser Feststellung einige empirische Angaben beizufügen, die aus den Analysen verschiedener Urbare aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bis zum 16. Jahrhundert erstellt sind. Die quantitativen Relationen waren in unserer Literatur des öfteren zu hoch angesetzt und verabsolutiert⁹³. Im Kontext mit dem Studium der bäuerlichen Bevölkerung beruht ihre reale Bedeutung darauf, daß sie die Verteilung des Besitzes von Liegenschaften bestimmter Größen auf einigen Großgrundbesitzungen wiedergeben. In diesem Zusammenhang ist die Tatsache nicht außer acht zu lassen, daß die Größe der einzelnen Wirtschaftseinheiten (Bauerngehöfte, „grunt“) nicht nur durch die fortschreitende soziale Differenzierung beeinflusst war, sondern ebenso deutlich durch natürliche und demographische Bedingungen – um wenigstens die wichtigsten zu nennen⁹⁴.

Hier also einige Beispiele für die Größe der von Bauern bewirtschafteten Einheiten im 14. bis 16. Jahrhundert in Böhmen⁹⁵.

Landbesitz	Wittingau 1378 (Třeboň)	Ostrow 1390 (Ostrov)
bis ½ Hufe	47 % der Besitzer	4,8 % der Besitzer
bis 1 Hufe	52,9 % der Besitzer	86,05 % der Besitzer
mehr als 1 Hufe	0 % der Besitzer	8,7 % der Besitzer

Landbesitz	Pilgram (Pelhřimov)
bis ⅔ Hufen	23,5 % der Besitzer
bis ⅞ Hufen	57,3 % der Besitzer
mehr als ⅞ Hufen	19,2 % der Besitzer

Landbesitz	Pardubitz (Pardubice)		
	1490	1520	1560
bis 1/2 Hufe	24,6 % der Besitzer	26,1 % der Besitzer	28,4 % der Besitzer
bis 1 Hufe	43,5 % der Besitzer	40,5 % der Besitzer	38,4 % der Besitzer
mehr als 1 Hufe	31,8 % der Besitzer	33,1 % der Besitzer	33,0 % der Besitzer

⁹² Dazu grundlegend Petrůň: Poddaný lid 53 f.

⁹³ Siehe Graus: Dějiny II, 317 f. – Nový: Studie 5 f. Auf die begrenzte Bedeutung des Kriteriums Hufe weist hin Petrůň: Poddaný lid 17 f.

⁹⁴ Siehe Šmahel, F.: Tábořské vesnice na Podblanicku v letech 1420 až 1452 [Das taboritische Dorf in den Jahren 1420 bis 1452]. SVPP (1981) 171 f.

⁹⁵ Nový, R.: Ostrovské urbáře z let 1388 a 1390 [Ostrower Urbare aus den Jahren 1388 und 1390]. SNM-A 15/1 (1961) 29. – Třeštík, D.: Příspěvek k sociální diferenciaci venkovského lidu v šestnáctém století [Beiträge zur sozialen Differenzierung der Landbevölkerung im 16. Jahrhundert]. SH 4 (1956) 197 f.

Ungeachtet der unterschiedlichen Häufigkeit in den einzelnen Fällen ist das Übergewicht derer, die zwischen einer halben und einer Hufe besitzen, von der zweiten Hälfte des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts nicht zu übersehen. Die angegebene Tabelle läßt sich natürlich um weitere Beispiele vermehren.

Betrachten wir jetzt die Situation in anderen europäischen Ländern. Namentlich in Westeuropa, auf den britischen Inseln, in Frankreich, aber auch anderswo läßt sich spätestens seit dem 13. Jahrhundert eine große Zersplitterung in der Landzuweisung beobachten. Vor allem im Umland der großen Städte (London, Paris) gehörten zu einer Landwirtschaft bloß einige acre Bodens⁹⁶; ähnlich war es in Flandern und der Picardie, wo die vorherrschende Größe der bäuerlichen Wirtschaften am Ende des 13. Jahrhunderts weniger als 10 acre Ackerbodens betrug. In Namur wirtschafteten in dieser Zeit 50 bis 75 % der Bauern auf Bodengrößen von weniger als 3 ha⁹⁷. Analoge Verhältnisse finden wir in Italien, namentlich in der Toscana⁹⁸. Der hohe Grad der Bodenzersplitterung war aber nicht nur für die angeführten wirtschaftlichen, fortschrittlichen Gebiete typisch. Auch in Bayern, also einem direkten Nachbarn Böhmens, verfügte die Mehrzahl der Landwirtschaften am Ende des 13. Jahrhunderts über weniger als 10 acre Bodens⁹⁹.

Auch in Mittelengland waren die Güter des Bistums Worcester, die als „manors“ Wirtschafts- und Verwaltungseinheiten bildeten, stark aufgeteilt. Betrachten wir die Aufgliederung in zweien dieser Güter, in Henburry und in Cleeve¹⁰⁰. Die benutzte Einheit war hier „yardland“, das sind 24 acre oder 9,6 Hektar.

Henburry		
Landbesitz	1299	1419
1 yardland und mehr	24 % der Besitzer	36 % der Besitzer
½ bis 1 yardland	42 % der Besitzer	29 % der Besitzer
weniger als ½ yardland	28 % der Besitzer	19 % der Besitzer
?	6 % der Besitzer	16 % der Besitzer
Cleeve		
Landbesitz	1299	1474–75
1 yardland	11 % der Besitzer	30 % der Besitzer
½ bis 1 yardland	31 % der Besitzer	24 % der Besitzer
weniger als ½ yardland	42 % der Besitzer	40 % der Besitzer
?	16 % der Besitzer	6 % der Besitzer

⁹⁶ Hilton: Bond 37f.

⁹⁷ Verhulst, A. E.: Die Niederlande im Hoch- und Spätmittelalter. In: Handbuch 2, 279.

⁹⁸ Herlihy, D./Klapisch-Zuber, Ch.: Les Toscans et leurs familles. Paris 1978, 270f.

⁹⁹ Dollinger, Ph.: Der bayerische Bauernstand vom 9. bis 13. Jahrhundert. München 1982, 96f., 437f. – Für das 14. und 15. Jahrhundert s. Kirchner, G.: Probleme der spätmittelalterlichen Klostergrundherrschaft. ZBLG 19 (1956) 1f. – Dazu I. Bog in VSWG 45 (1958) 62f. – Stremmer, E.: Die Wirtschaft Bayerns. München 1970.

¹⁰⁰ Dyer, Ch.: Lord and Peasants in a Changing Society. The Estates of the Bishopric of Worcester, 680–1540. Cambridge 1980, 300f.

In der nördlichen Normandie kann man für die Verhältnisse des Kirchensprengels Saint Nicolaus eine ähnliche Auflistung machen; für die Jahre 1397–1526 erhalten wir hier dieses Bild¹⁰¹:

Saint Nicolaus			
Landbesitz	1397	1477	1526
mehr als 15 ha	18 % der Besitzer	15 % der Besitzer	17 % der Besitzer
6–15 ha	34 % der Besitzer	43 % der Besitzer	32 % der Besitzer
weniger als 6 ha	48 % der Besitzer	41 % der Besitzer	51 % der Besitzer

Ein etwas abweichendes Bild bietet Brandenburg im Jahr 1375¹⁰², wo die Bodenaufteilung unter den Bauern folgendermaßen aussah:

Landbesitz	
0,5 bis 5 ha	6 % der Besitzer
5 bis 20 ha	70 % der Besitzer
20 bis 40 ha	24 % der Besitzer

Was sagen die vorgelegten Angaben: Zum ersten handelt es sich größtenteils um Zahlen aus der Zeit vor der Pestepidemie von 1347–49, die in einigen Gebieten, besonders Westeuropas, als sehr deutlicher Bruch wirkte¹⁰³. Es zeigt sich hier eine konkrete Tendenz zur Bodenaufteilung von West nach Ost. Der markantere Unterschied in dieser Hinsicht liegt aber im mitteleuropäischen Bereich offenkundig zwischen alten und neuen Kolonisationsgebieten, wie die Angaben aus Brandenburg oder aus dem Gebiet des Deutschherrenordens in Ostpreußen erweisen¹⁰⁴.

Allgemein können wir sodann feststellen, daß die böhmischen Bauern im Vergleich mit dem gleichzeitigen Europa sehr gut oder überdurchschnittlich ausgestattet waren mit dem grundlegenden Produktionsmittel der Feudalepoche – dem Boden. In Böhmen waren die durchschnittlichen Bodenzuweisungen im 14. bis 16. Jahrhundert in manchem Fall um ein Mehrfaches höher, als es den west- und einigen mittel-

¹⁰¹ Bois: The Crisis 149f.

¹⁰² Engel, E.: Lehnbürger, Bauern und Feudalherren in der Altmark um 1375. In: Engel, E./Zientara, B.: Feudalstruktur, Lehnbürgertum und Fernhandel im spätmittelalterlichen Brandenburg. Weimar 1967, 76.

¹⁰³ Einen Überblick über die umfangreiche westeuropäische Literatur gibt Hatcher, J.: Mortality in the Fifteenth Century: Some New Evidence. *Economic History Review*. 2nd ser. 39 (1986) 19f. – Vgl. Zaddach, B.I.: Die Folgen des Schwarzen Todes (1347–1351) für den Klerus Mitteleuropas. Stuttgart 1971. – Graus: Pest 13f.

¹⁰⁴ Vgl. Harnisch, H.: Die Herrschaft Boitzenburg: Untersuchungen zur Entwicklung der sozialökonomischen Struktur ländlicher Gebiete in der Mark Brandenburg vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Weimar 1968. – Boelcke, W.A.: Verfassungswandel und Wirtschaftsstruktur: Die mittelalterliche und neuzeitliche Geschichte ostmitteldeutscher Adels-herrschaften als Beispiel. Würzburg 1979.

europäischen Relationen entsprach. Die Quantität des bewirtschafteten Bodens allein, ohne Ergänzung weiterer qualitativer Merkmale, erlaubt zwar nur eine Basisorientierung in der bäuerlichen Situation, aber dennoch handelt es sich um Angaben, deren Bedeutung nicht vernachlässigt werden darf.

Aber wer disponierte über den Boden? Damit meine ich natürlich an erster Stelle die in der tschechischen Forschung so viel diskutierte und nicht nur einmal in Zweifel gezogene Frage der Erbllichkeit des Bodens, die sich in Böhmen seit dem 13. Jahrhundert *via facti* mit der Entwicklung des Erbpachtrechts durchsetzte¹⁰⁵. Im 14. Jahrhundert war das Pachtsystem vorherrschend. Soweit eine bestimmte Beschränkung existierte, hing sie in der Regel mit spezifischen Bedingungen des Bodenbesitzes zusammen; Verpachtungen beispielsweise waren befristet. Dabei ist zu beachten, daß für konkrete zeitlich und dispositionell bedingte Bodennutzungsarten ebenso Belege zur Verfügung stehen. Diese müssen immer im konkreten historischen Kontext untersucht werden, weil sowohl „*de jure*“ wie auch „*de facto*“ seit dem 14. Jahrhundert die reale Bodenvererbbarkeit ein unumkehrbarer Trend war¹⁰⁶.

Wenn wir nochmals Böhmen mit den west- oder mitteleuropäischen Gebieten vergleichen, so werden wir hier einen grundlegenden Unterschied nicht übersehen. Er beruht auf der Intensität, mit der das Lehnssystem sowohl auf die Verhältnisse des Großgrundbesitzes als Wirtschaftskomplex¹⁰⁷, als auch auf das Funktionieren des Siedlungsganzen mit seiner Ackerfläche einwirkte. Im Alltag der Bauern bedeutete das, daß ihnen kurzfristige Pachten von ein bis zwei Jahren eingeräumt waren, die Bauern die Parzellen in der Regel aber für eine Dauer von drei bis zwölf Jahren besaßen¹⁰⁸ in Übereinstimmung mit dem System der Dreifelderwirtschaft¹⁰⁹. Nach Ablauf der Frist konnten die Bauern das Landstück, das sie vorher bewirtschaftet hatten, von neuem erlangen, mußten sich aber vor dem Gericht des Grundherrn einfinden und von neuem eine „Empfängnis“ (eine Abgabe für die Nutzung des Grundes) entrichten; dabei mußten sie für die weitere Nutzung nicht immer die identischen Parzellen erhalten. In England und Frankreich kam es erst nach den Pestepidemien zu langfristigen Pachten, etwa 21 Jahre und länger. Die genannten Formen waren – allem Anschein nach – die vorherrschenden. Bestimmend waren natürlich immer der konkrete Wirtschaftskomplex und seine innere Modalität. In diesem Kontext erscheint das Problem der Bodenerbllichkeit nicht so ausgeprägt, wie es in Böhmen der Fall war. Es ging eher um eine der Entwicklungstendenzen. Die Anfänge fallen in England und

¹⁰⁵ K r o f t a: Dějiny 456 (dem Register entsprechend). – G r a u s: Dějiny II, 114f. – M í k a: Poddaný lid 187f. – K e j ř: Zur Bauernfrage 50f. u. a.

¹⁰⁶ Č e c h u r a, J.: Zákup na statcích vyšehradské kapituly v 14. a 15. století [Erbrecht auf den Gütern des Vyšehrad Kapitals im 14. und 15. Jahrhundert] (Manuskript).

¹⁰⁷ Übersichtlich bei S c h u l z e, H. K.: Grundstrukturen der Verfassungen im Mittelalter. Bd. 1. Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1985, 54f.

¹⁰⁸ Vgl. H a t c h e r, J.: Rural Economy and Society in the Duchy of Cornwall, 1300–1500. Cambridge 1970, 80f. – B o i s: The Crisis 175f.

¹⁰⁹ Vgl. F o x, H. S. A.: The Alleged Transformation from Two-Field to Three-Field Systems in Medieval England. Economic Review 2nd ser. 39 (1986) 526f. – H i g o u n e t, C.: Le grange de Vaulertent: structure et exploitation d' un terroir cistercien de la plaine de France, XII^e–XV^e siècle. Paris 1965.

Frankreich ins 13. Jahrhundert. Nach den mir zur Verfügung stehenden Arbeiten zu urteilen, kam es dann im Laufe des 14. Jahrhunderts zu einem konkreten Fortschritt.

In der Schweiz¹¹⁰ und in Deutschland verlief die Entwicklung im wesentlichen zur böhmischen analog, scheint doch die böhmische Bodenerblichkeit durch den Kolonisationsprozeß aus Deutschland vermittelt, sowohl als Gewohnheitsrecht als auch als neu gestaltete Rechtsnorm¹¹¹.

Ein nächster tauglicher Vergleichspunkt ist zweifellos die Struktur der Grundrente. Böhmen erfuhr im Laufe des 13. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts einen schnellen Übergang zur Geldform der Rente. Nach 1350 finden wir praktisch (von Ausnahmen abgesehen) keine Orte mehr, in denen die Natural- oder Fronform der Rente noch überwogen hätte¹¹². Umgekehrt, seit dem 14. und 15. Jahrhundert haben wir allerdings auch eine Reihe von Belegen über die Abgeltung (Relution) von Fronverpflichtungen bzw. von Rekognitionsabgaben in Naturalien.

Beachtenswert ist nun im Vergleich, daß beispielsweise im cluniazensischen Kloster St. Alban in Basel im Jahr 1300 beim Gesamtumfang seiner Einnahmen die Naturalabgaben die Geldabgaben überwogen und noch im Jahr 1500 die Naturalien „eine entscheidende Rolle im Budget“ spielten¹¹³. In verschiedenen Gebieten Deutschlands ähnelte die Situation dem in beträchtlichem Maße. Interessante Angaben erlauben eine strukturelle Analyse einiger Großgrundbesitztümer im Südwesten Deutschlands für den Zeitraum von 1350 bis 1414¹¹⁴. Auch wenn es sich hier um adelige Wirtschaftskomplexe handelte, lohnt es, an dieser Stelle die entsprechenden Daten einzuführen, die den Anteil der verschiedenen Formen der Rente an den Gesamteinnahmen dieser Wirtschaftskomplexe zeigen.

¹¹⁰ Gilomen, H.-J.: Die Grundherrschaft des Basler Cluniazenserklosters St. Alban im Mittelalter. Basel 1977, 113f. (Bibliographie). – Vgl. die Analyse v. Liver, P.: Zur Entstehung des freien bäuerlichen Grundeigentums. Zeitschrift für Schweizerisches Recht N.F. 65 (1946) 330f.

¹¹¹ Kellenbenz, H./Walter, R. in: Handbuch 3, 848. Für Böhmen s. Šimák, J.V.: Středověká kolonizace v zemích českých [Die mittelalterliche Kolonisation in den böhmischen Ländern]. České dějiny I, 5. Praha 1938, 515ff.

¹¹² Graus: Dějiny II, 159f. – Ausnahmen sind Siedlungen besonders in der Nähe von Klöstern, die im Hinblick auf ihre besonderen Funktionen gegenüber der kirchlichen Institution atypischen Strukturen von Verpflichtungen hatten (einige Belege in: DRG); diese Beispiele können nicht als Beleg für bestimmte Entwicklungstendenzen interpretiert werden (vgl. Graus: Dějiny II, 167). – Vgl. weiter Nový, R.: Struktura feudální renty v předhusitských Čechách [Die Struktur der Feudalrente im vorhussitischen Böhmen]. ČsČH (1964) 60f. – Míka: Poddaný lid 227f. – Petráň: Poddaný lid 30f. u.a. In den erwähnten Zusammenhängen blieb indessen ohne Erklärung, was der schnelle dynamische Übergang zur Geldform der Rente bedeutete; falsch ist aber die Graussche Vorstellung von der Krise des Feudalismus als Folge des massenhaften Übergangs zur Geldrente. – Vgl. Graus, F.: Krise feudalismus 14. století [Die Krise des Feudalismus im 14. Jahrhundert]. SH 1 (1953) 66f. – Ders.: Spätmittelalter als Krisenzeit. Mediaevalia Bohemica. Supplementum 1 (1969) 509f., wo er seine ältere Auffassung revidiert.

¹¹³ Gilomen: Die Grundherrschaft 216–218.

¹¹⁴ Rösener, W.: Grundherrschaften des Hochadels in Südwestdeutschland im Spätmittelalter. In: Patze, H. (Hrsg.): Die Grundherrschaft im späten Mittelalter. Bd. 2. Sigmaringen 1983, 94f. (Vorträge und Forschungen 27/2).

	Naturalien	Geldzins
Herrschaft Hachberg (1414)	13,7 %	1,8 %
Herrschaft Hewen (1400)	18,2 %	8,7 %
Markgrafschaft Baden (1404)	11,7 %	3,3 %
Markgrafschaft Württemberg (1350)	31,2 %	10,1 %
	der Gesamteinnahmen	

In den einzelnen Großgrundbesitztümern ist das deutliche Überwiegen der Naturalabgaben über den Geldzins zwischen der zweiten Hälfte des 14. und dem Beginn des 15. Jahrhunderts offenbar. Außerdem floß ein bedeutender Teil der Gesamteinnahmen im genannten Zeitraum aus der Eigenwirtschaft. Erst im Lauf des 15. und 16. Jahrhunderts verminderte sich anscheinend die Eigenwirtschaft im Südosten Deutschlands spürbar¹¹⁵.

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammte im Grundbesitz (Manor) des englischen Klosters Winchester mehr als die Hälfte des Wertes der von den Hörigen erlangten Rente aus Fronen¹¹⁶. Hohe Natural- und Dienstfronen verzeichnen wir im 14. Jahrhundert auch in einigen weiteren Gebieten Englands und Frankreichs¹¹⁷. Soweit sich aber die allgemeine Tendenz auf eine ausgeprägtere Durchsetzung der Geldrente richtete, handelte es sich nicht um fixe Summen, die nominal über Jahrzehnte, ja praktisch Jahrhunderte unverändert blieben, wie das in Böhmen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert üblich war¹¹⁸. Die Geldrente stellte sich in England und Frankreich als flexible Taxe dar¹¹⁹, die sich unter dem Einfluß der Umstände änderte. Dazu gehörte beispielsweise die Nachfrage nach Boden. In Zeiten wachsender Bodennachfrage erhöhten sich die Beiträge für die „Empfängnis“ ebenso, wie es zum Anstieg der Geldrente kam.

Während der Übergang zur Geldrente in Böhmen in der folgenden Zeit einen im wesentlichen irreversiblen Prozeß darstellte, lassen sich gleichzeitig in Europa Gebiete finden, wo sich dieser Trend durch eine ausgeprägte Reversibilität in Abhängigkeit von den konkreten Bedingungen auszeichnete. In Mittelitalien beispielsweise kam es infolge einer Geldentwertung im 14. und 15. Jahrhundert zu einem erneuten Wechsel von der Geld- zur Naturalrente¹²⁰. Wir können mehr solcher Beispiele finden.

¹¹⁵ Ebenda 133.

¹¹⁶ Siehe die Monographie von Harvey: Westminster Abbey 231–232, 439–440.

¹¹⁷ Vgl. Hilton, R. H.: *The Decline of Serfdom in Medieval England*. London 1969, 44f. – Ders.: *Bond Men* 22f. – Bois: *The Crisis* 238 f. – Duby, G.: *Rural Economy and Country Life in the Medieval West*. London 1968, 312 f.

¹¹⁸ Míka: *Poddaný lid* 227f. – Šmahel: *Táborské vesnice*, passim.

¹¹⁹ Vgl. Raftis, J. A.: *The Estates of Ramsey Abbey*. Toronto 1957, 217 f. – Hatcher: *Rural Economy* 52f. – Harvey: *Westminster Abbey* 203f. – Dyer: *Lord and Peasants* 264f. – Bois: *The Crisis* 137f.

¹²⁰ Kotelnikova, L. A.: Die Entwicklung der Grundrente auf den Ländereien der Popolani und der Kirche in der Toscana – ein einheitlicher oder mannigfaltiger Prozeß? *Jahrbuch für Geschichte des Feudalismus* 7 (1983) 103 f.

Diese sehr wichtigen Faktoren müssen in Erwägung gezogen werden, wenn wir den qualitativen Aspekt der Geldrente in Böhmen beurteilen, und zwar natürlich auch in Bezug zu ihrer Höhe. Auf dieser Basis läßt sich die Stabilität des ökonomischen Umfeldes akzentuieren, in dem sich die Bauernschaft in Böhmen bewegte. Zweifellos wird diese wichtige Frage allerdings weitere Analysen erfordern.

Bereits jetzt, ganz am Anfang eines Prozesses, der die Bauernschaft des spätmittelalterlichen Böhmen in einen europäischen Kontext eingliedert, beginnen bestimmte Charakterzüge hervorzutreten. Es zeigt sich, daß der Platz, den die böhmischen Bauern im Rahmen größerer Entwicklungstrends einnehmen, keineswegs untergeordnet und abgelegen war, wie man aus manchen zusammenfassenden Charakteristiken der sozioökonomischen Entwicklung Böhmens für den untersuchten Zeitraum folgern könnte. Böhmen erscheint nicht als ökonomische Peripherie Europas. Diese Tatsache hat inzwischen zweifelsohne eine größere Bedeutung für die Beurteilung der Entwicklung. Sie ermöglichen nämlich eine realistischere und seriösere Bewertung der Entwicklungstendenzen, insbesondere der sozialen und ökonomischen, als bisher – und zwar ohne Rücksicht auf irgendeinen konzeptionellen Apriorismus.

Im Rahmen dieser kleinen Vergleichsreihe kann man noch die Frage der „bäuerlichen Freiheit“ aufwerfen. Außerhalb der tschechischen Literatur, und hier vor allem in der deutschen, wird seit Jahrzehnten eine Diskussion über diese Problematik geführt¹²¹. Man geht dabei von der meinem Urteil nach realistischen Ansicht aus, die Frage nach der bäuerlichen Freiheit nicht als Alternative zum Hörigenstatus zu stellen, der kein Bemessungsfaktor der bäuerlichen Freiheit sein muß.

Die bekannte Mediaevistin Heide Wunder hat 1983 unter dieser Voraussetzung die Komponenten der bäuerlichen Freiheit in folgende Hauptpunkte zusammengefaßt¹²²:

- ausreichender Boden
- ein gesichertes Bodenrecht
- Mobilität
- wenig oder keine Fronverpflichtungen
- Abgabeverpflichtungen, die in Naturalien oder Geld fixiert sind.

Die individuelle bäuerliche Freiheit sieht sie darüber hinaus durch die Existenz der freien bäuerlichen Gemeinde gesichert.

In welcher Beziehung steht diese Charakteristik zur bäuerlichen Entwicklung in Böhmen im 14. bis zum 16. Jahrhundert? Auf den ersten Blick scheinen alle genannten Punkte auch in Böhmen – für die überwiegende Zahl der bäuerlichen Bevölkerung in der gegebenen Zeit – belegt zu sein. Auch wenn es übereilt wäre, an dieser Stelle wie auch immer geartete Schlüsse zu ziehen, müßte die angeführte Tatsache wenigstens zum Anstoß einer Diskussion über diese Problematik dienen. So gesehen dürfte man schon nahe an der Überwindung mancher schablonenhafter Zugänge zu dieser Frage sein.

* * *

¹²¹ Ausgehend von Bader, K.S.: Bauernrecht und Bauernfreiheit im späten Mittelalter. Historisches Jahrbuch 61 (1941) 51 f. – Zuletzt Rösener: Bauern 228 f. mit zahlreichen Arbeiten dazwischen.

¹²² Wunder, H.: Serfdom in Later Medieval and Early Modern Germany. In: Social Relations and Ideas. Essays in Honour of R. H. Hilton. Cambridge 1983, 249 f.

Es ist keine leichte Aufgabe, das Modell der bäuerlichen Entwicklung im spätmittelalterlichen Böhmen, das von František Graus fixiert und über Jahrzehnte versteinert war und als alleiniger Ausgangspunkt so mancher Darlegung begriffen wurde, einer grundlegenden Kritik zu unterziehen. Noch schwieriger ist es, reale Wege für die weitere Untersuchung dieser Problematik zu skizzieren. Unter diesem Blickwinkel ist mein Diskussionsbeitrag zu verstehen, der keineswegs für sich den Anspruch erhebt, alle Möglichkeiten weiterer Forschung ausgeschöpft zu haben. Es handelt sich nur um einen ersten Schritt zu einem exakter konzipierten Studium der bäuerlichen Bevölkerung.

Aus der Zahl der Fragen, die hier mehr oder weniger intensiv angesprochen wurden, halte ich folgende für die wichtigsten:

- ein Abschluß der komplexen Kritik der bisherigen Darstellung der Bauernschaft im spätmittelalterlichen Böhmen;
- ein gründlicheres Studium der bäuerlichen Kleinproduktion;
- eine Eingliederung der Agrargeschichte Böhmens in den Kontext der europäischen Entwicklung.

Eine Orientierung auf die beiden letztgenannten Bereiche ermöglicht es, die Entwicklung der bäuerlichen Bevölkerung Böhmens im Spätmittelalter in eine realistischere Darstellung zu fassen – eine Darstellung, die möglichst nahe an unseren Quellen und mit komparativer Hilfe erarbeitet werden muß. Nur so kann man dieser sozialen Schicht die rechte historische Rolle zuerkennen, die sie in jenem agrarisch begründeten Zeitalter innehatte.

Übersetzt von Heide Thornwart

MITTELEUROPA AN DER SCHWELLE DER NEUZEIT

Im vergangenen Jahr trafen sich Historiker aus mehreren Ländern in der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg, um über den Beginn der Neuzeit im mitteleuropäischen Raum zu diskutieren. Über ihre Gespräche hat Bohemia berichtet (BohZ 30/2 [1989] 406), und nun freuen wir uns, unseren Lesern fünf Beiträge mit besonders interessanten Bezügen zur Geschichte der böhmischen Länder vorlegen zu dürfen.

Die Redaktion

STÄNDE UND STAAT IN UNGARN IN DER ZWEITEN HÄLFTE DES 15. JAHRHUNDERTS

Von András Kubinyi

Im Osten Mitteleuropas finden wir im 14. Jahrhundert überall eine starke Königsmacht: Wir müssen nur an Karl IV. in Böhmen, an Kasimir den Großen in Polen und an die Anjous in Ungarn denken¹. Die Situation veränderte sich aber im 15. Jahrhundert: Das Städtewesen erstarkte, und der Herrscher konnte seinen Willen oft nur schwer durchsetzen. Doch scheint die Macht des Königs Matthias Corvinus mindestens so stark wie die der Anjous gewesen zu sein². Dennoch ist es sehr schwer zu begreifen, wie Matthias eine solche Macht entfalten konnte, da sich die Grundlage der Königsherrschaft inzwischen sehr verändert hatte.

Die Könige der Anjou-Dynastie konnten sich noch auf den königlichen Grundbesitz stützen. Der größte Grundherr des Landes war der Herrscher. Als 1387 Sigismund König von Ungarn wurde, gehörten noch 44,2 v. H. aller Burgen des Landes dem König. Damit besaß der Regent den überwiegenden Teil der Besitztümer gegenüber den verschiedenen anderen Gruppen der Großgrundbesitzer. Bis 1437 fiel aber der Anteil der Krone an den Burgen auf 24,4 v. H. zurück³. Ein Fünftel aller Burgen gelangte also während der Regierung Sigismunds in den Besitz des Adels.

¹ Kubinyi, András: I. Lajos király és kora [König Ludwig I. und seine Zeit]. In: Művészet I. Lajos király korában 1342–1382. Katalógus [Kunst in der Zeit des Königs Ludwig I. 1342–1382. Katalog]. Hrsg. v. Ernő Marosi/Melinda Tóth/Livia Varga. Budapest 1982, 15–36.

² Darum wurde in der ungarischen Historiographie nach 1945 die These einer zentralisierten Monarchie bzw. des Zentralisationsversuchs des Königs Matthias aufgestellt. Vgl. z. B. Elek, Lajos: Rendiség és központosság a feudális államokban [Ständewesen und Zentralisation in den feudalen Staaten]. Budapest 1962. – S. dazu noch Bak, János M.: Königtum und Stände in Ungarn im 14.–16. Jahrhundert. Wiesbaden 1973, 53–56 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa 6). Meiner Ansicht nach kann man von einer Zentralisation bei Matthias nicht sprechen.

³ Engel, Pál: Királyi hatalom és arisztokrácia viszonya a Zsigmond korában (1387–1437) [Das Verhältnis der königlichen Macht und der Aristokratie in der Zeit Sigismunds (1387–1437)]. Budapest 1977, 207 (Értekezések a történeti tudományok köréből 83).

Ähnliches kann man auch bei den Städten und Märkten beobachten. In der Zeit Sigismunds läßt sich eine große Stadtveräußerung nachweisen⁴. Zwar blieben die meisten größeren Städte im Besitz des Königs, die Veräußerungen stärkten jedoch den weltlichen Großgrundbesitz. Die Bürgerschaft konnte aber ohnehin nur begrenzt eine Stütze für die Königsmacht werden. Die wirtschaftliche Kraft des ungarischen Städtewesens war nämlich nicht sehr stark⁵. So ist es kein Zufall, daß Sigismund – wenn auch nicht immer konsequent – die königlichen Städte fördern wollte⁶.

Vom Ende des 14. Jahrhunderts an kann man den allmählichen Rückgang der Königsmacht beobachten. Die Veräußerungen der Krongüter hängen damit zusammen. Das hat mehrere Gründe. Erstens starb die regierende Dynastie der Anjous in männlicher Linie aus, und Sigismund gelang auch nicht die Gründung einer eigenen Dynastie. Er selbst und sein Schwiegersohn Albrecht waren ja eigentlich Prinzgemale. So mußte der jeweilige Herrscher seine schwache Legitimität mit der Veräußerung der Krongüter bekräftigen. Die große Veräußerungswelle dauerte bis in die siebziger Jahre des 15. Jahrhunderts: Selbst Matthias Corvinus mußte in der ersten Hälfte seiner Regierungszeit viele Krondomänen und königlichen Städte verschenken. Später konnte er nur einen Teil wieder zurückverlangen⁷. Wie sehr die Königsmacht schon zur Zeit des Regierungsantritts von Matthias geschwächt war, zeigt sehr plastisch die Statistik der Burgen. Der Anteil der königlichen Burgen – zusammen mit dem Familienbesitz des Königs (die Familie Hunyadi war die reichste des Landes!) – betrug jetzt nur noch 10 v. H., der Kirche gehörten 10,3 v. H., den Magnaten 44,7 v. H., der oberen Schicht des Adels 7,5 v. H. und anderen Adligen 14,4 v. H. In den Händen von Ausländern bzw. in unbekanntem Besitz waren 13,1 v. H. ungarischen Burgen⁸.

Die Krone wurde ferner auch wegen neuer Aufgaben geschwächt. Die Türkengefahr⁹ einerseits und andererseits die in den Norden des Landes eingefallenen Hussi-

⁴ Kubinyi, András: Einige Fragen zur Entwicklung des Städtetetzes Ungarns im 14.–15. Jahrhundert. In: *Die mittelalterliche Städtebildung im südöstlichen Europa*. Hrsg. v. Heinz Stoob. Köln-Wien 1977, 165 (Städteforschung A/4). – Mályusz, Elemér: Zsigmond király uralma Magyarországon [Die Herrschaft König Sigismunds in Ungarn]. Budapest 1984, 152.

⁵ Szűcs, Jenő: *Városok és kézművesség a XV. századi Magyarországon* [Städte und Handwerk im 15. Jahrhundert in Ungarn]. Budapest 1955.

⁶ Fahlbusch, Friedrich Bernhard: Städte und Königtum im frühen 15. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte Sigismunds von Luxemburg. Köln-Wien 1983, 18–50 (Städteforschung A/17). – Kubinyi, András: Zsigmond király és a városok [König Sigismund und die Städte]. In: *Művészet Zsigmond király korában 1387–1437* [Die Kunst in der Zeit König Sigismunds 1387–1437]. 2 Bde. Bd. 1: Hrsg. v. László Béke/Ernő Marosi/Tünde Wehli. Budapest 1987, 235–245.

⁷ Engel, Pál: A magyar világi nagybirtok megosztása a XV. században [Die Verteilung des ungarischen weltlichen Großgrundbesitzes im 15. Jahrhundert]. *Az Egyetemi Könyvtár Évkönyvei* 5 (1971) 291–313. – Kubinyi, András: Zur Frage der Vertretung der Städte im ungarischen Reichstag bis 1526. In: *Städte und Ständestaat. Zur Rolle der Städte bei der Entwicklung der Ständevertretung in europäischen Staaten vom 13. bis zum 15. Jahrhundert*. Hrsg. v. Bernhard Töpfer. Berlin 1980, 225 (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte 26).

⁸ Kubinyi, András: A Mátyás-kori államszervezet [Die Staatsorganisation in der Zeit des Matthias]. *Hunyadi Mátyás. Emlékkönyv Mátyás király halálának 500. évfordulójára* [Matthias Hunyadi. Festschrift zum 500. Jahrestag seines Todes]. Hrsg. v. Gyula Rázsó und László V. Molnár. Budapest 1990, 60.

⁹ Rázsó, Gyula: *Hunyadi Mátyás törökpolitikája* [Die Türkenpolitik von Matthias Hunyadi].

ten¹⁰ brachten neue finanzielle Belastungen mit sich, die man früher noch nicht kannte und die nun von den ordentlichen staatlichen Einnahmen nicht gedeckt werden konnten. Zur Erhöhung der Steuern brauchte der König aber die Einwilligung der Stände, und so wuchs die Abhängigkeit des Herrschers von seinen Untertanen¹¹.

Damit wurde das jeweilige Verhältnis der einzelnen Stände zueinander und zur Krone besonders wichtig. Früher besaßen – abgesehen von kurzen Intervallen¹² – eigentlich nur die Prälaten und die Barone (Magnaten) eine begrenzte Möglichkeit, in den Landesangelegenheiten mitzusprechen¹³. De facto vertraten die Prälaten den Kirchenstand. Im ständischen Sinn betrachtete man als Prälaten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nur die Diözesanbischöfe, den Propst der Krönungskirche in Stuhlweißenburg und den Prior des Johanniterordens von Vrana¹⁴. Alle anderen Prälaten oder kirchlichen Körperschaften besaßen als Grundbesitzer dieselben Rechte wie der Adel und waren meist nur dann im Reichstag vertreten, wenn einer von ihnen in einem Komitat vom dortigen Adel zu ihrem Vertreter gewählt wurde¹⁵. Der Prälatenstand wurde von mehreren Seiten beeinflusst. Der Heilige Stuhl konnte oft seinen Willen mit Hilfe seiner Legaten durchsetzen. So spielten die ungarischen Bischöfe, unter der Leitung des Kardinals und Primas von Ungarn, Szécsi, bei der Wahl von König Matthias eine maßgebliche Rolle. Szécsi, der eigentlich kein Freund der Familie Hunyadi war, wurde vom Kardinal Carvajal, dem päpstlichen Legaten, zugunsten von Matthias beeinflusst¹⁶. Ferner kann man nicht leugnen, daß die Prälaten als Großgrundbesitzer oft gemeinsame Interessen mit den Magnaten hatten. Wichtiger war aber, daß eine Abhängigkeit der Prälaten von der Krone bestand. Das Oberpatronatsrecht des Königs wurde sogar von den Vätern des Konstanzer Konzils anerkannt¹⁷. So konnte

Hadtörténelmi Közlemények. Új folyam 22 (1975) 305–345. – Székely, Ferenc: Phases of turco-hungarian warfare before the battle of Mohács (1365–1526). *Acta Orientalia Academiae Scientiarum Hungaricae* 33 (1979) 93–96.

¹⁰ Tóth-Szabó, Pál: A cseh-huszita mozgalmak és uralom története Magyarországon [Geschichte der böhmisch-hussitischen Bewegungen und ihrer Herrschaft in Ungarn]. Budapest 1917, 169–331.

¹¹ Der Adel hat schon vor Matthias bei der Bewilligung der Steuern eine Rolle gespielt: Mállyusz, Elemér: A magyar rendi állam Hunyadi korában [Der ungarische Ständestaat in der Zeit Hunyadis]. *Századok* 91 (1957) 104–123.

¹² Gerics, József: A korai rendiség Európában és Magyarországon [Das frühe Ständewesen in Europa und in Ungarn]. Budapest 1987, 265–321.

¹³ Fügedi, Erik: Uram, királyom ... XV. századi Magyarország hatalmái [Mein Herr, mein König ... Die Mächtigen Ungarns im 15. Jahrhundert]. Budapest 1974, 122–178. – Engel, Pál: Nagy Lajos bárói [Die Barone Ludwigs des Großen]. *Történelmi Szemle* 28 (1985) 393–409.

¹⁴ Kubinyi, András: Bárók a királyi tanácsban Mátyás és II. Ulászló idején [Barone im königlichen Rat während der Regierung von Matthias und Wladislaw II.]. *Századok* 122 (1988) 149.

¹⁵ So waren am Reichstag 1447 der Dekan des Kollegiatkapitels von Óbuda und der Propst der Propstei von Hajszentlőrinc Ablegate der Komitate Pilis bzw. Bodrog, also dieser Komitate, in der ihre Stifte lagen. A Héderváry-család oklevéltára [Urkundenbuch der Familie Hédeváry]. Bd. 1. Hrsg. v. Béla Radvánsky. Budapest 1909, 252.

¹⁶ Kubinyi, András: Mátyás király és a magyar püspöki kar [König Matthias und die ungarischen Bischöfe]. *Vigilia* 55 (1990) 419–420.

¹⁷ Mállyusz, Elemér: Das Konstanzer Konzil und das königliche Patronatsrecht in Ungarn. Budapest 1959 (*Studia Historica Academiae Scientiarum Hungaricae* 18).

der König, da die Kirche sehr oft seinen Schutz benötigte, sich in den meisten Fällen auf die Prälaten stützen¹⁸.

Wenn die Prälaten in gewisser Hinsicht als Instrument der Königsmacht dienen konnten, so kann man das nur in sehr begrenzter Weise vom Adel sagen. Theoretisch gab es keinen Unterschied zwischen einem Großgrundbesitzer und einem auf seiner Scholle arbeitenden adeligen Bauern. Seit 1351 galt der Rechtssatz: „universi veri nobiles . . . sub una et eadem libertate gratulentur“¹⁹. Tatsächlich entstand aber doch ein besonderer Magnatenstand, der Stand der Großgrundbesitzer. Es gab zwar im mittelalterlichen Ungarn keinen erheblichen Hochadelstitel, wir dürfen aber dennoch von Aristokraten sprechen²⁰. Zuerst besaßen nur die höchsten Würdenträger des Landes, die „veri regni Hungariae barones“, höhere Rechte. Diese Würden waren aber nie erblich und wurden vom König nur „usque ad beneplacitum regium“ verliehen. Der Herrscher behielt immer das Recht, alle Würdenträger selbst zu ernennen. Zwar durften die aus dem Dienst ausgeschiedenen Würdenträger ihre Vorrechte meist lebenslänglich genießen, sie hatten aber keine Möglichkeit, sie auf ihre Nachkommen zu vererben. Zu den „veri barones regni“ zählte man die Großrichter: den Palatin, den Landesrichter (iudex curiae regiae“) und den Tarnackmeister (den Oberrichter der königlichen Städte), ferner die Provinzverwalter, wie die Woiwoden von Siebenbürgen oder die Bane, und schließlich die Hofwürdenträger: den Hofmeister, den Truchseß, den Mundschenk und den Marschall. Es gab noch einige andere besondere Würdenträger, wie z. B. den Schatzmeister. Dieser gehörte aber nur bis 1464 zu den „barones regni“²¹.

Der König ernannte zu einem „baro regni“ meist einen Großgrundbesitzer, und wenn der neue Würdenträger nicht zu den „großen Herren“ gehörte, hatte er die Möglichkeit, umfangreiche Besitzungen zu erwerben und gehörte jedenfalls auch nach seinem Ausscheiden zu den Großgrundbesitzern. So kann man sagen, daß es keine großgrundbesitzende Familie gab, die nicht von einem „baro regni“ abstammte. Darum nannte man schon vom Ende des 14. Jahrhunderts an die Mitglieder dieser Familien oft „filii baronum“²². In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts betrachtete man sie schon als eine Aristokratie: Zuerst wurden nur das Familienoberhaupt, später dann alle Mitglieder „magnificus“ genannt. Dieser Titel kam rechtlich früher nur einem „baro regni“ zu. Immer öfters bezeichnete man diese Familien als „barones naturales“, „barones solo nomine“ oder „magnates“. Noch war aber der Übergang von den Magnaten zur oberen Schicht des übrigen Adels fließend. Der König ernannte auch Mitglieder der letzteren Schicht zu einem „baro regni“, und bei Abnahme oder Verlust des Grundbesitzes konnte man auch aus dem Magnatenstand ausgeschlossen werden. Dies bewirkte eine gewisse Mobilität und Veränderung in den Gesellschafts-

¹⁸ Kubinyi, András: A társadalom és Mátyás kormányzata [Die Gesellschaft und die Regierung von Matthias]. In: Mátyás és kora [Matthias und seine Zeit]. Hrsg. v. Ferenc Glácz. Budapest 1990 (im Druck).

¹⁹ Decreta regni Hungariae. Gesetze und Verordnungen Ungarns 1301–1457. Hrsg. v. Franciscus Dörny/Georgius Bónis/Vera Bácskai. Budapest 1976, 134.

²⁰ Fügedi, Erik: A 15. századi magyar arisztokrácia mobilitása [Die Mobilität der ungarischen Aristokratie im 15. Jahrhundert]. Budapest 1970, 1–36.

²¹ Kubinyi: Bárók 149–150, 202.

²² Ebinda 151.

schichten²³. Die Zahl der Magnatenfamilien blieb während des 15. Jahrhunderts ziemlich konstant, ungefähr 40 Familien gehörten dazu. An Stelle der ausgestorbenen oder heruntergekommenen Geschlechter kamen neue Familien²⁴.

Der eigentliche Adel bildete keine einheitliche Gruppe. Die Magnaten ausgeschlossen, gab es mehrere Schichten, vom Bauernadel bis zu den burgbesitzenden Herren, die auch eine große Zahl an Untertanen haben konnten²⁵. Da in Besitzangelegenheiten nur die königlichen Gerichte zuständig waren, blieb die direkte Verbindung des Adels zum König erhalten²⁶. Es gab aber auch eine entgegengesetzte Tendenz. Das Rechtsleben des Landes beherrschte nämlich die Institution der „familiaritas“. Damit bezeichnete man die Dienstverhältnisse. Die Beamten einer königlichen Behörde waren ebenso „familiars“ ihres Herrn wie die Stellvertreter eines Woiwoden bzw. die Burggrafen und die Verwalter einer Domäne. Der Dienstvertrag eines „familiaris“ mit seinem Herrn galt meist für eine unbestimmte Zeit, und der Beamte konnte ebenso mit Geld wie mit Naturalien oder mit dem Ertrag eines Dienstgutes entlohnt werden²⁷. Von großer Bedeutung ist auch, daß die von den Magnaten aufgestellten Privatarmeen rechtlich auch aus Familiaren bestanden²⁸. Damit weist diese Institution der Familiarität gewisse Ähnlichkeiten mit dem englischen „Bastard Feudalismus“ auf²⁹. Außerdem hatte der Herr in Dienstangelegenheiten auch die Möglichkeit, seine Familiaren zu richten³⁰. Damit war der Einfluß der Magnaten viel größer, als es ihr eigener Besitz bzw. die Stellung erlaubte. So besaß einer der mächtigsten Magnaten, der vom König Matthias Corvinus zum Vasallenkönig Bosniens ernannte Miklós Ujlaki, selbst nur siebzehn Burgen, seine Familiaren aber weitere acht. Der Besitz seiner Familiaren vergrößerte also sein Einflußgebiet um die Hälfte³¹.

²³ E b e n d a. – B ó n i s, György: Hűbériség és rendiség a középkori magyar jogban [Feudalismus und Ständetum im mittelalterlichen ungarischen Recht]. Kolozsvár o. J., 484–485. – F ü g e d i: A 15. századi 37–76.

²⁴ E n g e l, Pál: Zsigmond bárói [Die Barone Sigismunds]. In: Művészet Zsigmond király korában. Bd. 1, 126–127. (Während der Regierung Sigismunds bekleideten 115 Personen das Amt eines Barons.) – E n g e l: A Magyar világi ... I. Teil. Az Egyetemi Könyvtár Évkönyvei 4 (1968) 350–351. – K u b i n y i, András: Residenz- und Herrschaftsbildung in Ungarn in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und am Beginn des 16. Jahrhunderts. In: Fürstliche Residenzen im spätmittelalterlichen Europa. Hrsg. v. Werner Paravicini/Hans Patze. Sigmaringen 1990 (Vorträge und Forschungen 36) [im Druck].

²⁵ M a k s a y, Ferenc: „Le pays de la noblesse nombreuse“. In: Études Historiques Hongroises 1980 publiées à l'occasion du XV^e Congrès International des Sciences Historiques par la Commission Nationale des Historiens Hongrois. Bd. 1. Budapest 1980, 181–190. – K u b i n y i: A társadalom.

²⁶ K u b i n y i: Residenz- und Herrschaftsbildung 1990 (im Druck).

²⁷ S z e k f ű, Gyula: Serviensek és familiárisok [„Servientes“ und „familiars“]. Budapest 1912. – B ó n i s: Hűbériség o. J., 217–312.

²⁸ E b e n d a 243–244.

²⁹ L a n d e r, J. R.: Crown and Nobility 1450–1509, 30–38. – R o s e n t h a l, Joel T.: Nobles and the Noble Life 1295–1500. London-New York 1976, 74–83.

³⁰ B ó n i s: Hűbériség o. J., 295–297.

³¹ K u b i n y i, András: A kaposújvári uradalom és a Somogy megyei familiárisok szerepe Ujlaki Miklós birtokpolitikájában (Adatok a XV. századi feudális nagybirtok hatalmi politikájához) [Die Grundherrschaft von Kaposújvár und die Rolle der Familiaren aus dem Komitat Somogy in der Besitzpolitik Miklós Ujlakis (Angaben zur Herrschaftspolitik des feudalen Großgrundbesitzes im 15. Jahrhundert)]. Somogy megye multjából. Levéltári Évkönyv 4 (1973) 19.

Das bedeutete, daß in Komitaten, wo eine Grundherrschaft überwog, der Magnat den dortigen Adel von sich abhängig machen konnte. In diesen Fällen bestimmte oft der Herr, wer vom Komitatsadel das Komitat im Reichstag vertreten sollte³². In solchen Komitaten dagegen, wo der Großgrundbesitz keine entscheidende Rolle spielte und wo der Adel stark genug war, konnte dieser eine unabhängige Politik führen. Da in den Reichstagen meist nach den Komitaten abgestimmt wurde, waren die Kräfteverhältnisse ziemlich instabil. Besonders in der Jagiellonenzeit, am Beginn des 16. Jahrhunderts, kann man das deutlich nachweisen. Die vom Adel dominierten Komitate hatten selten die Möglichkeit, die Mehrheit zu erreichen; es gelang ihnen nur dann, wenn sie mit einigen Magnaten zusammen gegen die anderen Magnaten auftraten³³. Man muß aber betonen, daß der Adel sich nicht grundsätzlich gegen die Institution der Familiarität stellte: er wollte nur frei einen Herrn wählen und diesen gegebenenfalls ebenso frei wieder verlassen können. Natürlich wollte er auch in Dienstangelegenheiten nicht mehr der Gerichtsbarkeit seines Herrn unterstehen³⁴.

Zu den Ständen des Königreichs zählten noch die Städte. Ständische Rechte besaßen aber nur jene königlichen Städte, die eine direkte Verbindung zum Herrscher hatten³⁵. Ihre Zahl verminderte sich wegen der Schenkungen: so gehörten am Ende des Mittelalters zusammen mit den Sachsenstädten Siebenbürgens ungefähr 30 Städte zu diesem Stand. Die Bürger aller anderen Städte und Märkte betrachtete der Staat als Hörige³⁶. Da ihre wirtschaftliche Bedeutung ziemlich gering war, waren die Städte an den Reichstagen nur sporadisch vertreten. Ihre Abgesandten nahmen von den vierziger Jahren bis 1464, als Matthias gekrönt wurde, und dann nur noch einmal im Jahre 1475 an den Reichstagen teil³⁷; schließlich von 1490 an ungefähr 18 Jahre lang.

Aus dieser Situation konnten theoretisch drei Möglichkeiten entstehen. Bei einer geschwächten Königsmacht und einem erstarkten Magnatentum mußte man auch mit einer Aufteilung des Landes rechnen. Dennoch war eine solche Gefahr sehr gering. Die meisten Residenzen der Magnaten und ein Großteil ihres Besitzes lagen zwar an der Peripherie des Landes: Interessanterweise grenzte sehr oft eine Residenz an die andere, wobei die Herren ein wachsames Auge auf ihre Konkurrenten warfen und auf diese Weise jeglichen Versuch zur Verselbständigung ihres Nachbarn verhinderten³⁸. Bessere Möglichkeiten boten sich dagegen dem Statthalter, wie dem Woiwoden von Siebenbürgen oder dem Banus von Kroatien und Slawonien usw. Diese vertraten ja die Königsmacht und richteten so in erster Instanz auch über die Besitzangelegenheiten

³² Kubinyi: A Mátyás-kori államszervezet 80.

³³ Zu den inneren Kämpfen der Jagiellonenzeit ist noch immer das ausführlichste das veraltete Buch von Szabó, Dezső: *Küzdelmek a nemzeti királysáért 1505–1526* [Unsere Kämpfe um das nationale Königtum 1505–1526]. Budapest 1917. – Vgl. noch Bak: *Königtum und Stände*, 62–70. – Zum unabhängigen Adel s. Kubinyi, András: *A középbirtokos nemesség Mohács elbestéjén* [Der Adel mit mittelmäßigem Besitz am Vorabend von Mohács]. In: *Magyarország társadalmi a török kiűzésének idején* [Die Gesellschaft Ungarns am Ende der Türkenzeit]. Hrsg. v. Ferenc Szvircsek. Salgótarján 1984, 13 (Discussiones Neogradienses 1).

³⁴ Ebenda 5–24.

³⁵ Kubinyi: Zur Frage 223–224.

³⁶ Ebenda 215–218.

³⁷ Ebenda 236–240.

³⁸ Kubinyi: Residenz- und Herrschaftsbildung.

des dort ansässigen Adels³⁹. Dennoch konnten selbst die schwachen Jagiellonen verhindern, daß die Statthalter allzu eigenständig und souverän wurden⁴⁰. Ernste Gefahr einer Zersplitterung des Landes gab es nur dann, wenn es von außen unterstützt bzw. angeregt wurde: so während der Zeit des Interregnums in der Jahrhundertmitte, dann 1490, nach dem Tode von Matthias, und schließlich 1526⁴¹.

Kein Magnat hatte also die Möglichkeit, in einem Landesteil eine eigene Herrschaft zu gründen. Er mußte entweder das ganze Land beherrschen oder Untertan bleiben. Dennoch war es einem Magnaten nicht unmöglich, die absolute Macht an sich zu reißen. Unter der Voraussetzung, daß er nicht nur in einem, sondern in fast allen Landesteilen Großgrundbesitzer war, konnte er mit Hilfe der Staatsorganisation und seiner eigenen Familiaren erhebliche Macht erhalten. So wurde Hunyadi Reichsverweser, sein Sohn Matthias König und 1526 Johann Szapolyai ebenso König von Ungarn⁴².

Den anderen Magnaten war es natürlich nicht sehr angenehm, wenn ihr mächtigster Standesgenosse zum Herrscher gewählt wurde, darum unterstützten sie oft eine ausländische Macht, die das Königreich erben sollte. Das Jahr 1490 ist in dieser Hinsicht sehr instruktiv. Es gab vier Prätendenten. Der Sohn des Königs Matthias, ein Bastard, wollte natürlich dem Beispiel seines Vaters und seines Großvaters folgen. Herzog Johannes Corvinus kontrollierte zwar fast die Hälfte der Komitate und war im Besitz des Staatsschatzes, dennoch konnte er aber die Krone nicht ergreifen, weil die meisten Prälaten und ein Teil der Magnaten gegen ihn Partei ergriffen⁴³. Meiner Ansicht nach wäre es unmöglich gewesen, das Land gegen drei ausländische Prätendenten intakt zu erhalten. Das sahen die Herren ganz genau. Im besten Fall wäre es zu einer Landesteilung gekommen, wie in Böhmen zwischen Matthias und Wladislaw und später in Ungarn zwischen König Johann und Ferdinand. So mußte man den Herzog im Feld besiegen, um die Einheit des Landes erhalten zu können. Man wählte den Böhmenherrscher Wladislaw zum König, der dann das Land mit Mühe gegen Maximilian und seinen eigenen Bruder, Prinz Johann Albert von Polen, verteidigte⁴⁴. Das war die dritte Möglichkeit.

³⁹ Mályusz, Elemér: A magyar társadalom a Hunyadiak korában. A hűbériség és rendiség problémája [Die ungarische Gesellschaft in der Zeit der Hunyadis. Das Problem der Feudalität und des Ständetums. In: Mátyás király emlékkönyv [Gedenkschrift für König Matthias]. Budapest o. J., 346–349.

⁴⁰ Kubinyi: Residenz- und Herrschaftsbildung.

⁴¹ 1440 wurde neben Ladislaus posthumus auch der Polenkönig Wladislaw zum König gewählt (1440–1444), der den größten Teil des Landes beherrschte. Die Einheit Ungarns wurde aber erst 1453, als Ladislaus V. posthumus die Regierung übernahm, hergestellt. 1490 besetzte König Maximilian Westungarn, der polnische Prinz Johann Albrecht die nordöstlichen Landesteile, der neue König Wladislaw II. konnte erst Ende 1491 die ausländischen Prätendenten entfernen. 1526 kam es zur Doppelwahl von König Johann I. Szapolyai und Ferdinand I. Diese Wahl führte zur Zweiteilung des Landes.

⁴² Wie die Hunyadis gehörten auch die Szapolyais zu den größten Grundbesitzern Ungarns. Engel: A magyar világi 305. – Elekes, Lajos: Hunyadi. Budapest 1952, 301–305. – Acády, Ignác: Régi magyar birtokviszonyok. 1494–1598 [Alte ungarische Besitzverhältnisse. 1494–1598]. Budapest 1894, 32–35.

⁴³ Schönherr, Gyula: Hunyadi Corvin János 1473–1504 [Johannes Corvinus von Hunyadi 1473–1504]. Budapest 1894, 105–163.

⁴⁴ Bak: Königtum und Stände 62–65.

Ziehen wir all diese Ereignisse und Komponenten in Betracht, ist die vom König Matthias entfaltete Machtfülle nicht ganz verständlich. Wenn wir moderne Begriffe anwenden, regierte Matthias immer mit Hilfe von Koalitionen. Es gab im Land drei Machtfaktoren. Der erste war der König selbst. Den größten Einfluß aber hatte die Magnatenschaft, die auch mit einem Teil des Adels, mit ihren Dienstleuten, rechnen konnte. Da aber zwischen den Magnatenfamilien oft ein großer Konkurrenzkampf herrschte, konnte der Magnatenstand – abgesehen von drei oder vier Ausnahmen⁴⁵ – bis 1526 nie eine einheitliche Front bilden. Als dritten Faktor kann man den von den Magnaten unabhängigen Teil des Adels betrachten. Die Prälaten waren keine autonome Kraft: Sie stärkten wegen des Oberpatronatsrechts meist die königliche Macht, obwohl sie als Großgrundbesitzer oft gemeinsame Interessen mit den Magnaten hatten.

Ein geschickter König hatte also die Möglichkeit, entweder mit einem kleineren Teil der Magnaten und mit dem unabhängigen Adel zusammen gegen die Mehrheit der Magnaten seinen Willen durchzusetzen, oder er mußte sich auf die Magnaten gegen den Adel stützen. Matthias benutzte also, wenn es nötig war, den Reichstag gegen die Magnaten oder den Magnatenrat gegen den Adel⁴⁶. Im Rahmen dieser diplomatischen Schachzüge wurde der erste Machtfaktor, die Krone, immer stärker und unabhängiger⁴⁷. Dazu boten die inneren und die das Land bedrohenden äußeren Gefahren eine gute Möglichkeit.

* * *

Als Matthias 1458 zum König gewählt wurde, sah die Situation Ungarns trostlos aus. Im Norden des Landes hatten sich hussitische böhmische Söldner niedergelassen und bedrohten unter der Leitung ihres Hauptmanns Giskra die dortigen Grundbesitzer⁴⁸. Wichtige Städte, wie z. B. Sopron, und Burgen an der Westgrenze waren durch Königin Elisabeth dem Kaiser verpfändet, und da auch die Heilige Krone in seinem Pfandbesitz war, gab es die Möglichkeit, daß Friedrich III. mit Hilfe von ungarischen Magnaten das Königreich für sich beanspruchte⁴⁹. Schließlich war die Türkengefahr im Süden akut geworden⁵⁰. Dazu kamen noch innere Parteikämpfe, eine allgemeine Verunsicherung breitete sich aus⁵¹. Dies veranlaßte die meisten Magnaten und den

⁴⁵ So z. B. 1518 und 1525 bei Kubinyi, András: A magyar állam belpolitikai helyzete Mohács elött [Die innenpolitische Situation des ungarischen Staates vor Mohács]. In: Mohács tanulmányok a mohácsi csata 450 évfordulójára alkalmából. Studien zum 450. Jahreswechsel der Schlacht von Mohács]. Hrsg. v. Lajos Ruzsás/Ferenc Szakály. Budapest 1986, 72, 91.

⁴⁶ Kubinyi: A Mátyás-kori államszervezet 79.

⁴⁷ Ebenda 118–119.

⁴⁸ S. Anm. 10.

⁴⁹ Haller, Brigitte: Kaiser Friedrich III. und die Stephanskronen. Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs 26 (1973) 94–144.

⁵⁰ S. Anm. 56.

⁵¹ Neben der schon erwähnten (s. Anm. 49) Wahl von Kaiser Friedrich III. zum Gegenkönig durch eine Magnatengruppe kann man die Gegensätze des Königs mit seinem zum Reichsverweser gewählten Onkel Mihály Szilágyi und die siebenbürgischen Wirren erwähnen. – Nehring, Karl: Matthias Corvinus, Kaiser Friedrich III. und das Reich. Zum hunyadisch-habsburgischen Gegensatz im Donauraum. München 1975, 13–14. – Kubinyi, András: Erdély a Mohács elötti évtizedekben [Siebenbürgen in den Jahrzehnten vor Mohács]. In:

Adel, die an der Wiederherstellung der Ordnung interessiert waren, dem Herrscher selbst finanzielle Hilfe zu leisten⁵². So konnte Matthias nicht nur das Landesaufgebot mobilisieren⁵³, sondern auch ein Söldnerheer aufstellen⁵⁴. Der erste Abschnitt seiner Regierungszeit dauerte bis zur Krönung 1464. Er hatte zwar die Krone und die Stadt Sopron 1463 vom Kaiser zurückerhalten, mußte aber dafür die mögliche Nachfolge der Habsburger anerkennen⁵⁵. Während dieser Periode gelang es dem König, die innere Ordnung wiederherzustellen; er konnte zwar die Eroberung Serbiens (1459) und Bosniens (1463) durch die Türken nicht verhindern, das Land aber hatte er geschützt und einen kleinen Teil von Bosnien zurückerobert⁵⁶.

Der Rückhalt der königlichen Macht war das Söldnerheer, das von den außerordentlichen Steuern bezahlt wurde. Nach der Wiederherstellung der Ordnung und der Beendigung der offenen Türkenkriege in der Mitte der sechziger Jahre gab es wenig Gründe für neue Steuern. Wollte der König aber seine Söldner und damit seine Macht erhalten, mußte er das Heer weiter beschäftigen, wozu große finanzielle Mittel notwendig waren. Die böhmischen und österreichischen Kriege boten Matthias gute Gründe, sein Heer nicht zu entlassen⁵⁷. Mit einem starken Heer im Rücken festigte sich die Macht der Krone. So konnten sich Einfluß und Autorität des Königs von den anderen Kräften des Landes teilweise verselbständigen. Die so etablierte Königsmacht war aber unbeständig; denn für ihre Aufrechterhaltung war einerseits eine permanente Kriegssituation nötig – dessen Beendigung jedoch gleichermaßen erstrebenswert war –, andererseits mußte darauf geachtet werden, daß die anderen Machtfaktoren nicht geschlossen gegen sie auftraten⁵⁸.

In die nächste Regierungsperiode, die 1471 mit der Niederschlagung des Vitéz-Aufstandes endete⁵⁹, fallen die Verwaltungs- und Finanzreformen und der Beginn der

Tanulmányok Erdély történetéről [Studien zur Geschichte Siebenbürgens]. Hrsg. v. István Rácz. Debrecen 1988, 71–27.

⁵² Kubinyi: A Mátyás-kori államszervezet 110. Außerordentliche Steuern konnte der König schon im ersten Jahr seiner Regierung vorschlagen.

⁵³ Borosy, András: The Militia Portalis in Hungary before 1526. In: From Hunyadi to Rákóczi. War and Society in Late Medieval and Early Modern Hungary. Hrsg. v. János M. Bak/Béla K. Király. New York 1982, 65–66, 69, 73–74 (War and Society in Eastern Central Europe 3).

⁵⁴ Rázsó, Gyula: The Mercenary Army of King Matthias Corvinus. In: From Hunyadi to Rákóczi 125–140.

⁵⁵ Haller: Kaiser Friedrich III. 144–147. – Nehring: Matthias Corvinus 13–23.

⁵⁶ Gyalóky, Jenő: Mátyás király, a hadszervező és hadvezér [König Matthias, der Heeresorganisator und Feldherr]. In: Mátyás király emlékkönyv I. o. J., 251–259.

⁵⁷ Bak, János M.: Monarchie im Wellental: Materielle Grundlagen des ungarischen Königtums im 15. Jahrhundert. In: Das spätmittelalterliche Königtum im europäischen Vergleich. Hrsg. v. Reinhard Schneider. Sigmaringen 1987, 367–368 (Vorträge und Forschungen 32): „Die Notwendigkeit, weitere Einkünfte und neue Werbungsgebiete zu sichern, war einer der Gründe für die Kriege im Norden und im Westen.“

⁵⁸ Kubinyi: A társadalom.

⁵⁹ Huszti, József: Janus Pannonius. Pécs 1931, 273–286. – Weitere Literatur über den Erzbischof Vitéz und über seinen Neffen, den Bischof und Dichter Janus Pannonius bzw. über die von ihnen initiierten Verschwörungen s.: Schallaburg 1982. Matthias Corvinus und die Renaissance in Ungarn. Wien 1982, 138–162 (Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, Neue Folge 118).

böhmischen Kriege. Es kam gegen den König zu mehreren Aufständen bzw. Verschwörungen⁶⁰, die er aber schnell niederwerfen konnte, da ihm ein Teil der Magnaten treu geblieben war⁶¹. Nach 1471 stabilisierte sich die Macht des Königs. Er beendete den Krieg mit Böhmen und wandte sich nun gegen den Kaiser⁶².

* * *

Die Staatsorganisation war im gewissen Sinne ein Spiegelbild der gesellschaftlichen Lage. Der König regierte mit Hilfe seines Rates, der ein sehr archaisches Gebilde war. Als Terminus für den königlichen Rat verwendete man die Bezeichnung „*praelati et barones*“, die Institution nannte man also nach ihren Mitgliedern⁶³. Eigentlich gab es einen engeren und einen erweiterten Rat. Im engeren Rat saßen die am Hof befindlichen Prälaten und die im Amt stehenden oder ehemaligen Würdenträger, die „*veri regni Hungariae barones*“. Im erweiterten Rat konnten alle Prälaten und Magnaten erscheinen, dieser war also die Versammlung der Großgrundbesitzer. Natürlich gab es auch adelige und sogar nichtadelige Räte: Beamte oder Hofleute. Die Beschlüsse wurden aber von den hohen Herren gefaßt. Der engere Rat beschäftigte sich meist mit Routineangelegenheiten, die wichtigsten Entscheidungen aber wurden im erweiterten Rat getroffen. Dieser konnte in einigen Fällen selbst Gesetze ändern und bewilligte manchmal auch Steuern⁶⁴. In vielen Angelegenheiten mußte der König nach Gewohnheitsrecht oder per Gesetz den Rat befragen, und es gibt auch Nachweise dafür, daß Matthias sich danach gerichtet hatte. Natürlich hatte er die Möglichkeit, die Herren zu beeinflussen. In anderen Fällen war er in seiner Entscheidung frei und konnte ohne Mitspracherecht des Rates sein Urteil fällen⁶⁵.

Eigentlich war es das Recht des Reichstages, Gesetze zu verabschieden oder Steuern zu bewilligen. Der König aber hatte anscheinend den Reichstag dann nicht befragt, wenn er der Zustimmung seiner Prälaten und des Magnatenstandes sicher war und vom Adel Einwände befürchtete. Es trat aber auch die entgegengesetzte Situation ein:

⁶⁰ Neben dem Vitéz-Aufstand war besonders der Aufstand in Siebenbürgen (1467) gefährlich. Es kam damals schon zu einer landesweiten Verschwörung, der König reagierte aber sehr schnell, so daß außer in Siebenbürgen nur vereinzelt Aufstände aufbrachen. Kubinyi: Erdély 65–66, 71.

⁶¹ Es war besonders wichtig, daß 1471 der damals mächtigste Magnat, Nikolaus Ujlaki, – der 1459 den Kaiser zum Gegenkönig gewählt hatte – Matthias treu geblieben war. Seine mächtigsten, früher vom König favorisierten Nachbarn, der Bischof Janus Pannonius und die Gebrüder Tuz, gehörten zu den Verschwörern, darum mußte er zwangsweise den König unterstützen. Matthias verlieh ihm dafür Bosnien als Vasallenkönigreich. Kubinyi, András: Die Frage des bosnischen Königums von Nikolaus Ujlaky. *Studia Slavica Academiae Scientiarum Hungaricae* 4 (1958) 376–377.

⁶² Zur Außenpolitik dieser Zeit: N e h r i n g: Matthias Corvinus 63–168. – Bei der Periodisierung habe ich meine Arbeit herangezogen. Kubinyi: Bárók 191–193.

⁶³ K n a u z, Nándor: Az országos tanács és országgyűlések története 1445–1452 [Geschichte des Landesrates und der Reichstage 1445–1452]. Pest 1859, 8–14. – Szilágyi, Loránd: A magyar királyi kancellária szerepe az államkormányzatban 1458–1526 [Die Rolle der ungarischen königlichen Kanzlei in der Staatsregierung]. Budapest 1930, 25.

⁶⁴ Kubinyi: Bárók 148–175.

⁶⁵ Kubinyi: A Mátyás-kori államszervezet 69–79.

Wenn es ihm angenehmer war, ließ er solche Angelegenheiten vom Reichstag entscheiden, wozu auch die Kompetenz des Rates genügt hätte. Ferner spielte der Reichstag gewissermaßen auch die Rolle eines politischen Ventils, wo der Adel seine Unzufriedenheit frei äußern konnte. Den Adel vertraten meist die von den Komitatsversammlungen gewählten Legaten, die aber auch vom mächtigsten Magnaten vorgeschlagen sein konnten. Nur selten, aus besonderen politischen Gründen, forderte Matthias alle Adligen zum persönlichen Erscheinen auf⁶⁶.

Das wichtigste Instrument der Regierung war die Kanzlei, da wurden die königlichen Willensäußerungen schriftlich redigiert und expediert. Matthias führte 1464, bei seiner Krönung, eine Kanzleireform durch. Früher war die Geheimkanzlei das Mittel der königlichen Prerogative gewesen. Die „cancellaria major“, die das große Münzsiegel verwendete, stand dagegen unter der Kontrolle des königlichen Rates⁶⁷. Matthias ernannte zwar 1458 den Kardinalerzbischof Szécsi zum Großkanzler, da er aber noch nicht gekrönt war, gab es kein großes Siegel und so keine Großkanzlei. Szécsi benutzte zwar in einigen Fällen das Gerichtssiegel, in die Angelegenheiten der geheimen Kanzlei konnte er sich aber nicht einmischen. Anscheinend mußte Matthias bei seiner Krönung einen Kompromiß eingehen: An die Spitze der Kanzlei wurden zwei gleichrangige Kanzler mit dem Titel „*summus et secretarius cancellarius*“ ernannt, die ebenso die Goldbulle oder das große sowie das Geheimsiegel verwenden konnten. Obwohl die Kanzler weiter vom König in das Amt eingesetzt wurden, kam dadurch die Kanzlei unter den Einfluß des Rates. Damit kann man erklären, daß sich der König fast mit jedem seiner Kanzler entzweite. Die Kanzler waren ja ebenso vom König wie von den Prälaten und Baronen abhängig⁶⁸. Die Geschichte der Kanzlei seit 1464 ist darum sehr schwer zu überblicken. Einige Male hatte der König zwar die beiden „Groß- und Geheimkanzler“ nicht abgesetzt, die tatsächliche Leitung der Kanzlei aber einem anderen Beamten, der meist den alten Titel eines „*secretarius cancellarius*“ erhielt, übergeben. In den siebziger Jahren verwendete der König ein „kleineres Geheimsiegel“, das unabhängig vom Kanzler von einem Sekretär benutzt wurde. Dann stellte er aber die alte Ordnung wieder her. Am Ende seiner Regierung führte er das Ringsiegel ein. Das wurde wiederum von einem Sekretär verwendet⁶⁹.

⁶⁶ Ebenda 79–81. – Teke, Zsuzsa: A dekrétum fogalma és társadalmi szerepe Mátyás korában [Der Begriff des Dekrets und seine gesellschaftliche Rolle in der Zeit von Matthias]. *Történelmi Szemle* 29 (1986) 197–218.

⁶⁷ Kumorovitz, L. Bernát: A magyar királyi egyszertű és titkospecsét használatának alakulása a középkorban [Die Entwicklung des Gebrauchs der ungarischen einfachen und geheimen Siegel]. *A Gróf Klebelsberg Kunó Magyar Történetkutató Intézet Évkönyve* 7 (1937) 80–90. – Geric, József: Beiträge zur Geschichte der Gerichtsbarkeit am ungarischen königlichen Hof und der Zentralverwaltung im 14. Jahrhundert. *Annales Universitatis Scientiarum Budapestinensis de Rolando Eötvös nominatae. Sectio historica* 7 (1965) 14–16.

⁶⁸ Kubinyi, András: Die Wahlkapitulationen Wladislaws II. in Ungarn (1490). In: *Herrschaftsverträge, Wahlkapitulationen, Fundamentalgesetze*. Hrsg. v. Rudolf Vierhaus. Göttingen 1977, 157–159 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 56). – Ergänzungen dazu s. Kubinyi: *A Mátyás-kori államszervezet* 81–88.

⁶⁹ Zur Kanzleigeschichte unter König Matthias s. Szilágyi: *A magyar királyi kancellária*. – Bónis, György: *A jogtudó értelmesség a Mohács előtti Magyarországon* [Die rechtskundige Intelligenz in Ungarn vor Mohács]. Budapest 1971, 219–308. – Kubinyi: *A Mátyás-kori államszervezet* 88–97.

Wenn bei der Urkundenausstellung die königliche Prerogative mit Schwierigkeiten kämpfen mußte, gab der Kompromiß von 1464 dem König doch freie Hand in Finanzangelegenheiten. Es entstand eine neue Finanzorganisation. Alle königlichen Einnahmequellen, ausgenommen der Grundbesitz, wurden dem königlichen Schatzmeister unterstellt, der sie mit seinem Beamtenapparat verwaltete. So konnte man im Schatzamt einen primitiven Haushaltsplan ausarbeiten. Die Einnahmen flossen nicht in verschiedene Kanäle. Diese Finanzreformen trugen wesentlich dazu bei, daß der König seine Kriege finanzieren konnte⁷⁰.

Die wichtigste Einnahmequelle bildeten die außerordentlichen Steuern, die oft zweimal im Jahr eingetrieben wurden. Meist mußte eine Pforte („porta“) einen Gulden zahlen. Die ordentliche Steuer, die der König ohne Einwilligung der Städte einreiben konnte, war das „lucrum camerae“. Fünf Pforten zahlten einen Gulden⁷¹; die außerordentliche Steuer war also fünfmal so hoch. Matthias erhob während seiner 33jährigen Regierungszeit 43 Mal Steuern und im Jahresdurchschnitt zahlte eine Pforte 1,32 Gulden. Die Steuerlasten trugen dazu bei, daß sich die Zahl der Steuereinheiten seit dem Tode Sigismunds bis in die neunziger Jahre um ein Drittel verringerte⁷².

Die jährlichen Einnahmen des Königs schätzt man bei einfacher Besteuerung auf 500 000, bei zweifacher auf 750 000 Gulden⁷³. Dazu kann man noch während einiger Jahre höchstens 100 000 Gulden rechnen, aufgrund der finanziellen Unterstützung vom Papst oder von Venedig⁷⁴ oder der Besteuerung Schlesiens, die nicht jährlich bemessen war⁷⁵. Den höchsten Prozentsatz der Einnahmen bildeten die außerordentlichen Steuern, die von den Bauern bezahlt wurden. Es kam oft zu Bauernaufständen gegen die Steuereinnahmer⁷⁶. Den größten Teil der Ausgaben bildete die Bezahlung der Söldner in den besetzten Gebieten. Ein großer Prozentsatz des Nationalein-

⁷⁰ Kubinyi, András: A kincstári személyzet a XV. század második felében [Die Belegschaft des Schatzamtes in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts]. *Tanulmányok Budapest múltjából* 12 (1957) 25–49. – *Ders.*: A királyi kincstartók oklevéladó működése Mátyástól Mohácsig [Die königlichen Schatzmeister als Urkundenaussteller von Matthias bis zu Mohács]. *Levéltári Közlemények* 28 (1958) 37–62. – *Ders.*: Die Wahlkapitulationen 160–161.

⁷¹ Bak: *Monarchie* 355–358.

⁷² Kubinyi, András: Az alföldi megyék jobbágyportaszáma a középkor végén [Die Pfortenzahl der Komitate auf der Tiefebene am Ende des Mittelalters]. In: *Falvak, mezővárosok az Alföldön* [Dörfer, Marktstellen auf der großen Ungarischen Tiefebene]. Hrsg. v. László Novák/László Selmeczi. *Nagykörös* 1986, 285–286 (Acta Musei de János Arany nominati 4).

⁷³ Fügédi, Erik: Mátyás király jövedelme 1475-ben [Einkünfte des Königs Matthias im Jahre 1475]. *Századok* 116 (1982) 484–506. – Bak: *Monarchie* 358–361. – Kubinyi: A Mátyás-kori államszervezet 104–116. (Meine Rechnungen weichen geringfügig von den zitierten Arbeiten ab).

⁷⁴ Rázsó: Hunyadi Mátyás 319. – Kubinyi: A Mátyás-kori államszervezet 114.

⁷⁵ Rachfahl, Felix: *Die Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens*. Leipzig 1984, 110–113.

⁷⁶ Die letzte Erhebung gegen die Steuereintreiber geschah einige Wochen vor dem Tod des Königs 1490 im Komitat Zala. *Zala vármegye története. Oklevéltár* [Geschichte des Komitats Zala. Urkundenbuch]. Bd. 2. Hrsg. v. Imre Nagy/Dezso Véghely/Gyula Nagy. Budapest 1890, 629–630.

kommens Ungarns kam also mehr als 20 Jahre lang auf diese Weise ins Ausland, ohne daß irgendwelche Einnahmen ins Land flossen. Damit ist eine merkliche Verarmung Ungarns entstanden⁷⁷.

Der Rückschlag der ungarischen Entwicklung nach 1490 war so mathematisch vorzusehen. Die Beendigung der österreichischen Kriege mußte zur Auflösung des Söldnerheeres und damit zur Schwächung der königlichen Macht führen. Wenn wir die Zahl der Söldner, den ihnen bezahlten Sold und die Einnahmen des Landes miteinander vergleichen, kommen wir zu einem verblüffenden Ergebnis: Aus den Einnahmen konnte man den vollen Sold der Armee nicht bezahlen. Wahrscheinlich hatten sich die Söldner in den reichen westlichen Provinzen aus Raub- und Beutezügen bereichert und ihre anstehende Entlohnung auf diese Weise beglichen⁷⁸.

Einen offensiven Krieg gegen die Türken konnte man mit diesem Heer auch nicht führen. Der Sultan hatte schon zu dieser Zeit mehr als doppelt so hohe Einnahmen als Matthias⁷⁹, und er war auch militärisch stärker⁸⁰. In den bosnischen Bergen konnten ferner die Söldner nichts erbeuten. Und schließlich brauchte man für die Türkenkriege geeignete und erfahrene Leute⁸¹. Weitere Bürden konnte das durch die Steuerlast ausgeaugte Land nicht mehr ertragen. Die Regierung nach 1490 hatte aber weitere kostspielige Vorhaben. König Matthias hatte eine doppelte Verteidigungslinie an der Türkengrenze aufgestellt, die Ungarn tatsächlich bis in die zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts geschützt hatte⁸². Diese mußte erhalten und die Garnisonen der Grenzfestungen bezahlt werden⁸³. Da es nach Matthias kein mobiles Söldnerheer gab, war der König auf die Hilfe der Magnaten und des Adels angewiesen⁸⁴. Die ehemalige „dritte Kraft“ wurde damit geschwächt.

Noch etwas muß man bemerken. In der zweiten Hälfte der Regierung von Matthias ist eine gesellschaftliche Umwälzung nachweisbar. Früher war der Übergang von der Oberschicht des Adels zu den Magnaten fließend gewesen. Jetzt begann die Aristokratie ein geschlossener Stand zu werden⁸⁵. In derselben Zeit können wir auch eine Veränderung in der Institution der „familiaritas“ beobachten. Die Dienstleute werden immer häufiger „servitores“ und nicht mehr „familiares“ genannt. Der Dienstvertrag

⁷⁷ Vgl. Bak: Monarchie 368.

⁷⁸ Daß die Einkünfte des Königs die Bezahlung seines Heeres nicht decken konnten, erkannte die neuere Geschichtsschreibung. Vgl. Rázso: Hunyadi Mátyás 333. – Ders.: The Mercenary Army 130–131. – Bak: Monarchie 367. – Die Autoren versuchen aber diese Situation anders zu erklären. – S. noch: Kubinyi: A Mátyás-kori államszervezet 116.

⁷⁹ Werner, Ernst: Die Geburt einer Großmacht. Die Osmanen. 3. Auflage. Berlin 1978, 310 (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte 13): Der Sultan hatte 1475 1 800 000 Dukaten Einnahmen.

⁸⁰ Rázso: Hunyadi Mátyás 308–314.

⁸¹ Man brauchte leichte Reiterei. Der Ursprung des Husaren geht darauf zurück. Gyálóka: Mátyás király 234–235.

⁸² Szakály: Phases 1979, 98–103. – Ders.: The Hungarian-Croatian Border Defense System and Its Collapse: In: From Hunyadi to Rákóczi 141–158.

⁸³ 1513–1514 waren 7817 Knechte in den Grenzfestungen stationiert. Ebd. 147.

⁸⁴ Kubinyi, András: The Road to Defeat: Hungarian Politics and Defense in the Jagellian Period. In: From Hunyadi to Rákóczi 159–178.

⁸⁵ Fügédi: Uram, királyom ... 211–215. – Kubinyi: Bárók 151–152.

wird immer öfter auf bestimmte Zeit, meist auf ein Jahr geschlossen⁸⁶. Damit war das Verhältnis des Herrn zu seinen Untertanen unpersönlicher geworden. Die Gegensätze der Magnaten und des Adels vertieften sich dadurch.

In dieser Zeit entstanden auch wirtschaftliche Probleme. Es gibt erste Anzeichen einer Bevölkerungsabnahme; die Zahl der bäuerlichen Untertanen der Herren verringerte sich und somit auch ihr Einkommen⁸⁷. In derselben Zeit erhoben die Herren höhere und luxuriösere Ansprüche, wozu aber die nötigen finanziellen Mitteln fehlten⁸⁸. Eine weitere Krise resultierte schließlich aus der drohenden türkischen Gefahr. Ich habe die Probleme der Jahrhundertwende nur skizzenhaft und ohne Anspruch auf Vollständigkeit aufgezählt. Mein Beitrag sollte nur andeuten, daß die Wurzeln einiger dieser Krisensymptome noch aus der Regierungszeit von Matthias herrühren.

⁸⁶ Kubinyi: A középbirtokos nemesség 12–13.

⁸⁷ Kubinyi, András: Die Auswirkungen der Türkenkriege auf die zentralen Städte Ungarns bis 1541. In: Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Türkenkriege. Hrsg. v. Othmar Pickl. Graz 1971, 203–204 (Grazer Forschungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1).

⁸⁸ Kubinyi, András: Die Rolle der Archäologie und der Urkunden bei der Erforschung des Alltagslebens im Spätmittelalter. In: *Études historiques hongroises 1985 publiées à l'occasion du XVI^e Congrès International des Sciences Historiques par le Comité National des Historiens Hongrois*. Bd. 1. Budapest 1985, 615–643.

DIE „CORVINISCHE RENAISSANCE“ IN MITTELEUROPA: WENDEPUNKT ODER AUSNAHME?

Von Ernő Marosi

In der ungarischen Kunstgeschichte wird der Zeitpunkt der Wende zur Neuzeit, dies heißt der Rezeption italienischer Renaissancekunst, in der Regierungszeit König Matthias Corvinus' gesehen. Er wird auf seine persönliche Initiative und humanistische Bildung zurückgeführt. Somit steht ein Urteil zur kunsthistorischen Periodisierung im Zusammenhang mit einem Urteil über die veränderte Struktur des Auftrags, die dem Ideal des modernen Mäzenatentums entsprechen mag. Corvinus' Hof schreibt man damit in zweifacher Hinsicht eine maßgebende Rolle für die Geschichte der Renaissancekunst in Ungarn zu: Als Vorbild im Sinne der künstlerischen Zusammenhänge und als Bildungsmodell, das bei Adel und Bürgertum seit dem frühen 16. Jahrhundert wirksam war¹.

Aus dieser doppelten Feststellung, stilgeschichtlicher Natur einerseits und kunstsoziologischer andererseits, folgt eine andere über die „Corvinische Renaissance“ als zeitlich früheste und für das östliche Mitteleuropa mustergültig wirkende Rezeption der Quattrocento-Kunst außerhalb Italiens; ein Urteil, das international im allgemeinen anerkannt ist. Es wurden in der Tat etwa an den Prager Bauten von Benedikt Ried Einflüsse aus Buda nachgewiesen. Ihre Wirkung wird auch in Sachsen für die Rezeption der Renaissancekunst in Sachsen vorausgesetzt. Auf ähnliche Weise können Komplexe der Jagiellonischen Renaissance, etwa am Krakauer Wawelschloß, auf ungarische Vorbilder zurückgeführt werden. In manchen Fällen wird die mitteleuropäische Wirksamkeit der Entwicklungen am Hofe des Matthias Corvinus durch konkrete Daten zur Künstlerwanderung ausdrücklich belegt².

Die Thesen über die Bedeutung der in Ungarn sogenannten „Corvinischen Renaissance“ als eines Wendepunkts in der kulturellen Entwicklungsgeschichte hängen mit einer historiographischen Tradition zusammen, die man der Person des bedeutenden Hunyadifürsten und seiner Epoche zuschreibt. Diese Einschätzung geht auf eine – aller-

¹ Balogh, J.: Kora-renaissance [Frührenaissance]. In: A magyarországi művészet története [Geschichte der Kunst in Ungarn]. Bd. 1. Hrsg. v. D. Dercsényi. Budapest 1956, 265 ff. – Dies.: Die Anfänge der Renaissance in Ungarn. Matthias Corvinus und die Kunst. Graz 1975, 306 ff.

² Fehr, G.: Benedikt Ried. Ein deutscher Baumeister zwischen Gotik und Renaissance in Böhmen. München 1961, 24f., 68f., 112 ff. – Vgl. auch die Veröffentlichungen der 1965 in Budapest gehaltenen Tagung „Les problèmes du gothique et de la renaissance et l'art de l'Europe Centrale.“ Acta Historiae Artium 13 (1967). – Białostocki, J.: The Art of Renaissance in Eastern Europe, Hungary, Bohemia, Poland. Oxford 1976, 66 ff. – Ders.: Spätmittelalter und beginnende Neuzeit. In: Propyläen Kunstgeschichte. Bd. 7. Berlin 1972, 150 ff.

dings stark politisch bedingte – Auffassung bereits aus dem frühen 16. Jahrhundert zurück, die ihre Wertmaßstäbe und Beispiele in den Werken der am Corvinischen Hofe tätigen humanistischen Geschichtsschreiber fand. So wurden zum Beispiel die *Decades* von Bonfini bereits bald nach der Mitte des 16. Jahrhunderts in ungarischer Übersetzung verbreitet³. Die allgemeine Verbreitung des Renaissancestils in der ungarischen Kunstproduktion seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts scheint die Ausstrahlung des Corvinischen Hofes mitzubelegen. Parallel zum Matthiaskult in Ungarn läßt sich sein Ruhm in Europa auch nachweisen – etwa am Beispiel der *Viri illustres* des Paolo Giovio, einem Werk, das sehr viel zu seinem historiographischen Denkmal im europäischen Humanismus beigetragen hat.

Das heutige kunsthistorische Urteil sieht dementsprechend in der „Corvinischen Renaissance“ ein Phänomen der frühen Rezeption des italienischen Quattrocento, das den Anfang der ungarischen und der mitteleuropäischen Renaissance bildet. Die Initiative wird einer außergewöhnlichen Persönlichkeit, dem König selber, zugeschrieben, der aufgrund seiner Intelligenz und Bildung die Humanisten und ihre Kultur zu schätzen verstand; ja, dem sogar die Idee peripatetischer Gespräche, wie etwa im gleichzeitigen „mediceischen Garten“ in Florenz, nicht fernlagen. Wie sehr auch eine solche Einschätzung mit den Universitätsgründungsplänen des Königs übereinzustimmen scheint, so muß doch gleich bemerkt werden, daß sie den Charakter einer panegyrischen Fiktion an sich trägt, nämlich wie das Bild vom florentinischen Garten als platonischer Akademie von Humanisten und Künstlern⁴.

Die kunsthistorische Literatur, in den letzten vier Jahrzehnten besonders durch intensive archäologische Funde bereichert, erarbeitete inzwischen ein anderes Modell für die Hofkunst der Matthiaszeit. Es wird nämlich auf die Stilmischung aus gotischen Elementen mit italienischen Baugliedern und Ornamenten hingewiesen, eine synkretistische Stilmischung, die man in Italien selbst kaum vorfindet⁵. Dieser Synkretismus entspricht dem architektonischen Befund weit besser als die alleinige Tradition des Quattrocento und dürfte wohl im Kompromiß zwischen gotischer Tradition und bewußter Erneuerung entstanden sein. Gerade diese Mischung und Verbindung scheint ein ungarisches und in weiterem Sinn ein mitteleuropäisches Charakteristikum gewesen zu sein.

Es muß jedoch auch die Frage gestellt werden, ob während der Regierungszeit des Matthias allein die italienische Renaissance als künstlerische Neuerung in Ungarn wirkte. Eine Menge von spätgotischen Denkmälern in Ungarn lassen nämlich

³ Heltai, G.: *Chronica az magyaroknac dolgairol ...* Klausenburg 1575. Faksimile-Ausgabe hrsg. von B. Varjas. Budapest 1973.

⁴ Vgl. Klaniczay, T.: *Akadémiái törekvések Mátyás udvarában. Le tracce di un' accademia platonica nella corte di Mattia Corvino.* In: *Sub Minervae Nationis praesidio.* Festschrift L. Németh. Budapest 1989, 37–40. – Zur Kritik der Überlieferung über die florentinische Akademie s. Gombrich, E.H.: *Renaissance and Golden Age.* In: *Norm and Form. Studies in the Art of the Renaissance.* London-New York 1978, 29 f.

⁵ Entz, G.: *Baukunst in Ungarn um 1500.* *Acta Historiae Artium* 13 (1967) 81 ff. – Vgl. auch Białostocki: *The Art of Renaissance 23* und ders.: *Remarks on Doorways between Late Gothic and Renaissance, North and South of the Carpathians.* *Acta Historiae Artium* 28 (1928) 247–253.

noch einen Umschwung der stilistischen Orientierung und eine zweite Wende im Geschmack in der Zeit um 1470 erkennen. Davon zeugen etwa die spätgotische Baukunst, das Aufkommen und die rasche Verbreitung des neuen Typs der Schreinaltäre ebenso wie die Rezeption des spätgotischen Realismus, dessen in der flämischen Malerei verwurzelten Züge sich auf mitteleuropäische Vermittlungswege auf die massenweise Verbreitung von graphischen Vorlagen zurückführen lassen. Diese Erscheinungen treten zum gleichen Zeitpunkt parallel auch in den benachbarten Ländern Österreich, Böhmen und Polen auf.

Unsere Problemstellung kann am besten mit dem überlieferten kunsthistorischen Begriffspaar Gotik und Renaissance formuliert werden, das bekanntlich als Werturteil in die Sprache der Gebildeten gelangte. Die moderne Kunstgeschichte nahm den normativen Charakter dieser Stilbegriffe auf und faßte sie als zeitlich parallel verlaufende auf, indem die „Spätgotik“ nicht mehr als eine Alterserscheinung gotischer Kunst, sondern als ein selbständiges Phänomen des 15. Jahrhunderts gedeutet wurde. Der Anerkennung dieser beiden Möglichkeiten der Entwicklung entspricht ein Wandel in der Methode der Kunstgeschichtsschreibung: eine Hinwendung zu pluralistischen Prinzipien. Diese pluralistischen Tendenzen fanden seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts etwa im Schmarsowschen Konzept der „deutschen Spätgotik“, in verschiedenen Auffassungen über Vorgeschichte und Ausbildung eines „nordischen Realismus“ der Spätgotik und der Renaissance und in der Anerkennung der Sonderstellung der Kunst der Dürerzeit ihren Ausdruck⁶.

Fraglich bleibt dabei freilich, wieweit diese Kategorien der kunsthistorischen Beurteilung den spezifischen Erscheinungen und dem eigenen Rhythmus der Entwicklung der Kunst in Mitteleuropa gerecht werden können. Sowohl der Vergleich mit der italienischen Quattrocento-Kunst als auch der mit westeuropäischen Kunstphänomenen des 15. Jahrhunderts wird aus weit entfernten Entwicklungsräumen entnommen. Man folgt dabei der Annahme, daß sie sich in Mitteleuropa erst mit einem gewissen zeitlichen Abstand verbreitet haben sollen. Paradoxerweise wird dabei die Bedeutung einzelner künstlerischer Phänomene und Produkte an der Unmittelbarkeit und an dem zeitlichen Verlauf der Rezeption des Fremden gemessen. Anhand solcher Rezeptionstendenzen wird dann in der heutigen Kunstgeschichte der kunstgeographische Raum Mitteleuropa beschrieben. Das heißt, man folgt in der Betrachtung prinzipiell nicht seinen eigenen Charakterzügen, sondern vorwiegend seiner Abhängigkeit vom Westen. So wird die Entstehung der Spätgotik Mitteleuropas, etwa der Wechsel zwischen „weichem“ und „hartbrüchigem“ Stil, am Ende des ersten Drittels des 15. Jahrhunderts in Formeln beschrieben wie ein Wechsel im „Ost-West-Gefälle“⁷.

⁶ Frankl, P.: *The Gothic. Literary Sources and Interpretations through Eight Centuries.* Princeton 1960. – Białostocki, J.: *Późny gotyk: rozwój pojęcia i terminu* [Die Spätgotik: Entwicklung der Konzeption und des Begriffs]. In: *Późny gotyk. Studia nad sztuką przelomu średniowiecza i czasów nowych.* Warszawa 1965, 17ff.

⁷ Paatz, W.: *Prolegomena zu einer Geschichte der spätgotischen Skulptur im 15. Jahrhundert.* Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften; Philosophisch-historische Klasse 1956.

Nach dieser stilgeschichtlichen, an formalen Details orientierten Betrachtungsweise werden in der heutigen Kunstgeschichte sowohl der Ursprung der spätgotischen Schnitzaltäre⁸ als auch die Quellen der realistischen Malerei aus dem Westen, aus Frankreich bzw. aus den Niederlanden, abgeleitet. Diese Auffassung scheinen zahlreiche individuelle Lebenswege wie etwa die mutmaßlichen Wanderungen von Hans Multscher, Konrad Witz oder der Weg des Nikolaus Gerhaerts von Leiden zu unterstützen⁹. Belege für den Kunstimport, in dem der Einfluß besonders der niederländischen Malerei bis nach Spanien und Italien reicht, sowie der Einfluß der im Laufe des 15. Jahrhunderts mehr an Bedeutung gewinnenden druckgraphischen Vorlagen lassen Mitteleuropa auf eine ähnliche Weise als einen mehr oder weniger rückständigen Empfänger westlichen Formenguts erscheinen¹⁰.

So gesehen zerfällt das Bild Mitteleuropas in abstrakte Tendenzen der Typengeschichte, der ikonographischen und der Stilerscheinungen, deren bestimmende Zentren außerhalb seiner Grenzen lagen. Dieses Bild von einer überaus passiven Haltung der mitteleuropäischen Entwicklung ist verantwortlich für das Fehlen eines kunsthistorischen Gesamtbildes dieses stets als Randgebiet behandelten Raumes, und der Ruhm einzelner Zentren, Länder und Regionen in der Aufnahme von Fernbeziehungen bzw. im Streit um sekundäre statt tertiäre Anknüpfungen besteht noch immer fort. Im allgemeinen sind wir über Transitwege kultureller Beziehungen besser unterrichtet als über Wechselbeziehungen zwischen Nachbargebieten. Letzten Endes gehören auch unsere Kenntnisse über die Einflüsse der italienischen Quattrocento-Kunst am Hofe König Matthias' von Ungarn und über ihre Wirkungen auf die Nachbarländer in diesen Zusammenhang.

Obwohl der Nachweis der westlichen Wurzel der Spätgotik auch in der Geschichte der Architektur wesentlich zur Deutung des Geschehens im 15. Jahrhundert beigetragen hat¹¹, konnten nun aufgrund des eindeutig ortsgebundenen und umfangreichen Denkmälerbestands regionale Eigenarten bzw. Traditionen und zeitgemäße, übergreifende Tendenzen in einem besser ausgewogenen Gesamtbild berücksichtigt werden. Dazu trägt auch eine günstigere Quellenlage bei, da außer Urkunden auch Pläne, Vorlagen und Musterbücher, Architekturtraktate, Hütten- und Zunftordnungen relativ vielfältige Einblicke in die Verhältnisse jener Zeit gewähren. Gerade anhand der Hüttenordnungen und der Steinmetzbücher des fortgeschrittenen 15. Jahrhunderts können etwa das Ansehen und die Mustergültigkeit der großen Tradition des 14. Jahrhunderts, der Parlerzeit, belegt werden, mit deren Leistungen sich auch spätere Baukunst auseinandergesetzt hat. Die Hüttenordnungen und die Baupläne tragen ebenso

⁸ Paatz, W.: Süddeutsche Schnitzaltäre der Spätgotik. Heidelberg 1963. – Schindler, A.: Der Schnitzaltar: Meisterwerke und Meister in Süddeutschland, Österreich und Südtirol. Regensburg 1978.

⁹ Müller, Th.: Sculpture in the Netherlands, Germany, France and Spain 1400–1500. Harmondsworth 1969.

¹⁰ Siehe die Beiträge des III. Seminars von Niedzica (1982): Serial and Individual Production in the Representative Arts of the XIV and XV Century. Seminaria Niedzickie III. Kraków 1988.

¹¹ Fischer, F. W.: Unser Bild von der spätgotischen Architektur des 15. Jahrhunderts. Heidelberg 1964.

viel zur Kenntnis der zum Teil durch die großen Aufträge bedingten Lokaltradition bei wie zur Begrenzung der Einflußgebiete der Haupthütten. Noch wichtiger für die Klassifizierung der regionalen Erscheinungen ist die Unterteilung der Hüttenorganisation, etwa die gut belegten „Viertelladen“ der Wiener Bauhütte in Österreich¹². Im Fall der großen Baumeister kann man überaus weitreichende Tätigkeitsbereiche, häufige persönliche Kontakte bei Hüttentagen und Bauberatungen sowie einen regen Austausch ihrer Erfindungen durch Planrisse und Zeichnungen nachweisen. Der Wegang eines persönlichen Stils, wieder von Benedikt Ried, läßt die Verflechtung der verschiedenen Faktoren viel konkreter sehen als allein die großen Zeittendenzen¹³.

Eine andere Möglichkeit, die Entwicklung im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts aus Fernbeziehungen herzuleiten, ist ihr Vergleich mit fremden Maßstäben. Der Drang nach dem Modernen, dessen Ursprünge außerhalb dieses Bereichs lagen, zählt natürlich auch in Mitteleuropa zum lebendigen Gefälle eines jeden Kulturraumes. Um 1470 ist eine Aneignung der realistischen Darstellungsmittel der niederländischen Kunst, die früher nur sporadisch von Bahnbrechern vertreten wurde, von Nürnberg bis Krakau und von Wien bis Prag als umfassender Trend zu erkennen: Zur gleichen Zeit sind die Schnitzaltäre des bedeutenden Bildhauers Nikolaus Gerhaerts Vorbild für Veit Stoß in Krakau oder für den Kaschauer Hochaltar. Die Orientierung des jungen Dürer nach dem Oberrhein einerseits und nach Italien andererseits zeigt sehr deutlich seine Suche nach dem Neuen. Um 1500 fällt bereits die bewußte Unterscheidung zwischen diesen beiden Orientierungen zugunsten der Betonung des nordalpinen Raumes, was in den ersten Schriften zur regionalen Künstlergeschichte außerhalb Italiens demnach rasch zum Ausdruck kommt. Damals erscheint die Hochschätzung der täuschenden Naturwiedergabe in Anekdoten über Apelles, Parrhasios und Zeuxis ähnlich wie in Italien auch bei Schriftstellern wie Jakob Wimpheling (1502), Johannes Butzbach (1505) und Jean Lemaire (1509). Christoph Scheurl bezeichnete Dürer 1508 als „deutschen Apelles“, wohl ebenfalls in der Absicht, heimische Künstler im Wettstreit mit den Italienern in den Mittelpunkt zu rücken. Oft wird auch Israhel van Meckenem genannt, und die spätere deutsche Künstlergeschichte erblickt gerade im Buchdruck und in der Graphik die Zeugen der Überlegenheit deutscher Erfindungskraft vor der italienischen¹⁴. Nur mehr in der Hochschätzung des Fortschritts, in der Darstellungstechnik, besteht die einzige Gemeinsamkeit zwischen dem Norden und dem Süden. In Italien klingt die Bezeichnung „modern“ eher pejorativ und wird für die abschätzigste Beurteilung der Gotik benützt, während das für die gute alte Kunst gebrauchte Wort „Antike“ eher das

¹² Lus chin, A.: Das Admonter Hüttenbuch und die Regensburger Steinmetzenordnung von 1479. Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege. N. F. 20 (1894) 168 ff. – Vgl. Wagner-Rieger, R.: Mittelalterliche Architektur in Österreich. St. Pölten-Wien 1988, 107f.

¹³ Fehr: Benedikt Ried.

¹⁴ Zu „Welsch“ und „Deutsch“ als Keime des Bewußtwerdens der Eigenarten s. Baxandall, M.: The Limewood Sculptors of Renaissance Germany. New Haven-London 1980, 135 ff. – Einen kurzen Überblick bietet auch: Geschichte der deutschen Kunst 1470–1550, Malerei, Graphik und Kunsthandwerk. Hrsg. v. E. Ullmann. Leipzig 1985, 212f. – Vgl. Lüdecke, H./Heiland, S.: Dürer und die Nachwelt. Berlin 1955.

historisierende Moment, die Rückkehr zu den anerkannten Vorbildern der sprachlichen Erneuerung hervorhebt. In diesem historisierenden Zug finden humanistische Prinzipien der Erneuerung der literarischen Sprache durch die Wiedergeburt der antiken Formen ihren Ausdruck¹⁵.

Es handelt sich also um einen Unterschied, der letzten Endes in gegensätzlichen Deutungsweisen der Kunst aufgrund unterschiedlicher Orientierung wurzelt. Der Gegensatz gipfelte im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts, seine Lösung brachten erst die nächsten hundert Jahre durch verschiedene theoretische und künstlerische Synthesen. Eines der wichtigsten Elemente des Gegensatzes ist das Bewußtwerden der beliebigen Wahl der künstlerischen Mittel in der humanistischen Kunstauffassung, ähnlich den Modi der literarischen Gattungen.

Diese Erkenntnis reift erwartungsgemäß in den Humanistenkreisen Mitteleuropas zuerst, während im regionalen und städtischen Milieu die traditionelle Kunstauffassung weiterlebt. Die besonders allem Neuen aufgeschlossenen Städte waren offen für die Leistungen spätgotischer Kunst. Das ist einer der Gründe, weshalb die Renaissance keineswegs mit einer Verbürgerlichung gleichgesetzt werden darf.

Eine stärkere Bindung an die kontinuierliche mittelalterliche Tradition der Hofkunst hatten die Fürstenhöfe; Friedrich III. in Wien¹⁶ und die Jagiellonen in Krakau sind zu nennen¹⁷. Vor allem zeigte Kaiser Friedrich einen überraschend starken Sinn für den modernen Naturalismus des Nikolaus Gerhaerts, ähnlich wie auch in Krakau die Kunst des Veit Stoß in den Dienst der königlichen Repräsentation gestellt wurde¹⁸. In Zusammenarbeit mit den größten Künstlern strebten die Höfe bewußt eine dynastische Repräsentation mit modernen Mitteln an. In besonderem Maß gilt das schließlich für Kaiser Maximilian I.¹⁹

Einen ähnlichen Rückgriff auf die unterbrochene Tradition der böhmischen Hofkunst beobachtet man auch am Beginn der Jagiellonenherrschaft in Böhmen²⁰. Gerade das Geschehen in Böhmen weist sowohl allgemeine als auch spezifische Züge auf. Als eine allgemeine Erscheinung kann die Unterbrechung der dynastischen

¹⁵ Gombrich, E.: *The Style all'antica: Imitation and Assimilation.* – Ders.: *Renaissance and Golden Age 122 ff.* – Zu einer anders gearteten Tendenz des Historismus, besonders aufgrund von Beispielen aus der Spätgotik Böhmens s. vor allem Hořejší, J.: *L'aspect historique – facteur déterminant de l'art vers 1500 en Bohême.* In: *Actes du XXII^e Congrès International d'Histoire de l'Art.* Bd. 2: Budapest 1972, 541 ff. Budapest 1969.

¹⁶ Friedrichs III. Kaiserresidenz Wiener Neustadt. Ausstellungskatalog. Wiener Neustadt 1966. – Wagner-Rieger, R.: *Die Bautätigkeit Kaiser Friedrichs III.* Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 25 (1972) 128 ff.

¹⁷ Siehe Ausstellungskatalog Polen im Zeitalter der Jagiellonen 1386–1572. Schallburg 1986: vgl. etwa die Periodisierung der Geschichte der Baukunst bei A. Miłobędzki, 112 ff.

¹⁸ Kępiński, Z.: *Wit Stwosz.* Warszawa 1981, 58 ff. – Vgl. Skubiszewski, P.: *Veit Stoß und Polen.* Vortrag gehalten am 13. Januar 1983 im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Nürnberg 1983, 13 ff.

¹⁹ Vgl. Ausstellungskatalog Maximilian I. Innsbruck 1969.

²⁰ Homolka, J./Krása, J./Mencl, V./Pešina, J./Petráň, J.: *Pozdně gotické umění v Čechách (1471–1526)* [Die spätgotische Kunst in Böhmen]. Praha 1978. – Vgl. auch Kotrba, V.: *Baukunst und Baumeister der Spätgotik am Prager Hof.* Zeitschrift für Kunstgeschichte 31 (1986) 190 ff.

Tradition und dementsprechend das Ende der führenden Rolle der Hofkunst betrachtet werden. Daran hat sich auch während der Jagiellonenherrschaft wenig geändert: Die politische und wirtschaftliche Schwäche der Königsmacht sowie der Umstand, daß die Jagiellonenkönige seit der Erwerbung des ungarischen Throns nur selten in Prag residierten, trugen zur Ausbildung der führenden Rolle der Aristokratie als Auftraggeber bei. Diese Erscheinung beschränkte sich allerdings nicht nur auf Böhmen, sondern kennzeichnete ebenso die Verhältnisse in Österreich und Polen sowie auch in Ungarn, wo König Matthias eine Hofkunst ohne dynastische Tradition, jedoch mit Bezug zur Landestradi-tion neu zu entwickeln hatte.

Das andere Hauptmerkmal der böhmischen Kunstgeschichte bildet der Hussitismus. Das erscheint auf den ersten Blick zwar als eine böhmische Ausnahme, aber mit weniger stark ausgeprägten Tendenzen gibt es auch zu solchen Formen nationaler Kunstentwicklung in anderen mitteleuropäischen Ländern Parallelen. Lokale Stilerscheinungen, an den Kult der Landespatrone bzw. an die Repräsentation des Ständestaates anknüpfende Motive der Ikonographie, die Entdeckung der Nationaltracht sowie Anspielungen auf besondere Abstammungsmythen verleihen der traditionellen spätmittelalterlichen Kunst auch anderswo eigene nationale Färbungen²¹.

Anders als in Italien fehlt den humanistischen Bildungsrichtungen zunächst jegliche Unterstützung der Fürstenhöfe. Die mitteleuropäischen Humanistenkreise und Universitäten fügen sich zuerst in den Rahmen des Ständestaates ein und pflegen keine fremde, italienisch-antikisierende Kunst. Die spezielle Lage des Emporkömmlings Matthias Corvinus bewegt ihn, eine Stütze in der humanistischen Ideologie zu suchen, was zur Aneignung des wichtigsten Grundsatzes der humanistischen Kunstbetrachtung führte, nämlich zur zielbewußten Auswahl der geeigneten künstlerischen Sprache. Dieser Wandel vom mittelalterlichen Auftraggeber zum modernen Mäzen, der sich in Ungarn seit den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts vollzog, wurde von anderen mitteleuropäischen Herrscherhöfen erst um 1490 in seiner Bedeutung erkannt und nachgeahmt.

* * *

Der obenbeschriebene Stand der Forschung über die Kunstgeschichte Mitteleuropas läßt keine Gesamtdarstellung, sondern nur Vergleiche von beliebig gewählten Perspektiven zu. Im folgenden soll uns die ungarische Hofkunst unter Matthias Corvinus als Ausgangspunkt für mehr oder weniger parallele Tendenzen dienen. Mehr als einen parallelen Verlauf der Rezeption moderner Stilerscheinungen in verschiedenen Ländern festzustellen, erlaubt der Stand unserer vergleichenden Forschungen noch

²¹ Siehe vor allem Miódóńska, B.: *Rex Regum i Rex Poloniae w dekoracji malarskiej Graduału Jana Olbrachta i Pontyfikału Erazma Ciółka. Z zagadnień ikonografii władzy królewskiej w sztuce polskiej wieku XVI* [Rex Regum und Rex Poloniae in der Dekorationsmalerei des Graduale von Jan Olbracht und des Pontifikale von Erasmus Ciólek. Aus den Forschungen zur Ikonographie der königlichen Herrschaft in der Kunst des polnischen 16. Jahrhunderts]. Kraków 1979. – Marosi, E.: *Der Heilige Ladislaus als ungarischer Nationalheiliger. Bemerkungen zu seiner Ikonographie im 14.–15. Jh.* *Acta Historiae Artium* 33 (1987–88) 211 ff.

nicht, von Einzelfällen abgesehen, und auch nicht das Ausmaß der Kenntnisse über die künstlerischen Beziehungen.

In Ungarn scheinen im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts besonders die Kontakte mit Österreich eine wichtige Rolle gespielt zu haben, wobei etwa der Einfluß der Wiener Hüttenmeister maßgebend in der Baukunst war²². Träger dieser Orientierung waren die Hofkunst seit der späten Zeit Sigismunds und besonders unter den Königen Albrecht und Ladislaus Postumus, obwohl von 1440 bis 1458 das Interregnum eine Unterbrechung der Tradition der ungarischen Hofkunst bedeutete. Mächtige Aristokraten, wie der Reichsverweser Johannes Hunyadi, der Vater von Matthias Corvinus, mit seinem Schloßbau Vajdahunyad, scheinen diese Tradition aufrechterhalten zu haben. Eine Gruppe von Prälaten, die durch ihre Schulung und durch ihre politischen Beziehungen nach Wien orientiert waren, vertraten ähnliche Richtungen. Noch 1469 beschäftigte Matthias einen Wiener Buchmaler, den Lehrbüchermeister, benannt nach Aufträgen für den jungen Maximilian, dem auch die 1453 ausgeführten Miniaturen in der Matrikel der Ungarischen Nation an der Wiener Universität zugeschrieben werden²³.

Andere Kunstwerke weisen auf ähnliche Tendenzen. So zeugt der 1463 gefertigte Wappenbrief für die Stadt Käsmark von der Tätigkeit eines Malers, der die Darstellungstechnik des spätgotischen Realismus niederländischen Ursprungs völlig beherrschte. Der gemalte Dreifaltigkeitsaltar des Monogrammisten G. H. von Mosóc aus dem Jahr 1471, der wohl im Auftrag des Schatzmeisters Johannes Ernst entstand, kann ebenfalls bei all seinen Qualitätsverlusten die Kenntnis niederländischer Werke in der Hauptstadt beweisen²⁴.

Wohl in der Zeit nach seiner Wahl zum böhmischen König und nach der Eroberung Schlesiens und der Lausitz beauftragte Matthias für seine Bauten in Buda und Visegrád und zur spätgotischen Erweiterung der königlichen Stiftskirche in Székesfehérvár, die auch seine Grabkapelle enthielt, eine spätgotische Steinmetzwerkstatt, die den Charakter seiner Bauunternehmungen bestimmte.

Stilistisch handelt es sich um eine Richtung, die vermutlich durch die neuen Bauten von Sachsen – etwa durch die Tätigkeit Arnolds von Westphalen in Meißen – beeinflusst wurde. Durch die Beauftragung dieser Baumeister scheint Matthias die Vorherrschaft der Wiener Bauhütte gebrochen zu haben, die zuvor noch 1458 auf dem Steinmetztag in Regensburg Ungarn als ihr Einflußgebiet beansprucht hatte. Die 1486 am Torturm der Bautzener Ortenburg aufgestellte Bildnisstatue von Matthias zeugt

²² Folberth, O.: *Gotik in Siebenbürgen. Der Meister des Mediascher Altars und seine Zeit.* Wien-München 1973, 34 ff.

²³ Magyarországi művészet 1300–1470 körül [Kunst in Ungarn um 1300–1470]. Hrsg. v. E. Marosi. Budapest 1987, 657 ff. – Über die Wiener Orientierung in der Grabskulptur s. Tóth, S.: 15. századi sírplasztikánk és a Kassai Jakab kérdés [Die Grabplastik des 15. Jh.s in Ungarn und die Jakob-Kaschauer-Frage]. *Ars Hungarica* 1975, 333 f. – Zur stilkritischen Bestimmung des „Lehrbüchermeisters“ s. in: Török, Gy.: Matthias Corvinus und die Renaissance in Ungarn 1458–1541. Ausstellungskatalog. Schallaburg 1982, 334.

²⁴ Vgl. Török, Gy.: Beiträge zur Verbreitung einer niederländischen Dreifaltigkeitsdarstellung im 15. Jahrhundert. Eine Elfenbeintafel aus dem Besitz Philipps des Guten von Burgund. *Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen in Wien* 81 (1985) 23 ff.

davon, daß diese spätgotische Baukunst Hand in Hand mit gesteigerten naturalistischen Darstellungsabsichten ging²⁵. In der Bautzener Bildnisstatue des Matthias äußert sich der neue Wirklichkeitssinn, der von dem Bildhauer Nikolaus Gerhaerts von Leiden aus den Niederlanden über den Oberrhein nach Österreich und an den Hof Kaiser Friedrichs III. vermittelt worden war. Ähnliche künstlerische Beziehungen lassen sich auch anhand des vor kurzem in Wolfenbüttel entdeckten Skizzenbuchs des später als Straßburger Baumeister bekannten Hans Hammer nachweisen. Obwohl seine Tätigkeit in Ungarn vor 1481 nicht lokalisiert werden kann, zeugt das von ihm zusammengestellte ungarisch-deutsche Glossar von seinem Kommunikationsbedarf im Baubetrieb, und seine Skizzen belegen Zwischenstationen seiner Wanderwege in Erfurt, Meißen und Prag²⁶.

Die spätgotische Baukunst wurde bekanntlich von den Anhängern des strengen *all'antica*-Geschmacks der Renaissance als entartet und barbarisch abgestempelt und mißachtet. Ein anderer kunsttheoretischer Ansatz, der des *decorum*, erweckte aber gleichzeitig bei Aeneas Sylvius Piccolomini Bewunderung für die gotische Sakralarchitektur und veranlaßte ihn zur Nachahmung des Raum- und Beleuchtungssystems mitteleuropäischer Hallenkirchen in seiner eigenen Kathedrale in Pienza²⁷. In derselben Zeit wurde der niederländische Realismus in der bildenden Kunst hoch geschätzt und nachgeahmt, wie auch bereits am Anfang des 15. Jahrhunderts Manuel Chrysolaras die antike Literatur in die italienischen Humanistenkreise eingeführt hatte. Die klassische literarische Gattung der Ekphrasis wiederbelebend, setzte er neue Wertmaßstäbe und Darstellungstopoi: eine die Natur übertreffende Realität und eine täuschende Lebendigkeit²⁸.

Einer der unmittelbarsten Nachfolger des Chrysolaras, Pier Paolo Vergerio, war in seiner Spätzeit in Ungarn tätig, wo seine Gewährsmänner, der polnische Humanist Gregor von Sanok und sein Schüler Johannes Vitéz, als Erzieher den jungen Matthias beeinflusst hatten. Johannes Vitéz schickte seinen Neffen, Janus Pannonius, in die Schule des bedeutendsten Nachfolgers von Chrysolaras, Guarino da Verona. Während seiner Studien in Ferrara in den fünfziger Jahren hatte er Gelegenheit, sowohl die damals bereits hochberühmten niederländischen Malereien im Besitze der Este als auch ihre neueren malerischen Unternehmungen kennenzu-

²⁵ Feuer-Tóth, R.: Gótikus kőfaragóműhely Mátyás korában [Eine gotische Steinmetzwerkstatt zur Matthiaszeit]. Budapest Régiségei 18 (1958) 356 ff. – Entz: Baukunst in Ungarn. – Marosi, E.: Wege zur spätgotischen Architektur in Ungarn. In: Actes du XXII^e Congrès International d' Histoire de l'Art, Budapest 1969. Bd. 1: Budapest 1972, 543 ff.

²⁶ Die Handschrift Cod. Extravagantes 12–1368/1683 der Herzog-August-Bibliothek von Wolfenbüttel wurde zuerst beschrieben in Mollay, K.: Nyelvtörténet és művészettörténet. A wolfenbütteli magyar-német szójegyzék [Sprachgeschichte und Kunstgeschichte. Das ungarisch-deutsche Glossar von Wolfenbüttel]. Magyar Nyelv 83 (1987) 486–493.

²⁷ Heydenreich, L. H.: Pius II. als Bauherr von Pienza. Zeitschrift für Kunstgeschichte 6 (1937) 105 ff.

²⁸ Baxandall, M.: Guarino, Pisanello and Manuel Chrysolaras. Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 28 (1965) 183–204 und ders.: Giotto and the Orators. Humanist observers of painting in Italy and the discovery of pictorial compositions 1350–1450. Oxford 1971.

lernen²⁹. Als guter Schüler von Guarino übte er sich in der Kunst der Ekphrasis mit einem Lobgedicht an Mantegna, und er war es, der diesem berühmtesten Maler Norditaliens um 1464 den Auftrag vermittelte, das Bildnis des Matthias zu malen³⁰. Das humanistische *Image* des Matthias Corvinus wurde in diesem Portrait erfolgreich und für die Folgezeit zumindest für italienischen Gebrauch endgültig geprägt. Hinter dem Auftrag kann man jedoch auch eine weniger anspruchsvolle Motivierung vermuten: den Wunsch nach täuschender Lebendigkeit, dessen Wurzel noch aus der Zeit der *internationalen Gotik* stammt. Für die Daheimgebliebenen, etwa für den Kanzler Vitéz, mögen noch Pisanello, Mantegna und die niederländisch beeinflusste Moderne dasselbe bedeutet haben.

Janus muß sowohl im literarischen Stil als auch in Kunstsachen besser und differenzierter unterrichtet gewesen sein, weshalb er nach dem siegreichen Feldzug des Matthias von der Festung Jajca 1465 zum neuen Papst Paul II. gesandt wurde. Damals bildete sich das italienische politische *Image* des Ungarnkönigs als Türkenbesiegers und zugleich Verfolgers der ketzerischen Hussiten heraus. Aus dieser Zeit findet man erste Anzeichen der kulturellen Einflüsse Italiens, die eindeutig dem großen Feldherrn galten: Sigismondo Malatesta schickte ein Exemplar des kriegstechnischen Traktats des Roberto Valturio an Matthias. Der König seinerseits läßt den Bologneser Aristotile Fioravanti ein und nimmt Mailänder und Ragusaner Bauleute in seinen Dienst. Gewiß hat der ungarische Hof bereits um diese Zeit Humanisten wie Galeotto Marzio angezogen, und wenig später, 1471, trifft man schon den italienischen Buchmaler Blandius am Werk, beim Ausbau der berühmten Corvinischen Bibliothek. Der Schwerpunkt der Einflüsse der neuplatonisch geschulten Humanisten sowie der Aufschwung der Tätigkeit der italienischen Renaissancekünstler in Ungarn fällt aber eindeutig in die Zeit nach 1476, nämlich nach der Heirat des Matthias mit Beatrice von Aragonien³¹.

Um diese Zeit wurde das Schloß Buda weitgehend umgestaltet, mit Hängegärten über einem großen Zisternenbau, wohl mit einem *Studiolo* verbunden, mit Repräsentationsräumen und mit einer prächtigen Bibliothek um einen von Loggien umgebenen Innenhof. Bezeichnend ist, daß ein florentinischer *Legnaiuolo*, Chimenti Camicia, der ursprünglich auf intarsienverzierte Wandverkleidungen, Mobiliar und Holzdecken

²⁹ Huszti, J.: Pier Paolo Vergerio és a magyar humanizmus kezdete [Pier Paolo Vergerio und der Beginn des ungarischen Humanismus]. *Filológiai Közlöny* 1 (1955) 521–533. – Pajorin, K.: A magyar humanizmus Zsigmond-kori alapjai [Die Grundlagen des ungarischen Humanismus in der Sigismundszeit]. Ausstellungskatalog *Művészet Zsigmond király korában 1387–1437* [Die Kunst in der Zeit König Sigismunds]. Aufsätze. Budapest 1987, 193–207. – Kardos, T.: Janus Pannonius hivatástudata és költészete [Berufsbewußtsein und Dichtung des Janus Pannonius]. In: Janus Pannonius. Studien, *Memoria Saeculorum Hungariae*. Bd. 2. Budapest 1975, 11 ff.

³⁰ Balogh, J.: Mantegna magyar vonatkozású portréi [Die Ungarn betreffenden Bildnisse Mantegnas]. *Századok* 59/60 (1925–26) 234–261.

³¹ Über die Entwicklungsphasen der Bibliothek s. Csapodi, Cs.: The Corvinian Library. History and Stock. Budapest 1973, 25 ff. – Vgl. Feuer-Tóth, R.: Writings on the art by Italian Humanists at King Matthias' Court between 1474–76. *Acta Historiae Artium* 32 (1986) 27–58.

spezialisiert war, nun zum leitenden Baumeister wurde³². Bei dem stark bedingten Charakter der königlichen Bautätigkeit und nach den Zerstörungen in der Türkenzeit kann man in den humanistischen Beschreibungen der königlichen Bauten von Buda, Visegrád und Wien nicht einmal fassen, was in der Tat ausgeführt und was eigentlich nur beabsichtigt war. Jüngst wurde von philologischer Seite zumindest die Gefahr wahrgenommen, der bereits bei Bonfini befindlichen, von Vitruv und Plinius entnommenen Terminologie der Baubeschreibungen wortwörtlich Glauben zu schenken³³.

Man gewinnt den Eindruck, als ob der Corvinushof in der zweiten Hälfte der Regierungszeit des Königs ein Experimentierfeld der Humanisten gewesen wäre. Nicht umsonst wurde das in der Form eines Erziehungsromans geschriebene und mit pädagogischen Absichten vollbeladene Propagandawerk der albertinisch-orthodoxen Architekturtheorie, der Traktat des Antonio Filarete, von Francesco Bandini nach Ungarn gebracht und von Bonfini ins Lateinische übersetzt. Selbst diese Tatsache ist überaus bezeichnend, daß ein zur Popularisierung einer lateinisch verfaßten Theorie in der Vulgärsprache geschriebenes Werk für die Verbreitung in Ungarn ins Lateinische übertragen werden mußte, was doch viel vom sozialen Charakter der Gebildeten am Corvinischen Hof verrät. Von Bonfini wurden die Ratschläge des florentinischen Baumeisters, statt der modern-gotischen Bauweise die gute Manier *all'antica* vorzuziehen, auf die Person des Matthias zurechtgeschneidert. Er, als Besieger der Barbarei, soll die *prisca architectura* pflegen, getreu seiner Abstammung aus dem edlen Geschlecht der römischen *Corvini*.

Auf der einen Seite bildet daher die von ihm vorgeschlagene Renaissancekunst ein neues Ensemble triumphaler, herrschaftlicher Repräsentation imperialen Charakters, deren Leitsatz über einem Türsturz im arkadengeschmückten *Cortile* von Buda stand: *Magnanimum Principem Victoria sequitur* (Dem hochgemuten Fürsten folgt der Sieg!). Zu diesem Ensemble gehörten die astrologische Symbolik, die Mittel der Emblematik, die Gold- und Purpurpracht der in Rotmarmor und Bronze bekleideten Wände, ebenso wie die herakleische Symbolik von Bronzetüren, Standbildern und Brunnen oder die Darstellungen der Helden der Antike³⁴. Die andere Seite dieser Hofkultur ist

³² Feuer-Tóth, R.: Il giardino pensile rinascimentale e la Cisterna Regia del Castello di Buda. *Acta Technica* 77 (1974) 95–135. – Dieselbe: A budai királyi palota 1478–1500 között épült reneszánsz homlokzatai. Egy eszmei rekonstrukció variációs lehetőségei [Die zwischen 1478–1500 erbauten Renaissancefassaden des Königsschlusses von Buda. Variationsmöglichkeiten einer ideellen Rekonstruktion]. *Ars Hungarica* 1986, 17–49. – Horler, M.: Les édifices de la villa royale de Buda-Nyék. *Acta Historiae Artium* 33 (1987–88) 159 ff. – Farbaký, P.: A budai királyi palota díszudvara [Der Prunkhof des mittelalterlichen Königsschlusses von Buda]. *Ars Hungarica* 1988, 143–171.

³³ Mikó, A.: Egy stílusfordulat reinkarnációja. Antonio Bonfini építészeti terminológiájának értelmezése [Die Reinkarnation einer Stilwendung. Deutung der Architekturterminologie des Antonio Bonfini]. In: *Sub Minerva Nationis praesidio*. Festschrift L. Németh. Budapest 1989, 37–40.

³⁴ Zentai, L.: A Mátyás-emblémák értelmezéséhez [Zur Deutung der Matthias-Embleme]. *Építés – Építészettudomány* 5 (1973) 365–371. – Vgl. auch Gombrich, E.H.: *Icones Symbolicae*. In: *Symbolic Images. Studies in the art of the Renaissance II*. Oxford 1972, 123 ff. – Vayer, L.: Die Statuen antiker Götter im Hofe des Corvinuspalastes in Buda. In: *Orient und Okzident im Spiegel der Kunst*. Festschrift H.G. Franz zum 70. Geburtstag.

pädagogischen, ja sogar utopischen Charakters: Von Matthias wird gefordert, das Herrscherideal der Humanisten zu verwirklichen, wofür er nach seinem frühen Tode den Nachruhm der Humanisten erhoffen durfte. Nicht nur Mantegna, sondern fast alle berühmten Meister seiner Zeit, von Benedetto da Majano und Verrocchio bis zu Leonardo wurden ihm bekannt gemacht. Man vermutet, ob zutreffend oder nicht muß dahingestellt werden, gerade Leonardo in jenem sogenannten *optimo pittore* von Mailand, dessen Madonnenbild dem Ungarnkönig als diplomatisches Geschenk gebracht wurde, weil der Herzog erfahren hatte, daß ihm besonders Gemälde gefielen, *che habino in se qualche devotione*. Neben seinem Interesse für die heroisch-männliche Note wird damit die Mannigfaltigkeit des Geschmacks des Ungarnkönigs bewiesen: das Kennzeichen eines aufgeschlossenen, wohlgezogenen Liebhabers der Künste³⁵.

Kenntnisse und sogar visuelle Eindrücke von berühmten Bildern, von malerischen Modi und von ornamentalen oder allegorischen Erfindungen des späten Quattrocento mögen auch die Bilder und der Schmuck der Corvinenhandschriften vermittelt haben. Unabhängig von ihrem Inhalt, dessen programmatischer Charakter im Falle der Traktate von Filarete und Alberti, der Naturgeschichte Plinius' des Älteren oder der Bildbeschreibungen des Philostratus auf der Hand liegt, muß die Bedeutung ihres anschaulichen Materials, ihre Rolle als Bilderbücher besonders hervorgehoben werden.

Wir haben somit zwei stilistische Parallelererscheinungen zu unterscheiden: eine spätgotische Strömung, die nach ihrer Tendenz und ihrem Verbreitungsrhythmus einer allgemeinen Entwicklung in Ungarn und im übrigen Mitteleuropa entspricht, und eine eher aparte Erscheinung der Renaissancekunst, die sich nicht nur ihrer Ausdehnung, sondern auch ihren zeitlichen Schwerpunkten nach von der gotischen klar unterscheiden läßt. Der Wirkungskreis der letzteren kann wohl nur auf die geistige Elite in Ungarn beschränkt gewesen sein.

* * *

Durch die spätere Begeisterung für die Großartigkeit der Corvinischen Renaissance wird ihre zeitgenössische Rezeption eher verschleiert. Es fehlt hier der Platz, dieser Rezeption in den Termini der Stilgeschichte im einzelnen nachzugehen; deshalb können wir zum Schluß unsere Aufmerksamkeit nur mehr auf den Hauptinhalt der Hofkunst *all' antica*, auf die Repräsentation des Matthias als Triumphator römischer Abstammung richten. Wir finden sie in klassischen Bildnissen, Münzportraits und Medaillen, in allegorischen Darstellungen von Triumphzügen und in antikisierendem Beiwerk verschiedener Art.

Graz 1986, 399–409. – D e r s e l b e: Alexandros és Corvinus. Adalék a Verrocchio-oeuvre és az olasz-magyar humanizmus ikonológiájához [Alexandros and Corvinus. Ein Beitrag zur Ikonologie des Verrocchio-Oeuvre und des italienisch-ungarischen Humanismus]. Művészettörténeti Értesítő 24 (1925) 25–36.

³⁵ Zu den Wertmaßstäben der Quattrocento-Kunst s. vor allem Baxandall, M.: *Painting and Experience in Fifteenth Century Italy*. Oxford 1972, 109 ff.

Außerhalb der Hofkunst findet man davon keine Spuren. Die massenhaft verbreiteten Objekte der königlichen Repräsentation, Münzen und Siegel, sind nämlich ausnahmslos der Spätgotik verpflichtet³⁶. Was noch schwerer wiegt: Man findet auf den Münzen die überlieferte Ikonographie des mittelalterlichen Landespatrons, des heiligen Königs Ladislaus, nun seit der Münzreform von 1468 mit der neu eingeführten Ikonographie der Patrona Hungariae verbunden. Wie die spätere Entwicklung dieser vorerst durch keine besonderen Attribute ausgezeichneten Darstellung nahegelegt, handelt es sich um eine überaus volkstümliche religiöse Thematik. Ladislauskult und spätgotische Holzschnittfolgen kennzeichnen auch die beiden Ausgaben der 1488 gedruckten *Chronica Ungarorum* des Johannes von Thuróc. Der propagandistische Charakter der Augsburger Auflage läßt sich daran ermessen, daß die für die Verbreitung in deutschen Ländern bestimmten Exemplare ohne jede Hinweise auf die Eroberungen des Königs durch Wappen und Titel herausgegeben wurden. Die adelige Opposition hat Matthias gegenüber, der die Türkengefahr vernachlässigt hatte, das Beispiel des heiligen Ladislaus angeführt, und Johannes von Thuróc, dessen Beziehungen zur adeligen Landesgemeinde vielfach nachgewiesen sind, gibt einem traditionellen Bewußtsein des orientalischen Ursprungs der Ungarn und ihrer Verwandtschaft mit den Hunnen Ausdruck³⁷.

Die humanistisch fingierte, edle römische Abstammung des Matthias und der entsprechende anschauliche Apparat von Beigaben und Anspielungen standen aber nicht nur mit diesen volkstümlicheren, „national“ gefärbten Vorstellungen im Gegensatz. Ihnen gegenüber wurde noch ein anderes fiktives, humanistisches Matthiasbild von Callimachus Experiens herausgearbeitet, das aufgrund der gängigen Vorstellungen der hunnisch-ungarischen Verwandtschaft den König Matthias mit dem Hunnenfürsten Attila, dem barbarischen Tyrannen, der Geißel Gottes gleichgestellt hat. Es handelt sich bei diesen Spottbildern des *Faunus Ficarius* um eine im wahren Sinne des Wortes satyrische Ikonographie von Matthias, die wohl im Kreise seiner Gegner überaus beliebt war und in der Folgezeit den Ausgangspunkt seiner apokryphen Darstellungstradition bildete³⁸.

Diese Bilder können als die Kehrseite des utopischen Versuchs in der ungarischen Hofkunst betrachtet werden, der unvollendet blieb und kurz nach dem Tode des Königs seinen Sinn verlor. Bald waren die Kostbarkeiten den Plünderern und der Formenschatz den Nachahmern freigegeben – was man nun eben so als das Nachleben bezeichnet.

³⁶ Kumorvitz, B.L.: Mátyás király pecségei [Die Siegel des Königs Matthias]. Turul 46 (1932) 5–19. – Schulz, K.: Das Münzwesen unter Matthias Corvinus. In: Ausstellungskatalog Corvinus 217ff.

³⁷ Gerézdi, R.: A magyar világi líra kezdetei [Die Anfänge der ungarischen weltlichen Lyrik]. Budapest 1962, 167ff. – Klaniczay, T.: A keresztéshad eszméje és a Mátyás-mitosz [Der Kreuzzugsgedanke und der Matthiasmythos]. Irodalomtörténeti Közlemények 78 (1975) 11. – Mállyusz, Á.: Thuróczy-krónika és forrásai [Die Thuróczy-Chronik und ihre Quellen]. Budapest 1967, 74ff.

³⁸ Vayer, L.: Vom Faunus Ficarius bis zu Matthias Corvinus. Beitrag zur Ikonographie des osteuropäischen Humanismus. Acta Historiae Artium 13 (1967) 191–196.

THE HUNGARY OF MATTHIAS CORVINUS :
A STATE IN "CENTRAL EUROPE" ON THE THRESHOLD
OF MODERNITY *

In memoriam Jenő Szűcs

Von János M. Bak

The historical place of Hungary and her neighbours in Europe – that elusive “central Europe” – cannot be established by any objective topographical method. There is no such conceptual radar which could locate this vessel on the ocean of centuries, if, indeed, there is such a ship. Yet, historians, such as Jenő Szűcs, and politicians, especially in these days of the emergence of a “new central Europe,” insist – or at least feel – that there is some coherence in the history, tradition, fate and – maybe even, future – of the countries “between West and East.” King Matthias I’s reign offers a suitable example for sounding out some ideas about the specific character of this region at a major historical junction: between the medieval and the early modern centuries.

To begin with, one may recognize in his reign one of the many recurrent personal unions, mostly short-lived and rarely seen in equally positive terms by the two (or more) countries involved. One may see his attempts at uniting Hungary, Bohemia, Silesia and even Lower Austria as a trial run of the project which was to be accomplished by the only successful dynasty that controlled almost the entire region, the Habsburgs. Of course, he proved to be more a precursor of his immediate successors, the Jagiellos, who, for reasons still somewhat obscure, were unable to build any kind of unity out of the three main kingdoms from the Baltic to the Balkans over which their family held sway at the turn of the fifteenth to sixteenth century. Defenders of Matthias can, however, claim that he might have been the founder of what came to be the Habsburg Empire, had he not died in his early fifties. But dynastic connections rarely make a true unit out of divergent parts, and “central Europe” would be an even less warranted abstraction were it merely for its occasionally common rulers.

One of the most elaborate paradigms, Szűcs’s thesis about a middle (“third”) region, between the Roman, feudal, Atlantic, commercial-bourgeois West and the Orthodox, serfdom-ridden, autocratic, rural Russia rests on the assumption of an

* This essay is a revised version of a paper presented for discussion about “Central Europe at the Threshold of Modernity: 1490–1492” held on the second meeting of Central European Historians in Bad Homburg in 1989. The dedication is to a friend, who did much to clear away the nationalist debris about Hungary’s past. It was he who had suggested that we meet and continue a conversation that started at the Sigismund-Conference in 1987 about the true history of that central Europe which is swirling around in many heads and on newspaper pages but needs some good, realistic, historical founding. So we did in Homburg but, sadly, without him.

early medieval expansion of "westernness" to the central region followed by a gradual loss of the half-digested western social and institutional elements, however, without the region's having fallen prey to open "eastern" domination (save for the, happily past, last forty years). There is no doubt that the Christian-feudal polities that emerged on the eastern borders of the medieval Empire in the eleventh century were very much on their way to be fully incorporated in "Europe" by ca. 1300 A. D.. This can be argued not only from the obvious dynastic links of Angevin and Luxembourg rule in central Europe, but on the basis of social, political, institutional, and even cultural features. True, this expansion of the old, Roman-Carolingian Europe hit many parts of our region too quickly and, therefore, its impact remained in many respects superficial. When the "West" was taking a deep breath before its take-off to modernity, and the "East," that is, Russia, was firmly establishing its autocratic structure, the middle region, although it missed the boat (i. e., the ship across the Atlantic), was already stable enough in its western European veneer (or was it deeper?) to avoid being swallowed up by the servile-Byzantine world of Russia. The lands around and east of the Elbe gradually sank into economic backwaters, lost political initiative, and sooner or later their independence as well. Szűcs may have overestimated the "western" characteristics of some of the German lands (the "west-central Europe" of Ferdinand Seibt), but was surely right in diagnosing the malaise of east-central Europe as originating from the still incomplete "westernization" of the region when the tide of eleventh to thirteenth-century Europe ebbed in the sixteenth and seventeenth. The age of Matthias Corvinus is close to that historical fault-line when and where the decisive events in this process took – or did not take – place.

Moreover, we can learn from István Bibó (1911–1979), another great diagnostician of the region's maladies, that memories of those past centuries of westernness grew as the distance to the successful take-off increased. Developed into a false consciousness about past great "Europeanness," they have served to cover up the true problems of backwardness ever since the mid-nineteenth century. Dreams of grandeur were used to veil the misery of the present. The loss of that alleged greatness, always explained by circumstances "beyond the control of the small nations," was presented as an excuse for doing little, if anything, about easily controlled contemporary ills. The historiography of the age of Matthias is a prime example for these features. To review the myths and fanciful images is a prime duty of historians in the region and beyond, if they want to contribute to building a new, perhaps more realistic, future for "central Europe." One may even argue that it is a duty to the memory of the king who died 500 years ago, for he knew much about what could and could not be done with the given resources.

* * *

Hungarian historians have always been fascinated by the reign of King Matthias; this is understandable for it proved to be the last period of international success, internal stability and cultural flourishing of the medieval kingdom of Hungary. Even if the view of a "sudden decline" after the death of the king does not stand up to scrutiny – for it is more likely that long-term changes in economic and military conditions to Hungary's disadvantage led to her final decline – the four decades of Matthias's reign were full of promising beginnings and some obvious advances. This holds true even of

a region where he appeared as conqueror and executor (for clearly ulterior reasons) of papal censure. During his brief and partial rule in Moravia, if I understand correctly, Matthias did introduce some of his innovations in strengthening royal administration against local feudal lords. After the fall of the medieval kingdoms of Hungary and Bohemia, the blame for defeat was easily placed on the shoulders of Matthias' successors and their followers, the more so, as they offered a neat example for the argument about "foreign rulers" as "enemies of the nation," of course, more so in Hungary than in Bohemia. Thus the figure of Matthias grew in retrospect, beginning as early as the late fifteenth century, and even more after Mohács (1526) and the spread of the Reformation, in the age of gradually emerging Hungarian "national" consciousness. It would be worthwhile systematically to follow the growth and transformation of the Matthias-image through the centuries in the context of Hungarian national identity, ideology, scholarship, and politics. However, in the present essay I wish to look only at the differently argued notions of "greatness" that were applied to the state under Matthias in the twentieth century and place them in the context of the "central European" predicament. And since the Corvinus and his policies have been favourite subjects of historico-political essays ever since the sixteenth century, it may not be unsuitable to explore this issue in a perceptual sketch rather than in a fully documented study.

To put it succinctly, the project is to explore, to what extent did the alleged "Renaissance State" or "New Monarchy" of Matthias show the signs of Hungary's being "still with the West" and to what extent did it already betray signs of long-term asynchronisms vis-à-vis western Europe.

That the kingdom of Hungary under Matthias Corvinus should be described as a "Renaissance State" was, as far as I can see, introduced into scholarship by the leading historian of the inter-war period, Gyula (Julius) Szekfű. In an essay-like overview of the period, included in the chapter on King Matthias in his and Bálint Hóman's standard multi-volume Hungarian history, Szekfű described the age under this heading. Szekfű's formulation deserves discussion not only because of the author's great influence, but also because it is indeed tempting to associate the age of Hungarian cultural Renaissance with a "Renaissance State." I shall forego the general, theoretical part of the question, namely, whether medieval and early modern kingdoms can be called states at all and the other problematic one: to what extent in fact was the art of the age of Matthias truly "Renaissance" in character. Others, more competent to judge the artistic production of the later fifteenth century, should decide that. In judging the character of the Corvinian's reign, I shall use two models: Federico Chabod's very rigorous definition of the "Renaissance State" and the generally accepted, though less clearly defined, notion of "New Monarchy".

An attempt to confront Renaissance ideas with day-to-day political practice was undertaken by the Italian historian Chabod in two, closely related papers. Already their title indicates that the topic is controversial: "Was there a Renaissance State?" Even though the author finally replies in the affirmative, there are more questions than answers in his presentations.

Chabod's argument *in nuce* is that neither "national" rhetoric nor claims to uniquely "absolute" power of Renaissance princes qualify as valid criteria for the "Renaissance State." The Italian national verbiage in the chancellery outputs of fourteenth-

and fifteenth-century Milan, Ferrara, Mantua, Florence, or Venice is to be cut down to measure by confronting it with the politics of the individual city states, which were anything but pan-Italian. The "absolutism" of Renaissance princes, so Chabod argues, is to be compared with the status of their forerunners. Medieval rulers, such as the emperor in Italy, claimed to be "absolute," i. e., subject only to God, ever since Roncaglia, if not earlier. (Chabod's argument here is not consistent, for he contrasts imperial theory with Renaissance princely practice; but this is not relevant to our present discussion.)

Hence, according to Chabod, only those elements should count as criteria for what might be termed a "Renaissance State" which were indeed new and unique, namely:

- the emergence of a caste of officers of the state, bureaucrats and civil servants with a certain esprit de corps, overriding the mainly decorative gatherings of estates;
- the establishment of a professional diplomacy with resident envoys also having a group consciousness of their own; and
- in spite of Machiavelli's dislike of it, a mercenary army.

This quite limited but very categorical check-list of criteria does not appear to have been contradicted in the thirty-odd years since its enunciation, therefore, it seems legitimate to use it as a standard of consensus on the Renaissance State.

Szekfű's claim about the Hungarian "Renaissance State" rests on essentially two, in his time widely accepted, criteria: national rhetoric and princely individualism. As we have seen, these were exactly the two aspects which Chabod dismissed as ideologies. Certainly many passages can be cited from writings originating in Matthias Corvinus's chancellery in which the king refers to the special traits of Hungary and the Hungarians, or to his people's historical mission. Szekfű also points to several occasions, beginning with the dismissal of Szilágyi, the young king's uncle, from the regency, when Matthias acted with "typical Renaissance self-reliance." However, if we confront rhetoric and political realities, as Chabod suggested, we end up with a more differentiated view of the state under Matthias Corvinus.

The establishment of a government bureaucracy was surely attempted by Matthias, probably just as vigorously as by Sigismund half a century earlier. However, these royal office-holders never acquired anything of a self-confidence comparable to those Milanese councillors whom Chabod cites telling their ruler, when he asked them to release part of their income for the *sanatio* of the city-state, that they earned their salaries by useful work and not by privilege and did not intend to give up any of it. To be sure, some of the Milanese officials may have bought their position for good money and did not regard it a fief by the grace of their ruler. Venality – a big topic in itself – was, as far as we know, never a feature of Hungarian administrations. The clerks and legal practitioners whose numbers increased under Matthias Corvinus and his Jagiello successors, and whose *relationes* appear ever more frequently on the documents, were different from the old type aristocratic council members, but hardly civil servants in any Renaissance or modern sense. They had usually obtained their positions as retainers (*familiares*) of a great lord, many of whom were in turn the king's *familiares*, and may have managed to hold on to them on the basis of professional experience even after their *domini* left office. However, these medieval-feudal features were less true for the fair number of urban office-holders in the branches of the Chamber and the Treasury.

The role of the estates was, on the other hand, certainly more than decorative, even if we dismiss the diet's significance, for it was frequently manipulated into docility. We still have to grant that considerable power rested with the counties, which, in fact, were strengthened rather than weakened under Matthias Corvinus. Moreover, Matthias seems to have been the father of the emerging new estate of hereditary magnates, if the recent suggestion, that the listing of nineteen *barones naturales* after the *barones ex officio* in the Peace of St Pölten in 1474 was the first formal reference to what would become the estate of magnates, is correct.

Pro secundo: the professional diplomacy. The norm may be too strict in this respect, for a diplomatic corps with resident envoys remained an Italian, and not even general Italian, practice for quite a long time. Matthias's diplomats were, just as those of preceding kings, members of his aristocratic and clerical retinue, frequently entrusted with foreign missions more than once, but no resident envoy from Buda was accredited to any court. True, the biographer of Matthias Corvinus's diplomats was able to list some two dozen men who quite regularly went on foreign missions, a few of them over several decades. In one of his letters, empowering a clerk to represent Hungary in Rome, Matthias uses the expression "when no regular emissary is there," but the text is not very well authenticated, and we do not know anything about a "regular" ambassador. (Actually, as early as in the 1240s kings of Hungary were represented in Rome sometimes for years by the same person.)

Pro tertio: the military. As is well known, King Matthias built up his mercenary army (later called the "Black Troops") with great circumspection, hired and cajoled commanders for it with genuine Renaissance verve. These men made the army, if not the state, into a work of art; no one who saw the troops parading in their famous scorpion-maneuvre at Wiener Neustadt would have doubted that. Size and equipment of the force were certainly a match for the armies of central Europe of the time. It was apparently well combined with traditional troops of banderil or vassallic lords and was able to incorporate traditional Hungarian tactics of light cavalry into its operations. The Austrian wars revealed its weakness as well: no successful sieges were conducted, owing to the insufficient artillery and poor technical support. The most recent military history of Hungary points to these shortcomings by styling the relevant chapter an "Attempt at Establishing a Mercenary Army." Hence, even if only a partial and temporary success can be accredited to Matthias's military efforts, they are perhaps the most convincing aspects of his attempts at being a "Renaissance ruler" of the western (Italian, French) model.

In the most popular Anglo-American texts the notion of "New Monarchy" is widespread. Its criteria include, besides Chabod's three (however, they are frequently less sceptical about the national rhetoric), the reception of Roman Law, the increase and new structure of royal finances and, in a more sociological vein, the growing political and social weight of the bourgeoisie (or of the so-called middle class). This ideal type is clearly based on the French model, with a nod towards England and Italy.

Let us apply these criteria to Matthias Corvinus's kingdom. The question of Roman Law is a moot point and has been extensively discussed in Hungarian scholarship. "Reception" in the immediate form, as accepted by legal historians of a past age, cannot be claimed for Hungary to any major extent. However, recent scholars prefer to talk

about a general, methodical influence of the learned laws which needs not necessarily imply straight transfer from the *Corpus Juris Civilis*. In that sense, Matthias Corvinus's attempt to issue a permanent law code (*teste* the preamble of his *Decretum Majus*) and the like can be judged as a definite, albeit limited, influence of Roman legal thinking. There were more doctors of Canon and Civil law in the courts than before, even though some of them, such as Janus Pannonius, the jurist *malgré lui*, may not have been exactly great Canonists or Romanists. Of course, Humanist rhetorical and chancellery practice, which had great masters in Matthias Corvinus's Hungary, itself implies some Roman legal thought. Yet, it would be futile to compare Hungary, with any of the Romanist countries, for her legal system had been based on customary law far into modern times, not least because of the great work of Stephen Werbőczy, a lawyer who was trained in day-to-day court practice and in noble politics with little overt interest in the Civil Code. Legal historians point out that a true departure from custom was not achieved until the late nineteenth century, if then.

The finances of Matthias Corvinus are easier to judge. Recent studies have confirmed, with reservations, earlier assumptions about the riches of the king's treasury. Matthias's income was very impressive in the last years of his life, when all the tax-paying conquests were at his disposal, without the need of continuous warfare for securing these territories. It is likely that in those years the treasury did indeed collect close to a million gold florins, a sum certainly comparable with Burgundian or even French royal income, as far as we know. However, this figure cannot be assumed for more than a few years and may very well have meant a strain on the country's resources that was not sustainable for long. More important, the structure of this income was archaic and feudal just like the royal resources of the early fifteenth century had been.

The overwhelming portion, something like 30–45%, of all revenue came from the so-called portal *dica*, a direct tax collected from peasant holdings, usually augmented by the "extraordinary" *subsidiium* of 1 florin. All indirect revenues from other than the agrarian producers, such as urban taxes, income from mining, levies on Jews, including the minimal income from the royal demesne, do not add up to a quarter of the sum total. The revenue from the salt mines and the salt monopoly remained important with 100,000–150,000 gold florins (i. e., 15–18%), but this item was allegedly twice that size under Sigismund. Significantly, customs duties were assessed at 30,000–40,000 florins, exactly at the same level as some forty years before. This one-sided distribution of burdens is perhaps one of most ponderous arguments against granting Matthias Corvinus too easily the title of a "new monarch." And, regardless of the appellation, the implicit economic backwardness counsels caution in overrating the chances and success of "modernization."

The question of the bourgeoisie is a controversial one and closely connected with the just-discussed structure of royal income. There can be no doubt that Hungary's urban population was much smaller than that of countries west and north of her, and that these burghers were much poorer and less successful than their south German or Bohemian fellows. However, the numerical, economic, even the entrepreneurial weakness may not in itself be a sufficient argument against the potentials of a bourgeoisie, if we are prepared to take the term in a wider sociological, even a Marxian, frame of reference. Hungarian historians still insist – not without some foundation –

that the revolution of 1848–49 was a bourgeois one even though hardly any capitalist entrepreneur or industrial worker took part in it. Rather, enlightened landowners and the *moyenne* nobility acted in lieu of a bourgeoisie, for both the end of serfdom and national independence. At one point Chabod emphasized that the majority of the councillors and bureaucrats of the Italian city states whom he granted the “Renaissance” title came from those rich noble and landowning families who a few generations earlier held power by heredity and tradition. He does not disqualify the scions of “historical families” who chose the new ways to power instead of the old from being “new bureaucrats” just because they were not burghers.

One may, therefore, argue along these lines that the numerical inferiority of cities and townsmen in Hungary did not pose an absolute barrier to the country’s proto-capitalist development. A good many noblemen were very active in commodity production, cattle-export, wine-trade and so on: they could have served as agents of proto-capitalist transformation, just as their late successors in the nineteenth century did. There can be no doubt that a more developed burgher stratum could have supplied more non-feudal personnel for a bureaucratic royal administration or that larger and richer cities might have been homes for a wider-based Renaissance culture. Still, it should be pointed out that the small size of urban population is not sufficient to account for the failures of Hungarian rulers in acquiring a power base other than the great landowning nobility. Different policies of the crown could have made the few royal and episcopal cities into more powerful allies of the king and into centres of new learning and politics. Modern liberal and socialist lamentations about a “lack of bourgeoisie” should be seen in context with Hungarian kings’ unwillingness or inability to substantially support urban growth and bourgeois emancipation, if only as far as social and economic conditions would have allowed. Matthias Corvinus was no real exception to this shortcoming, at any rate, not in his Hungarian policies. He did not change royal policies vis-à-vis the towns, even to the extent it was delineated (though not implemented) in Sigismund’s famous urban decree of 1405.

There is one more important category for assessing the historical role of late medieval rulers such as Matthias Corvinus, especially current among east European Marxist scholars: the notion of centralization. I believe a few words should be said about this, too. The view of “centralization” of the state as a progressive and positive trait par excellence takes its origin in the anti-feudal critique in such states as France with her near-independent, and Germany with her actually independent, territories. I am not aware of a systematic study of the history of this term in the social and political sciences, but it would be important to do one, beginning with Montesquieu, who popularized it in the discussion of the *thèse royale* and the *thèse nobilière* in the context of liberty and privilege. Marx and Engels, as many other nineteenth-century authors, inherited the concept from the Enlightenment and gave it a central place in their historical writings, concerned as they were with the backwardness of decentralized Germany in contrast to centralized France and England.

Decentralization of the feudal type was a crucial issue in France, where the medieval kings’ power did not run beyond the royal demesne, and the local parlements retained considerable power almost to the end of the *ancien régime*. This was even more so in Germany, where hundreds of small territories regarded themselves sovereign (and

were confirmed to be in 1648), entitled to tolls, customs, taxes, effectively hindering national unification. To a certain extent the lack of political unity was a problem in east-central Europe as well, for example in the Polish-Lithuanian Commonwealth, but in quite different terms. Whatever the case may be, it is well founded that progressive thinkers of the nineteenth and twentieth century, those concerned with modernization and capitalist-bourgeois transformation, placed a high value on "centralization." I suspect that the weight of this term in the Marxist-Leninist discourse was increased by Russian historians, who came to see in the "Gathering of Russian Lands" a first crucial epoch of national progress and acclaimed the centralism of Peter the Great as the model for (Stalinist) modernization. In its Soviet-Marxist usage, therefore, the term became to hide the problem of a strong monarchy.

How relevant was the notion of centralization for medieval Hungary, a kingdom that was as unitary as few others in medieval Europe and never seriously challenged by what is called feudal separatism? Surely, the brief interlude of oligarchic separatism around 1300 cannot be construed as a major threat to the kingdom's unity; it was definitely barred by the strong monarchy of the fourteenth-century Angevin kings and the country remained united until 1541, when the fall of Buda to the Ottomans and the split between two elected kings divided it into three parts. Thus, "centralization" in the sense of unification and the reduction of local sovereignties was not an issue in medieval Hungary.

There is, of course, another meaning of centralization *vs* decentralization, the one which had exercised the centralist reformers of the *Vormärz* and of 1848, such as József Eötvös, Ferencz Deák and others: central authority *vs* local administration, privileged jurisdiction and parochial taxation. Surely the doctorinaires of the Reform Age have pointed to a painful anachronism in nineteenth-century Hungary when attacking the petrified legalistic world of semiliterate and arch-conservative county-gentry. But can their critique be transferred to the noble corporations of the counties in the Middle Ages? Without mistaking the "Golden Age" of noble republic, à la sixteenth-century Poland, for true democracy, I believe that a long overdue rethinking of the history of Hungary – one which would be democratic in the sense of municipalism, communalism and other grassroots elements of autonomy which were so strongly emphasized by Szűcs and Bibó – might re-discover some positive elements in the framework of local administration. Of course, this is a big question and goes far beyond the limits of my topic. Yet, in the light of the massive centralism and etatism of recent Hungarian history, features that were not always carriers of enlightened reform and may have something to do with the oft-lamented absence of a genuinely, organically grown "civil society" (down to our own days, when autonomous and self-reliant communities are so sorely missing in Hungarian society), one should at least ponder seriously whether centralization was in itself "A Good Thing."

As far as Matthias Corvinus is concerned, he did little for centralization (of course, in the second meaning of the term, for the first was irrelevant for Hungary), whatever its value *à la longue* may be. He certainly improved the existing institutions of central administration and surely enhanced their efficiency, not only in collecting revenues. But he did not, could not, establish any major new central institutions; and, actually, the one which he reformed from the bottom up, was certainly not a "Renaissance-absolutist"

one, but a very corporative office – the palatinate. As to local authorities, he was well aware of the fact that in the decades preceding his accession, during his father's tenure as governor, it was the counties and their magistrates, supported by the frequently armed assemblies of the noble community, that kept the country from total chaos and anarchy. Central offices and royal courts barely functioned for almost two decades between 1437 and 1458. Yet, in spite of near-civil war conditions, the country was administered somehow, for better or worse; some taxes were collected, robber bands kept in limits, the peace of the land upheld – and all this by the power of the regent Hunyadi in concert with the counties. Matthias Corvinus, correctly, augmented the counties' right to call juridical meetings, to act as vigilantes and administer local justice vis-à-vis the powerful lords, the king's major adversaries. Therefore, it appears that Matthias did not regard centralization at any price as an urgent programme, did not pursue it and, I risk to add, should not be held responsible for having done so.

What does this all add up to? Precisely to that what many levelheaded contemporary historians (and a few from the recent past) have often stated: the kingdom of Hungary in the late fifteenth century was certainly on its way out of an archaic or feudal condition, but far from being close to the most advanced "Renaissance states" of the Italian peninsula. This assessment would, more or less, hold true for the neighbouring regions as well: Bohemia may have been somewhat ahead, Poland certainly a few steps behind; the State of the Teutonic Order in many respects more advanced, but (until the Reformation) encapsuled in its medieval-crusading heritage, while some Austrian territories were perhaps further on the road in agrarian production, but hardly in terms of non-feudal bureaucracy, of which they were to become great champions a century or so later. However, it should also be noted that a strict comparison is possible only with Italy, because according to Chabod's standards no other polity of the time would fully qualify for the title of "Renaissance State." None of the German states, not even France or Spain could have been called thus by all counts of Chabod's reckoning, although the less rigorous category of "new monarchy" may fit the one or the other. Hence, the idealization of "Western Europe" in the last medieval decades is just as wrong as the claim to central Europe's having been equal with the most advanced societies is unfounded.

After this "balance-sheet," let us return to Szűcs's paradigm about the incomplete "Europeanization" in the high Middle Ages and its ebb around the beginning of the early modern centuries. Some of the features noted support this argument. First of all: the failures in urban policies together with the one-sidedness of royal finances (which, admittedly, was a vicious circle, for the urban crafts and trade could not supply much more than they did) point rather to shortcomings that accompanied medieval development almost from the beginning. Hungarian kings founded cities and granted privileges, just as their western counterparts, but regarded them as quick sources of monetary income and profitable reward for landowners. Matthias did not act otherwise. The increasing strength of the lesser noble corporations in the counties went back to the fourteenth century. The great number of freemen who had acquired noble status, a status that was controlled essentially by the nobility itself, based on their oral traditions and county assemblies, limited the crown's mobility in taxation and in military reform. Szűcs argues that, paradoxically, the lack of a full-bloom feudal, contractual system of dependencies implied the weakness of those foundations on which in the western parts of the civil

society of modern times developed. However, on the other hand, neither Matthias, nor his predecessors or successors were able to rally the non-mediated lesser nobles as serious allies of the crown against the aristocracy, for they were bound by retainer-ties to the great landowners or were too poor to have any social, political or military weight. Hence, the possible advantages of the absence of feudal pyramid could not be utilized, thus the lack of contractual and mutual dependencies, able to be transformed into more modern networks, remained a net loss.

One may argue that Matthias' programme for a stronger monarchic state, fully in harmony with parallel developments in the West, if successful, would have given the crown some power to limit the aristocracy's rise and the concomitant decline of the peasants' status. But the clannish cohesion of the old families, in no feudal dependence from the king, frustrated any attempts at change; finally the king himself strengthened the magnates, even if his naming some of them "barons by birth" was nothing but the acknowledgment of reality. Thus, when Atlantic Europe, and to a lesser extent "west-central Europe" in its wake, turned away from the East and offered it (implicitly) but a position of "periphery," east central Europe had neither the political apparatus, nor the urban base, or a free peasant economy that could have responded to the challenge. Self-seeking great landowners accepted the role of suppliers of raw materials, denigrated their tenants to perpetual servitude, and left a financially and politically depleted monarchy with the task of defending the country from mighty enemies.

What does all this leave us, besides some semantic sleight of hand? First of all, it may take us away from trying to establish the place of Matthias Corvinus's reign in the development of Hungary – and, more or less concomitantly, of Hungary's in central Europe – on the basis of chancellery rhetoric and suggest a more down-to-earth analysis. Also, by exploring some hypotheses about such issues as "centralization," we may open up our minds and those of our readers or listeners – if historians still have any – to alternative judgements of the past. And this may not be a merely academic enterprise. It is no news that Hungarian political consciousness is highly historical, more so than that of many other societies. Figures like that of Matthias Corvinus loom large in it. To a great extent due of the tragic discontinuity of Mohács, Matthias Corvinus acquired a larger-than-life cult in the historico-political writings from Miklós Zrínyi (1620–1664) to Endre Bajcsy-Zsilinszky (1886–1944), as the hero of true Hungarian policies, and more recently as a "progressive" king, defeated in his centralizing efforts by egotistical aristocrats. The unrealistic overestimation of Matthias' achievements is closely connected with the "Mohács-complex," according to which the men and women of the last decades of medieval Hungary squandered the "great power status" acquired by the last "national" King. This leads to the unfounded appellation of "new monarchy" or Renaissance state and to the repetition of moralizing judgements in detriment of a realistic evaluation of complex developments in the past or, for that matter, in the present. And such prejudices are the elements from which national *fata morganas* are conjured up and lure people into ideological *culs de sac*, as István Bibó so fittingly called them*.

* Jenő Szűcs's historical essay "Vázlat Európa három történelmi régiójáról" [A sketch on the three historical regions of Europe] was originally written for a *samizdat* memorial volume for István

Bibó in 1980 (later published by Magvető K., Budapest, 1983). It also exists in a very poor and abbreviated English translation (Budapest 1984), a much better French one (*Les trois Europe*, trad. V. Charaire, G. Klaniczay, Ph. Thureau-Dangin, Paris, 1985) and is to be published soon in a good German version (Neue Kritik Verlag, Frankfurt). Gyula Szekfő's essay-chapter is in *Magyar Történet* [Hungarian History] (Budapest, n. d. [c1929-36]) vol. III, pp. 321-411, esp. 332 sqq. Federico Chabod's two papers (1957, 1958) are now available in *Opere* 2 (Torino 1967): *Scritti sul Rinascimento*, pp. 593-623. For the officials and lawyers of Matthias I have relied heavily on Gy. Bónis, *Jogtudó értelmiség a Mohács elbtti Magyarországon* [Men Trained in Law in Pre-Mohács Hungary] (Budapest, 1971), and on several studies by A. Kubinyi. On Matthias' diplomats we have V. Frankói, "Mátyás király magyar diplomátai" [Hungarian diplomats of King M.], *Századok* 32-33 (1898-9), passim [eleven parts]. Matthias's role in the birth of the estate of magnates is discussed by E. Fügedi in "The Aristocracy in Medieval Hungary. Theses," in: *Kings, Bishops, Nobles and Burghers in Medieval Hungary* (J. M. Bak, ed., London, 1986) Ch. IV. On the army the most recent works are by Gy. Rázsó, who also wrote a brief English summary as: "The Mercenary Army of Matthias Corvinus," in: J. M. Bak, B. K. Király, eds., *From Hunyadi to Rákóczi: War and Society in Medieval and Early Modern Hungary* (Brooklyn 1982), pp. 125-140. The finances of the king are discussed at some length - based on studies by Fügedi and others - in my "Monarchie im Wellental: Materielle Grundlagen des ungarischen Königtums im 15. Jh.," in: R. Schneider, ed., *Spätmittelalterliches Königtum im Europäischen Vergleich* (Sigmaringen 1987), pp. 347-384. A bibliography of historical and political essays on Matthias can be found in the two memorial volumes (*Mátyás Király Emlékkönyv*, Budapest 1940) and elsewhere. The citations from István Bibó refer to his famous essay "Eltorzult magyar alkat, zsákutcás magyar történelem" [Deformations of Hungarian Character, Culs de sac of Hungarian history] of 1948. (Now reprinted in two collected editions of his works, Bern 1981-85, 4 vols., and Budapest, 1986, 3 vols.; English and German translations are under prep.)

Finally, I wish to gratefully acknowledge financial support from the University of British Columbia for the research that went into the present essay and the generous support of the Werner-Reimers-Foundation that enabled our discussion of these topics in Bad Homburg.

AN DER SCHWELLE DER NEUZEIT ?

Politische Strukturen Polens und Mitteleuropas um 1490

Von Stanislaw Russocki

Vom Gesichtspunkt des Forschers politischer Strukturen erweckt nicht nur das genaue Datum – 1490 – Zweifel, ob die Besitzergreifung des ungarischen Thrones durch die jagiellonische Dynastie tatsächlich einen Umbruch in der Geschichte Mitteleuropas darstellte, sondern auch die Vorstellung von einer „Schwelle der Neuzeit“ regt zu Fragen an. Steckt etwa hinter dieser Vorstellung das konventionelle Bild einer chronologischen Zäsur, oder ging es um die in der deutschen Historiographie verbreitete stillschweigende Annahme, daß ein frühmoderner Staat, der als Fürsten-, institutionalisierter Beamten- oder schließlich Flächenstaat die Ansätze zu einem neuen Typus der Verfassung in sich trägt, sich von dem für das eigentliche Mittelalter typischen Personenverbandstaat unterscheidet?

Nach Meinung des Verfassers wiesen schon von Beginn ihrer Staatlichkeit an Böhmen, Polen und Ungarn so viele gemeinsame strukturelle Eigenschaften auf, daß es begründet erscheint, sie als Region unseres Kontinents unter dem Namen Mitteleuropa oder auch Ostmitteleuropa auszusondern.

Zu jenen gemeinsamen Eigenschaften gehören vorrangig die folgenden historischen Erscheinungen: die geringfügige Rolle des Lehenswesens inmitten der politischen Bindungen; dank dem System der Burgbezirke (vom Typus der Burgwarde) spielte der territoriale Aspekt beim Aufbau der staatlichen Herrschaft eine bedeutende Rolle (dieser Aspekt war für den Zentralisierungsprozeß der Herrschaft im 14. Jahrhundert nicht weniger wichtig); die Transpersonalisation des Staates (*Corona regni*) war mit dem Grundsatz der Unveräußerlichkeit des staatlichen Territoriums und dem Streben nach seiner Vergrößerung verbunden; es gab hier früher als in vielen anderen Staaten (14. Jahrhundert) Versuche einer Zentralisierung der Herrschaft, die vom Ende dieses Jahrhunderts an durch den Ständestaat aber gehemmt wurden.

Diese letztere Tendenz, die sich zuerst in Ungarn schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts ausbildete, war den polnischen Entwicklungen in zweierlei Hinsicht ähnlich: durch die faktische Eliminierung der Städte aus der „politischen Nation“ sowie durch die formalrechtliche Ausgleichung der de facto unablässig miteinander rivalisierenden Herren und der Schlachta. Die Situation in Böhmen war dagegen dadurch gekennzeichnet, daß die Städte am politischen Leben teilnahmen und das schwache, ansässige Rittertum in ständigen Machtkämpfen mit den einflußreichen Herren rivalisierte; ein zusätzliches Merkmal dieser staatlichen Organisation war der Prozeß einer schnellen und ungewöhnlichen Demokratisierung des öffentlichen Lebens infolge der hussitischen Revolution.

Nach dem Erlöschen der polnischen Piasten-Dynastie (1370) und der fünfzehn Jahre währenden Regierungszeit der Anjous (Ludwig der Große und seine Tochter Hedwig, die mit dem litauischen Großfürsten Ladislaus Jagiello vermählt war) begann die fast zweihundert Jahre lange Herrschaft der Jagiellonen.

Obwohl die dynastischen Veränderungen die Integration der Stände intensivierten, und das Bewußtsein innerhalb der politischen Nation wuchs, begann die Oligarchie der kleinpolnischen Herren, der Initiatoren und Realisatoren der polnisch-litauischen Union, anfänglich eine besondere Rolle zu spielen. Ihnen unterlag in gewissem Maße Ladislaus Jagiello, da er die Verbindung dieser Staaten aufrechtzuerhalten sowie einem seiner Söhne die Thronfolge zu sichern bemüht war. Die Rolle der Herren verstärkte sich noch unter Ladislaus III., als dieser auf den ungarischen Thron berufen wurde und sich einige Jahre lang ständig außerhalb Polens aufhielt.

Nach dem Tod von Ladislaus III. im Jahre 1444 erhielt nach langen Verhandlungen sein Bruder Kasimir (1447–1492), der als Großfürst von Litauen herrschte, die königliche Krone. Er war von Geburt an Autokrat und zeichnete sich durch ein außergewöhnliches diplomatisches Talent sowie geschicktes Manipulieren als Personalpolitiker aus. Unermüdlich bemühte er sich, seine Staaten zu einem bewaffneten Kräfteinsatz zu mobilisieren und die notwendigen finanziellen Mittel zur Realisierung seiner großen Politik heranzuschaffen; doch fehlte Kasimir das Verständnis für institutionelle Reformen, die die Position der Monarchie gestärkt hätten; ähnlich wie das auch Maximilian I. von Habsburg im Sinn gehabt hatte.

Während seiner ersten Regierungsjahre bemühte sich Kasimir, die Opposition der ihm abgeneigten kleinpolnischen Herren zu brechen. Schritt für Schritt gelang es ihm, die Mitglieder des königlichen Rates auszuwechseln, und zwar sowohl Bischöfe wie auch weltliche Würdenträger, Beamte der Krone und lokale Verwalter (Starosten). Im Laufe des großen Krieges mit dem Deutschen Orden (1454–1466) mußte Kasimir eine zugkräftige, positive Basis finden. Er erließ eine Reihe von Privilegien zugunsten der Schlachta in jenen Provinzen der Krone, in denen sie dem Kampf abgeneigt war und voller Eifersucht auf die von den Herren, den sogenannten „älteren Brüdern“, eingenommenen Positionen blickte. Auf Grund der erwähnten Privilegien wurde der Schwerpunkt im Bereich der für die Schlachta wichtigsten Beschlüsse über finanzielle Belastungen und den Landsturm, vom Kronrat des Königsreichs, den die Herren dominierten, auf die Provinziallandtage der Schlachta, die sogenannten Sejmiki verschoben. Jedoch nicht für längere Zeit. Wie der hervorragende, unlängst verstorbene Kenner der Epoche, Karol Górski, nachwies, begann Kasimir schon gegen Ende der sechziger Jahre den Grundsatz der Ständevertretung mit all den daraus sich ergebenden Konsequenzen zu forcieren. Über die für den Staat wichtigsten Angelegenheiten sollten gemeinsame Zusammenkünfte des großen königlichen Rates sowie der bevollmächtigten Vertreter der Schlachta der einzelnen Gebiete – insgesamt nicht mehr als 200 Personen – entscheiden. Die während einer solchen Zusammenkunft gefaßten Beschlüsse sollten alle verpflichten, sogar die nicht Anwesenden, falls sie korrekt eingeladen worden waren. Im Jahre 1493, also ein Jahr nach Kasimirs Tod, wird eine derartige allgemeine Zusammenkunft des Königreiches, ein Sejm, zum ersten Mal erwähnt. Sie beriet in zwei Kammern, dem königlichen Rat, dem Senat, und den Abgeordneten der Länder. Der starke Einfluß der Regierung ermöglichte ein vor-

läufiges Gleichgewicht zwischen den aktiven politischen Kräften aus dem Kreis der Herren und der Schlachta. Sonderbarerweise bemühte sich Kasimir um die ökonomische Entwicklung der einzelnen Städte, doch unternahm er keine Schritte, auch ihre politischen Kräfte zu organisieren.

Gegen Ende der Regierungszeit Kasimirs fällt die Bilanz seiner Leistungen im Bereich der Organisation des von ihm mit starker Hand beherrschten Königreiches negativ aus. Die „antiquo modo“ gemäß dem Willen des Königs besetzten Ämter der Krone und des Hofes – tendentiell lebenslang – wurden nicht zu rationell organisierten Organen. Allein die königliche Kanzlei bildete da eine Ausnahme. Es entstand auch kein Geheimer Rat, jedenfalls nicht als spezielles Organ. Das noch zur Zeit der letzten Piasten organisierte System der lokalen Verwaltung mit Hilfe der Starosten, den Vertretern des Königs, wurde immer ineffizienter. Das Finanzwesen war in beklagenswertem Zustand. Die königliche Domäne ging zur Neige, das Eintreiben sowohl der allgemeinen als auch der außergewöhnlichen Abgaben verursachte große Probleme. Die Schulden wuchsen. Trotz aller reformatorischen Versuche war der Landsturm der Schlachta weiterhin Grundlage der Armee. Desolat wirkten die königlichen Gerichte, die in die einzelnen Länder und Provinzen delegiert wurden – die sog. „iudicia terrestria“ sowie die „colloquia generalia“ (in Kleinpolen) und die „termini generales“ (in Großpolen).

Zur Regierungszeit der Nachfolger Kasimirs – seiner Söhne Johann Albrecht (1492–1501) und Alexander (1501–1506) – brach der durch den Vater unterdrückte Konflikt zwischen den Herren und der Schlachta von neuem aus. Johann unterstützte die Schlachta und löste damit die Reaktion eines aufkeimenden oligarchischen Systems aus. So kam es zu einem gleichsam konstitutionellen Kompromiß zwischen der Monarchie, den Herren und der Schlachta auf dem Sejm zu Radom von 1505 mit dem Incipit „Nihil novi“. Der König verpflichtete sich darin, daß er „... nihil novi constitui debeat per nos et successores nostros sine communi consiliariorum nostrorum et nuntiorum terrestrium consensu ...“ Fast ein halbes Jahrhundert lang verstanden es danach noch die beiden letzten Jagiellonen – Sigismund der Alte und Sigismund August –, der Monarchie ihre starke Stellung zu erhalten, eingeschlossen ihre gesetzgeberischen Rechte. Der anwachsende Konflikt zwischen den Herren und der Schlachta, der anfänglich durch die Könige immer wieder beschwichtigt wurde, führte zu einem Sieg der „communitas“ zu Beginn der sechziger Jahre des 16. Jahrhunderts. Im Einvernehmen mit dem König schritt man zur Integration des Staates, zur Inkorporation des königlichen Preußens und vor allem zur realen Union mit Litauen und führte verschiedene Reformen durch. Nach dem Tod des letzten Jagiellonen (1572) und bei der ersten freien Königswahl erlangte die Demokratie der Schlachta, die etwas später von Ausländern als „regimen mixtum“ bezeichnet wurde, gleichsam konstitutionelle Grundlagen in Form der „Artykuly Henrykowskie“ im Jahre 1573 und der sie ergänzenden „Pacta conventa“.

Unserer Meinung nach äußerte sich der Charakter der Verfassung Polens im 16. Jahrhundert – im Sinne des frühmodernen Staates – durch das Bestehen weitgehender Rechte und Freiheiten für die „politische Nation“, also für etwa 10% der Bevölkerung, sowie durch das Bemühen, das Wirken des Staatsapparates auf eine konstitutionelle Grundlage zu stellen. Es herrschte vor allem die Überzeugung, daß Recht über dem König und über der politischen Nation steht.

Nach den zahlreichen Bemühungen zur Zentralisation und Stärkung der königlichen Herrschaft durch die ersten Luxemburger und Angehörigen der Anjou-Dynastie gewannen vom Ende des 14. Jahrhunderts an die politischen Nationen auch in Böhmen und Ungarn nach und nach die Übermacht über die monarchische „maiestas“. Besonders stark zeichnete sich dieser Prozeß während der hussitischen Revolution ab, der sonderbarerweise weder durch die machtvolle Regierung Georgs von Podiebrad (1450–1471) noch von Matthias Corvinus aufgehalten werden konnte (1458–1490). Die spektakulären Errungenschaften dieses letzteren Herrschers im Bereich der Reorganisierung des Finanzwesens, der Vermehrung der königlichen Einkünfte und der Einführung einer ständigen Armee konnten insgesamt die Macht der Magnaten nicht eindämmen. Sofort nach seinem Tod bemühten sie sich wiederum, die Herrschaft im Staat zu übernehmen. In geringem Maße nur wurden diese Versuche durch den Widerstand des mittleren Adels gebremst.

Obwohl das „Wennsagen“ Historikern nicht ansteht, muß man doch den Eindruck haben, daß – wenn Böhmen und Ungarn 1525 nicht unter die habsburgische Herrschaft gelangt wären – Böhmen sich in eine Ständemonarchie mit Übergewicht des „dominium politicum“ über das „dominium regale“ verwandelt hätte.

Diese beiden Regierungsformen scheinen einen ebenso modernen Charakter zu haben wie der, meist dafür als Beispiel angeführte, Fürsten- oder Beamtenstaat.

Wie wir gesehen haben, gestaltete sich die Verfassung des neueren Polens erst im Laufe des 16. Jahrhunderts. Böhmen und Ungarn verblieben bis 1525 am Scheideweg und schwankten zwischen der monarchischen Verfassung, der Oligarchie der Magnaten und dem Ständestaat mit Vorherrschaft der Stände über dem König. Deshalb wurde schon zu Beginn dieser Abhandlung die vorgeschlagene Zäsur für die Periodisierung angezweifelt. Die ständig schwelenden Machtkämpfe zwischen drei grundsätzlichen politischen Kräften – der Monarchie, den Herren und dem niederen Adel, von denen keine Seite jemals ernstere Versuche zu verfassungsrechtlichen Reformen unternommen hatte – scheinen dabei eine spezifische, für die Länder Mitteleuropas gemeinsame Eigenschaft zu sein.

Einer tiefgreifenden vergleichenden Analyse wäre dann aber noch das Phänomen eigenständiger Entwicklungswege in Österreich wert, das derselben Region dieses Kontinents angehörte*.

* Die folgenden neueren Studien betrachten die Problematik Mittel- oder Ostmitteleuropas an der Schwelle zur Neuzeit aus vergleichender Sicht. Russocki, Stanisław: Zwischen Monarchie, Oligarchie und Adelsdemokratie: das polnische Königtum im 15. Jh. In: Das spätmittelalterliche Königtum im europäischen Vergleich. Hrsg. von Reinhard Schneider. Sigmaringen 1987 (Vorträge und Forschungen 32). – Zernack, Klaus: Osteuropa. Eine Einführung in seine Geschichte. München 1977. – Kłoczowski, Jerzy: Rozwój środkowo-wschodniej Europy w XV wieku [Die Entwicklung Ostmitteleuropas im 15. Jh.]. In: Sztuka i ideologia XV wieku. Hrsg. von P. Skubiszewski. Warszawa 1978. – Ders.: Europa słowiańska w XIV–XV wieku [Das slawische Europa im 14.–15. Jh.]. Warszawa 1984. – Górski, Karol: *Communitas, princeps, Corona Regni. Studia selecta. Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu*. Bd. 78. H. 1. Warszawa 1976 (Studies Presented to International Commission for the History of Representative and Parliamentary Institutions 53). – Baczkowski, Kristof: Elemente der Modernisierung der mitteleuropäischen

Staaten um die Wende des Mittelalters zur Neuzeit. In: Die Bildung des frühmodernen Staates – Stände und Konfessionen. Hrsg. von Heinz Timmermann. Saarbrücken 1989. – Ders.: Specyfika rozwoju środkowo-wschodniej Europy w latach 1386–1526 [Die Spezifik der Entwicklung Ostmitteleuropas in den Jahren 1386–1526]. In: Studia polono-danubiana et balcanica. Bd. 1. Hrsg. von H. Batowski. Kraków 1986 (Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego, Prace historyczne 80). – Russocki, Stanisław: Le „limes“ carolingien – confins des systèmes du pouvoir et de la domination. In: Quaestiones Medii Aevi. Bd. 3. Varsovie 1986. – Ders.: Mittelalterliche politische Nationen in Mitteleuropa. Jahrbuch für Geschichte des Feudalismus (in Druck). – Ders.: Les structures politiques de l'Europe des Jagellons. Acta Poloniae Historica 31 (1979). – Ders.: The Parliamentary Systems in 15th Century Central Europe. In: Poland at the 14th International Congress of Historical Sciences in San Francisco 1975. Wrocław 1975. – Ders.: Lokale Ständeversammlungen in Ostmitteleuropa als Faktor der politischen Kultur (15.–18. Jh.). In: La Pologne au XV-e Congrès International des Sciences Historiques à Bucarest 1980. Wrocław 1980. – Ders.: Culture et institutions politiques et juridiques dans le Centre-Est de l'Europe des XV-e – XVI-e siècles. In: Etat et religion aux XV-e et XVI-e siècles. Actes du colloque à Bruxelles du 9 au 12 octobre 1984, publ. sous la dir. de W. P. Blockmans et H. van Nuffel. Bruxelles 1986. – Ders.: Probleme frühmoderner Staatlichkeiten in Polen und in deutschen Ländern. In: Schriftenreihe des Georg-Eckert-Instituts für Internationale Schulbuchforschung; 22. deutsch-polnische Schulbuchkonferenz der Historiker 16. bis 21. Mai 1989 (in Druck). – Schramm, Gottfried: Polen-Böhmen-Ungarn: Übernationale Gemeinsamkeiten in der politischen Kultur des späten Mittelalters und der Neuzeit. Przegład Historyczny 76/3 (1985).

FÜRSTEN, STÄNDE, STAATEN MITTELEUROPAS

Ähnlichkeiten und Unterschiede der politischen Organisation in Böhmen
um das Jahr 1490¹

Von *Josef Macek*

Zur Zeit der hussitischen Revolution zählte Prag ungefähr 35 000 Einwohner und die anderen böhmischen Städte (zwischen 30 und 40) hatten drei bis sechs tausend Einwohner². Das war auch um das Jahr 1490 in einem Territorium von ca. 52 000 km² ein dichtes Netz an Machtstruktur. Seit der hussitischen Revolution wurde die Macht des Bürgertums im böhmischen Königreich immer größer und erreichte schließlich in der Epoche der Jagiellonen ihren Höhepunkt. Diese Zeit löste auch eine verstärkte Urbanisierung in Böhmen aus³.

In der böhmischen ständischen Monarchie konstituierte sich am Ende des 15. Jahrhunderts ein dritter Stand mit weitgehenden politischen Rechten, das Bürgertum, der sowohl von den höheren Ständen, von den Herrn und Rittern und vom Königanerkannt und respektiert wurde. Die Bürger als dritter Stand nahmen regelmäßig an den Landtagen teil und waren nicht nur im Bereich der Steuern, der Religion und öffentlichen Ordnung aktiv, sondern setzten ihre Macht auch zur Vorbereitung und Realisierung aller Landesgesetze ein und versuchten auch, die Außenpolitik zu beeinflussen (z. B. bei der Königswahl 1490 oder bei der Wahl des römischen Königs im Jahre 1519).

In den Kämpfen um die Durchsetzung der politischen Macht formierten sich die böhmischen Bürger (nicht nur die Tschechen, sondern auch die Deutschen, z. B. in den Städten Aussig, Brüx, Budweis) zu einem bewaffneten Block – eine politische und militärische Einheit gegen den Adel, oder besser gesagt, gegen die Herrn. In den ersten Dezennien des 16. Jahrhunderts existierten so in Böhmen zwei selbständige, machtpolitische Gruppierungen, die der Herren und die des Bürgertums. Im Rahmen dieser zunehmenden politischen Macht des Bürgertums kann man klare Unterschiede zur damaligen politischen Situation in Mitteleuropa feststellen.

Was die Zusammensetzung der böhmischen Ständegemeinde betrifft, sind noch wesentlich größere und deutlichere Unterschiede des Ständetums im Vergleich mit anderen mitteleuropäischen Ländern zu beobachten. Man kann hier ohne weiteres über spezifische Eigentümlichkeiten des böhmischen Ständetums gegenüber west-

¹ Ich stütze mich in dieser Mitteilung auf meine ausführliche Synthese über das Zeitalter der Jagiellonen (1471–1526) (im Manuskript).

² Macek, Josef: *Villes et campagnes dans le hussitisme*. In: *Héresies et sociétés*. Hrsg. v. J. L. Goff. Paris-Le Haye 1968, 243.

³ Jetzt konstatiert es auch Granasztói, György: *L'urbanisation de l'espace danubien*. *Annales ESC* 44/2 (1989) 386, 388.

europäischen Ländern sprechen⁴. Die Prälaten, die noch am Anfang des 15. Jahrhunderts in Böhmen zum wichtigsten politischen Stand gehörten, verschwanden völlig aus der Machtstruktur des Landes. Nur in Mähren blieben die Äbte, Kanoniker und der Bischof von Olmütz Mitglieder der Ständegemeinde, aber auch hier spielten die Laien, besonders der Adel, die politische Hauptrolle.

Diese Form des Laizismus des böhmischen Ständetums hing mit der sozialpolitischen und religiösen Situation des Landes der ersten europäischen Reformation zusammen. In diesem Königreich, wo drei kirchliche Institutionen (die römische Kirche, die kalixtinische Kirche und die Brüdergemeinde) zusammenlebten, setzte sich mit der Säkularisation des kirchlichen Eigentums und Lebens auch der Laizismus klar durch. Ich verstehe unter dem Begriff des Laizismus die ausschlaggebende Rolle der Laien, der Gemeinde der Gläubigen („osada“), der Patrone und der sogenannten Verteidiger („obránce“) der Kirche im alltäglichen Leben der kirchlichen Institutionen.

Ohne ins Detail zu gehen, möchte ich die Entstehung des Landesgesetzes für den religiösen Frieden vom Jahre 1485 erwähnen⁵. Einige Jahre dauerte die Diskussion zwischen den ständischen Vertretern der Kalixtiner und Katholiken, bis der religiöse Friede abgeschlossen wurde. Nie aber traten bei den Vorbereitungen dieses Landesgesetzes die Priester oder Prediger hervor. Das erste Beispiel der offiziell anerkannten religiösen Toleranz im mittelalterlichen Europa entstand also in Böhmen ohne aktive Präsenz und Tätigkeit des Priestertums. Die katholischen Adligen schlossen den religiösen Frieden mit den „Ketzer“ ohne Zustimmung, ja sogar gegen den Willen der römischen Kurie, die damals noch den frommen katholischen König Wladislaw für einen Häretiker hielt⁶. Auch in anderen kirchlichen, religiösen Diskussionen stand immer die böhmische Ständegemeinde im Vordergrund. Der Laizismus des Ständetums in Böhmen ist schwer mit den anderen mitteleuropäischen Ländern zu vergleichen⁷.

Der böhmische Staat – im Alttschechischen immer nur als „Krone“ oder „Land“ benannt (nur Petr Chelčický bezeichnet den mittelalterlichen Staat mit dem Wort „Macht“ oder „Gewalt“) – entwickelte sich am Ende des 15. Jahrhunderts zu einer mächtigen, einflußreichen Ständemonarchie⁸. Gewiß hatten auch die personalen Eigenschaften des Königs Wladislaw zur starken Entfaltung der Ständegemeinde beigetragen. Maßgebend waren aber, meiner Meinung nach, die sozialpolitischen Verhältnisse im Lande der böhmischen Reformation.

Besonders der böhmische Adel setzte sich dank der Säkularisation des kirchlichen Eigentums an Grund und Boden im Machtmechanismus durch. Man weiß bisher wenig über die innere Struktur des Adels: er war und blieb bis heute immer ein Stiefkind der böhmischen Historiker. Man darf aber nicht die aktive Rolle der Adligen seit der Hälfte

⁴ Seibt, Ferdinand in: *Bohemia sacra*. Hrsg. v. Ferdinand Seibt. Düsseldorf 1974, 21.

⁵ Eberhard, Winfried: *Konfessionsbildung und Stände in Böhmen 1478–1530*. Wien-München 1981, 56.

⁶ Macek, Josef: *Prag und Rom am Ende des 15. Jahrhunderts*. In: *Historische Blickpunkte*. Festschrift für Johann Rainer. Innsbruck 1988, 391–403.

⁷ *Historisches Wörterbuch der Philosophie* 5. Stuttgart 1980, Sp. 9.

⁸ Bosl, Karl: *Böhmen als Paradenfeld ständischer Repräsentation vom 14. bis zum 17. Jahrhundert*. In: *Böhmen und seine Nachbarländer*. München-Wien 1976, 128–200.

des 15. Jahrhunderts bei der Renaissance der ritterlichen Kultur und des politischen und wirtschaftlichen Lebens unterschätzen und sollte nicht nur die negativen Seiten der adligen Oligarchie hervorheben und dabei vergessen, daß sich dank des Adels auch die ständische Demokratie entfalten konnte.

Hervorragende Persönlichkeiten des Herrenstandes, wie z. B. die Brüder Tovačovský oder Johann von Schellenberg, Wilhelm von Pernstein oder Albrecht Rendl von Oušava, nahmen am Ausbau der Macht der Ständegemeinde teil, gleichzeitig aber sorgten sie für die Ruhe des öffentlichen Lebens, für „ordo“ im Lande, wo an der Spitze der Machtstruktur immer der König stand. So entwickelte sich Ende des 15. Jahrhunderts in Böhmen ein politisches System, in welchem der König und die Stände gemeinsam Probleme erörterten, Diskussionen führten und debattierten und auf diesem Wege die politischen Aufgaben erfolgreich lösten.

An den regelmäßigen (mindestens viermal jährlich) einberufenen Landtagen⁹ wurden die Landesgesetze vorbereitet und am Landesgericht gab man dem Rechte freies Feld zur Realisierung. Allmählich beherrschte der Adel nicht nur das Landesgericht, sondern auch das Hof- und Kammergericht, und manchmal stand auch der König selbst vor den Richtern als eine der streitenden Parteien. Die Adligen bemächtigten sich nach dem Jahre 1479 sogar des Königlichen Rates und nominierten in dieses wichtige Amt ihre Vertreter. Auch die Münzstätte und die Landesämter (die höchsten Burggrafen, Richter, Kämmerer, Hofmeister, Kanzler) besetzten sie manchmal ohne königliche Zustimmung.

Dabei darf man aber das Aufkommen der ständischen Macht nicht als Zerfall des Staates oder sogar als Chaos oder Egoismus verurteilen. Es stimmt, daß die ständische Monarchie erst am Beginn ihrer Entwicklung war, weshalb es manchmal zwangsläufig zu Verwirrungen und Komplikationen kam; denn damals existierte weder eine Bürokratie, noch gab es kompetente Behörden. Hinzu kommt noch, daß immer da, wo sich im politischen Leben größere Freiheit durchsetzt, unendliche Diskussionen und Polemiken geführt werden, um die schwierigen Probleme zu lösen. Man kann über die Freiheit des Wortes schimpfen, man kann die tagelangen Reden an den Landtagen verspotten, aber nie darf man diese unreife Methode der öffentlichen Diskussion als Anarchie verurteilen, denn im Rahmen dieser Debatten und Dialoge fand die Ständegemeinde immer einen Weg, ihre Irrtümer zu berichtigen und Fehler zu korrigieren. Es war von großer Bedeutung, daß sich neben den zentralen ständischen Behörden sehr rasch auch die Kreisverwaltung entwickelte. In Böhmen waren schon am Ende des 15. Jahrhunderts mindestens fünfzehn Kreistage, Kreisorganisationen tätig¹⁰. Vor der Einberufung des Landtages versammelten sich in einigen Städten die Adligen unter der Führung des Kreishauptmannes und seines Rates, wählten ihre Delegierten und übertrugen ihnen die Vollmacht für jene politische Anliegen, welche die Kreisdeli-

⁹ Pelant, Jan: České zemské sněmy v letech 1471–1500 [Böhmische Landtage in den Jahren 1471–1500]. Sborník archivních prací 31/2 (1981) 340–417.

¹⁰ Rieger, Bohuš: Zřízení krajské v Čechách I [Die Kreisverwaltung in Böhmen]. Praha 1894, 91–148. – Zur Entwicklung der Kreisverwaltung bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts jetzt Kavka, František: Vznik krajského zřízení na území středočeského regionu (polovina 13. století až 1419–20) [Die Entstehung der Kreisverwaltung in Mittelböhmen von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum Jahre 1419–20]. Památky středních Čech 4 (1989) 26–45.

gierten am Landtag vorbringen sollten. Nach Beendigung des Landtages war es dann Pflicht der Kreisverwaltung, die Landesgesetze zu realisieren. Selbstverständlich gab es auch in der Kreisverwaltung viele Schwierigkeiten, denn manchmal überwog der Egoismus der Adligen und der Bürger, was zu erheblichen Problemen führte; aber doch bedeutete diese Verbindung der Zentralmacht mit der Machtperipherie einen wesentlichen Schritt vorwärts zur Festigung der ständischen Monarchie.

Es sei dabei bemerkt, daß Mähren¹¹ ganz selbständig, unabhängig von Prag, durch die mährische Ständegemeinde beherrscht wurde und König Matthias Corvinus ihre Privilegien anerkannte und respektierte. Mit seiner Zustimmung z. B. schlossen die mährischen Stände (die Städte spielten hier keine so große Rolle wie in Böhmen) einen Nichtangriffspakt mit Österreich, woraus ersichtlich ist, daß Corvinus auch im außenpolitischen Bereich dazu geeignet war, die Macht der mährischen Adligen – im Gegensatz zur ungarischen Aristokratie – zu respektieren. Im übrigen hatte Corvinus auch großen Anteil am ökonomischen und politischen Wachstum im übrigen Mähren.

Man kann also über die Dezentralisierung der politischen Macht in der böhmischen ständischen Monarchie sprechen. Ich glaube, ich irre nicht, wenn ich in allen diesen Tendenzen die klaren Aspekte der Demokratisierung des politischen Lebens sehe. Natürlich waren im Landtag, in den verschiedenen Gerichten und in der Kreisverwaltung Hunderte, ja Tausende politisch tätig. Sie begannen sich die Praktiken der politischen Aktivität im Dienste der „*bonum comune*“ anzueignen, erweiterten ihren politischen Horizont, und viele Adlige und Bürger entwickelten sich dadurch zu bedeutenden politischen Persönlichkeiten.

Wenn ich schon das Wort „Demokratisierung“, das nicht mit dem modernen Begriff der Demokratie verwechselt werden darf, ausgesprochen habe, so muß ich wieder, am Ende meiner Ausführungen, auf die böhmischen Städte zurückkommen. Schon vor mehr als 20 Jahren machte uns Ferdinand Seibt auf die Bedeutung der hussitischen Gemeinde aufmerksam¹². Weitere, besonders semantisch-philologische Forschungen zeigten auch¹³, in welchem Maße vor allem in der Zeit der Jagiellonen die Bedeutung der Gemeinde zugenommen hatte.

Ich erwähnte schon die Ständegemeinde, nun möchte ich aber besonders die religiöse städtische Gemeinde als spezifische böhmische Erscheinung dieser Zeit hervorheben. Seit der Publikation der Monographie von Peter Blickle über die Gemeinde-reformation¹⁴ steht dieses Thema wieder im Vordergrund der Diskussionen, aber immer bleibt dabei die böhmische hussitische Gemeinde im Schatten. Im Kampf gegen

¹¹ Vá lka, Josef: P řehled dějin Moravy. Dí l 2: Stavovská Morava [Die Übersicht der Geschichte Mährens. Bd. 2: Das Ständetum in Mähren]. Praha 1987, 27–32.

¹² Seibt, Ferdinand: Hussitica. Zur Struktur einer Revolution. Köln-Graz 1965, 125–182.

¹³ Meine Studien sind unter dem Titel Pe č írková, Jaroslava: Sémantická analýza staročeského slova „obec“ [Die semantische Analyse des altschechischen Wortes „die Gemeinde“] (Listy filologické 97 [1974] 89–107) und Pe č írková, Jaroslava: Pojem a pojmenování městské obce ve středověkých Č echách [Der Begriff und die Benennung der städtischen Gemeinde im mittelalterlichen Böhmen] (Listy filologické 98 [1975] 79–87) erschienen.

¹⁴ Blickle, Peter: Die Gemeindeformation. Die Menschen des 16. Jahrhunderts auf dem Weg zum Heil. München 1987.

die Pfarrer und Pfarreien, gegen die feudale Kollatur festigten sich die Rechte der Gemeinde der Gläubigen, das Kirchengut zu verwalten (sogenannte *osada*¹⁵), das religiöse Leben zu organisieren und zu überwachen, die Priester, Prediger und Mesner zu wählen, zu bezahlen aber auch abzurufen. Interessant ist, daß auch die Laien in der römischen Kirche Böhmens, als das kanonische Recht ohne Erzbischof ganz erloschen war, um diese Rechte kämpften, welche die Utraquisten schon längst innehatten.

Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts setzte sich die Macht der Gemeinde, der sogenannten großen Gemeinde, des Stadtparlaments durch; zuerst vor allem in den kalixtinischen Städten und später auch in den katholischen. Neben dem Stadtrat, der vom König ernannt wurde, formierte sich nun der Rat der Ältesten der großen Gemeinde, der von den wohlhabenden Bürgern in den Stadtvierteln gewählt wurde. Schon früher, am Anfang des 15. Jahrhunderts, hatte die Stadtgemeinde im Bereich der Finanzen ein Mitspracherecht. Jetzt aber, in der Zeit der böhmischen Reformation erweiterte sich die Machtkompetenz der großen Gemeinde. Der Stadtrat mußte nun auch mit den Vertretern der großen Gemeinde oder sogar in deren Plenum nicht nur alle finanziellen Fragen besprechen, sondern z. B. auch über ökonomische Probleme wie Preise, Export und Import diskutieren. Der Laizismus der böhmischen Reformation führte die große Gemeinde zu einem regen Meinungs- und Gedankenaustausch, infolgedessen im Bereich des Glaubens und sogar der Liturgie (tschechische Messe, Prozessionen, Laienkelch auch für Kinder) Beschlüsse gefaßt wurden.

Selbstverständlich durfte der Stadtrat ohne Genehmigung der großen Gemeinde keine politischen Verträge abschließen. In der großen Gemeinde wurden auch die städtischen Delegierten in den Landtag gewählt, und nach ihrer Rückkehr informierten sie das Plenum der Gemeinde über die Resultate, die neuen Gesetze und über den Stand der Diskussionen. Manchmal, wenn es notwendig war, wählte die große Gemeinde ihre speziellen Gesandten für den königlichen Hof in Prag oder Buda. Auch außenpolitische Fragen wurden in den großen Gemeinden heftig diskutiert.

Die Bedeutung der städtischen Gemeinde in der Machtstruktur des Landes ist wieder als ein wichtiger Beitrag zur Entfaltung der Demokratisierung der mittelalterlichen böhmischen Gesellschaft und als ein Schritt zur Schwelle der Neuzeit anzusehen. In Kuttenberg, einer Stadt mit ca. 15 000 Einwohnern um das Jahr 1490, könnte ich in den verschiedenen Kommissionen der großen Gemeinde und auch im Plenum dieses Stadtparlaments mehr als 300 politisch aktive Bürger jährlich identifizieren. Ich bin nicht sicher, ob auch heute noch so viele Bürger in dieser Stadt am öffentlichen Leben teilnehmen und ob es auch bei den regelmäßigen geheimen Wahlen zur ständig wechselnden Besetzung der öffentlichen Ämter kommt. Die außergewöhnliche Bedeutung der großen Gemeinde in den böhmischen Städten kann als wichtiges Unterscheidungsmerkmal zwischen den politischen Organisationen Mitteleuropas dienen. Ich habe bewußt viel stärker die Unterschiede als die Ähnlichkeiten der böhmischen Verhältnisse betont, weil ich der Meinung bin, daß dadurch die gemeinsamen Tendenzen im politischen Leben Mitteleuropas viel deutlicher zu erkennen sind.

¹⁵ M a c e k, Josef: *Osada. Z terminologii średniowiecznego osadnictwa. Kwartalnik historii kultury materialnej* (1977) 359–373.

WEISSE FLECKEN

Von Ferdinand Seibt

I.

Wenn es wahr ist, daß man aus der Geschichte lernen kann, dann müßte eine Geschichte unserer Disziplin auch für uns Historiker der beste Lehrmeister sein. Damit sieht's meistens schlecht aus, wie mit den Schuhen, die der Schuster selber trägt. Und wenn schon, um an den einst vielzitierten Eduard Fueter zu denken¹, an den großen, nicht unproblematischen Ansatz Heinrich von Srbiks², an den seltenen tschechischen Ausblick zur Weltgeschichte von Josef Šusta³ oder an den anregend, wenn nicht dramatisch geschriebenen ersten Wurf von Richard G. Plaschka⁴ – wenn also schon, dann ist es immer wieder Personengeschichte gewesen, eine Folge von wissenschaftlichen Biographien, eine Porträtgalerie der Historiker, mit denen man die Geschichte der Historie vorführte. Das kann belehren, aber es sind die Lehren der Geschichte aus dem Zeitalter der Renaissance: Es ist *Historia virorum clarorum*.

Dagegen steht aber: eine jede Geschichtsschreibung gleich welcher Art ist immer von einem besonderen Vorverständnis „der Welt und des Menschen“ begleitet, das ihrer Selbsteinschätzung gar nicht entspricht, und man muß sich wundern, daß man so wenig nach ihren Widersprüchen greift. Natürlich sind solche Prädispositionen nicht unpersönlich. Wenn schon nicht Männer die Geschichte machen, so wird Geschichte zumindest von Männern (und Frauen) geschrieben. Und deren persönliche Auseinandersetzung gilt doch jeweils den besonderen Problemen ihrer eigenen Zeit, zumindest im letzten Sinn der Aussagen zur Universalgeschichte⁵.

¹ Fueter, Eduard: Geschichte der neueren Historiographie. 3. Aufl. Berlin 1936.

² Srbik, Heinrich Ritter von: Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart. 2 Bde. München-Salzburg 1950/51.

³ Šusta, Josef: Dějepisectví. Jeho vývoj v oblasti vzdělanosti západní ve středověku a době nové [Geschichtsschreibung. Ihre Entwicklung im Bereich der westlichen Bildung in Mittelalter und Neuzeit]. Praha 1933.

⁴ Plaschka, Richard Georg: Von Palacký bis Pekař. Geschichtswissenschaft und Nationalbewußtsein bei den Tschechen. Graz-Köln 1955.

⁵ Hier werden allenfalls noch komparatistische Darstellungen im Rückblick problematisch verstanden. Zum Verständnis meiner Vorstellungen die kleine Übersicht in: Nationalgeschichte als Problem der deutschen und der polnischen Geschichtsschreibung. Braunschweig 1983 (Schriftenreihe des Georg-Eckert-Instituts 22/VI; Personen und Institutionen faßt neuerdings Winfried Schulte zusammen: Die deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945. München 1990.

Im bescheidenen Rahmen der Bohemistik ist das nicht anders. Und es zeigt sich wieder auf eine ganz andere Weise, seit die hochgerüstete tschechische Geschichtswissenschaft sich mit dem historischen Materialismus auseinandersetzen mußte. Man wird nicht umhin können, diese Auseinandersetzung für ein besonderes Kapitel der europäischen Geistesgeschichte in unserem Jahrhundert anzusehen. Anders als in Polen, wo eine ebenfalls hochentwickelte Geschichtswissenschaft Freiräume zu behaupten wußte; anders als in der DDR, wo die Erben der Lehrstühle Mommsens und Rankes auf fabelhafte Weise der Diktatur des Geistes gehorchten; anders als in Ungarn und in den übrigen sogenannten Ostblockländern kämpfte in der Tschechoslowakei nach einer fast totalen Liquidierung der älteren, der „bourgeois“ Geschichtswissenschaft eine junge Generation zuerst begeistert für die neuen Ideale, dann setzte sie sich kritisch mit Einwänden aus den Quellen auseinander, und schließlich verfiel sie weitgehend dem „Reformismus“, wie es im Partiejargon hieß, von einigen wenigen abgesehen, die überhaupt niemals von den Prinzipien des „bürgerlichen Objektivismus“ lassen wollten. Danach, nach 1968, herrschte der Apparat der „Normalisierung“ auch in den Köpfen der „offiziellen“ Historiker, während ein neues Phänomen des Dissidententums mit verzweifelten Mitteln so etwas wie eine „Gegenhistorie“ auszuarbeiten versuchte.

Ein Kampf von Büchern, weit eher noch als ein Kampf von Köpfen, aber jedenfalls ein Kampf um Probleme, dessen erste Phase ich vor zwanzig Jahren festzuhalten suchte, dessen zweite noch geschrieben werden muß⁶. Ein mühsames Brot, wenn man dabei bibliographisch einigermaßen die Übersicht halten will. Aber jedenfalls keine Folge von Biographien, sondern der Versuch, eine große Bibliographie nach thematischen und gedanklichen Problemen zu ordnen.

Eine grundlegende Kritik und Selbstkritik der tschechischen Geschichtswissenschaft, zumindest so etwas wie ein erster Aufriß einer solchen Arbeit, liegt uns jetzt vor. Ganz anders als die stolze bibliographische Bilanz der „25 ans“⁷ von 1960; mit keinem einzigen Titel und nur mit wenigen Namen. Keine Bilanz, sondern ein Generalaufwurf zur Besinnung: den „Weißen Flecken“ in „unserer Geschichte“ zugeordnet⁸.

Das Pronomen dabei vermeidet die problematische Definition: ist „unsere“ Geschichte die tschechische, die tschechoslowakische, oder läßt sie ganz Europa Anteil nehmen?

Der Autor Jan Křen, Jahrgang 1930, war, gemessen am langen Atem eines Gelehrtenlebens, ein junger Mann, Dozent an der politischen Hochschule, als ihn „der Prager Herbst“, wie er heute sagt, vom akademischen Beruf in einen Baurupp holte. Mit interessanter Kollegenschaft, wie Insider wissen. Er hatte 1983 die seltene Gelegenheit einer Gastprofessur in Bremen. Er schrieb ein Buch über die „Konfliktgemeinschaft“, womit er das in der Tat merkwürdige Verhältnis von Tschechen und Deutschen im zweihundertjährigen Nationalitätenkonflikt bezeichnete. Es wird demnächst deutsch beim Collegium Carolinum erscheinen⁹.

⁶ Seibt, Ferdinand: *Bohemica. Probleme und Literatur*. München 1970.

⁷ 24 ans d'historiographie tchécoslovaque 1936–1960. Praha 1960.

⁸ Křen, Jan: *Bílá místa v našich dějinách?* [Weiße Flecken in unserer Geschichte?]. Praha 1990.

⁹ Křen, Jan: *Tschechen und Deutsche* (Im Druck).

Jan Křen zählt zu den rund zweitausend Männern und Frauen, die ihre Unterschrift unter die Charta 77 setzten. Er kannte Jan Patočka nicht nur vom Hörensagen. Und er lehrt heute wieder an der Prager Karls-Universität und ist Vorsitzender der deutsch-tschechischen Historikerkommission von der tschechischen Seite. Jan Křen also schrieb einen Aufriß von einhundert Seiten zu den Problemen der tschechischen Zeitgeschichte.

II.

Problemgeschichte der Historiographie, diejenige Art der Betrachtung unserer Wissenschaft also, die nicht nach biographischen Exempeln lehrt, sondern aus der Selbstentfaltung unserer Disziplin, kann man an drei Aufgaben orientieren: nach den *Quellen*, nach den *Themen* und drittens nach den *Perspektiven*, mit denen sich die ersten beiden Fragenkreise verbinden lassen.

Die *Quellen*, die nun einmal unerläßlich Klios Füße netzen müssen, will sie weiter-schreiten, kann man nach bestimmten, lehrbaren, lernbaren, überprüf-baren Methoden erschließen, und dieser Umstand, oft vergessen wie alle Trivialitäten, macht die Geschichte zur Wissenschaft. Quellen sind immer Bruchstücke, das vergißt man meistens auch. Die Fragmente methodengerecht in ein Bild zu fügen kann einfach sein wie die kritisch-genetische Methode, die politisches Geschehen aus schriftlichem Niederschlag rekonstruiert. Man kann dieses Geschäft dann allerdings auch genial handhaben, oder man übt sich in der Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, den unwillkürlichen Aussagen zugewandt, dem Märchen, den materiellen Relikten, dem nur irgendwie greifbaren Nachlaß einer jeden Generation, den heute unsere Kommunikations-gesellschaft ins Unüberschaubare ausdehnt.

Um ihre Quellen zu überschauen, hat sich unsere Wissenschaft mehr oder minder deutlich in den zweihundert Jahren ihrer wissenschaftlichen Selbsteinschätzung nicht nur jener „kritisch-genetischen“ Methode zugewandt, sondern bestimmten und wechselnden *Perspektiven* der philosophischen Anthropologie: Sie rekonstruiert unter dieser Voraussetzung skeptische oder optimistische Meinungen von den menschlichen Handlungen. Sie hält den Einsatz für die Ideale der menschlichen Gemeinschaft für entscheidend, oder den Klassenkampf. Sie fügt die Fragmente ihrer Quellenkenntnisse zusammen mit dem Versuch, die Hände der Mächtigen dahinter zu erkennen; oder den anonymen Gang gesellschaftlicher Zwänge. Sie argumentiert: Nicht um die Entscheidungen von ehedem, sondern um die Interpretation von heute. Das ist, weshalb ich den Brückenschlag zwischen den Quellen und den Themen, stets unvollendet und „nach hinten offen“, wie jede echte Wissenschaft, als *Perspektiven* zu bezeichnen vorziehe, nicht mit der üblichen Selbstzufriedenheit der Zunft als Methode¹⁰.

Bei der *Themenwahl* spricht die Gesellschaft mit. Das publizistische Bedürfnis in unserer Welt, oder der Zensor, oder der Wissenschaftsrat, oder die Bedürfnisse der

¹⁰ Nähere Erläuterungen habe ich in der Einleitung zur Festschrift für Karl Bosl zu geben versucht: Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für Karl Bosl zum 80. Geburtstag. Bd. 1. München 1988, 16–28.

Partei in jener Welt, von der Jan Křen berichtet. Denn er schrieb sein Buch, oder, wie man vielleicht sagen darf, ohne das Gewicht jener hundert Seiten zu unterschätzen, seinen großen Essay, vor dem nun in der tschechoslowakischen Geschichte berühmten 9. November 1989, und er versichert im Vorwort, datiert kurz danach, er habe kein Jota nach der großen Wende verändert. Das macht, übrigens, aber sicher nicht nebenbei, sein Manuskript auch zur Quelle.

III.

Mit dem Titel, den „Weißen Flecken“, hat sich Křen also für eine Problemgeschichte der Themenwahl in der tschechischen Historiographie entschieden. Zur Debatte steht, was man seit Ranke 1829 und seit der gleichzeitigen ersten großen Schulbuchdiskussion in Bayern bereits damals als „Zeitgeschichte“ bezeichnete. Die Forderung, unmittelbare Vergangenheit zur Geschichte zu gestalten, nicht erst nach Generationenabstand, ist also keineswegs neu, keinesfalls erst ein Produkt unserer schnelllebigen Gegenwart, und was dergleichen Redewendungen mehr sind. Allgemein war die deutsche Geschichtswissenschaft vor 1848 dem Begriff und der Sache mehr zugeneigt als hundert Jahre später, und Barthold Niebuhr forderte damals sogar für die „wahre Geschichte“ die unmittelbare Anschauung¹¹. Dasselbe Anliegen bewegt auch Jan Křen.

Als Zeitgeschichte betrachtet er bei seiner Niederschrift die letzten vierzig Jahre seit der kommunistischen Machtergreifung. Dabei steht aber die politische Geschichte nicht im Vordergrund. Seine Überlegungen gelten der tschechischen, kaum je ausdrücklich auch der slowakischen Gesellschaftsentwicklung auf breitem Feld. Es geht dabei also auch um einen Wandel des historischen Interesses, um eine Veränderung, die bei uns zur selben Zeit den Ruf nach Sozialgeschichte hervorbrachte, dann nach Alltagsgeschichte und schließlich nach Frauengeschichte. Das sind jeweils anregende Themen. Sie waren in ihren Anfängen nicht frei vom Vorwurfscharakter der Unterdrückung. Wieviel mehr mußte ein tschechischer Dissident von solchen Vorwürfen in sich speichern, wenn er die Veränderung der Gesellschaft seit 1948 vor Augen hatte! Wie sehr mußte er den Zugang zu Quellen vermissen, die noch lange nach 1956 die Vorzeichen des Stalinismus trugen! Und in welchem Maß schien ihm auch 1988, vierzig Jahre danach, die Perspektive der „Normalisierung“ geprägt von der Rückkehr zum Stalinismus! Der Akzent liegt aber bei der Themenwahl. Křen fragt nach den Weißen Flecken.

Das Buch beschränkt sich allerdings nicht auf Fragezeichen. Recht gleichmäßig zweigeteilt, bringt es zunächst die eigene Meinung des Autors zur gesellschaftlichen Entwicklung jener vierzig Jahre und illustriert dabei den Wandel mit einem gewagten Griff. Křen vergleicht die Entwicklung seit dem Jahr 1948 mit den gewaltigen gesellschaftlichen Umbrüchen, die einmal dem Jahr 1648 gefolgt waren, dem westfälischen

¹¹ Ranke schrieb in diesem Anliegen 1829 von der „revolutionären Zeitgeschichte“ in seinem Buch über die serbischen Revolutionen; aber schon im Vorwort eines bayerischen Schulbuchs von 1822 war die Rede von „Zeitgeschichte“, ein verständliches Interesse im Hinblick auf die Entstehungsgeschichte des Königreichs.

Frieden, „der die böhmischen Länder endgültig in den katholisch-habsburgischen Block eingliederte“¹². Damit war, wie man weiß, die Entwicklung der böhmischen Länder für die nächsten Jahrhunderte bestimmt. Noch vor dem November 1989 konnte man so denken.

Nicht die Zukunft, sondern die Einschätzung der Vergangenheit steht aber zur Debatte, der zeitgeschichtlichen, nächsten. Was wollte Křen in diesem Zusammenhang sagen? Der Vergleich an sich mutet bekannt an. Auch 1918 hat man sich darauf berufen, zur Vergangenheit von 1618 zurückzukehren, zum Aufbruch des böhmischen Ständestaates, zur „Entösterreicherung“. Es soll aber kein Abtausch von Schlagworten vorgeführt werden, auch nicht der Wechsel im berühmten böhmischen Zahlenspiel um die Jahresziffer 8, sondern eine tiefe Einsicht: Jan Křen vergleicht den Wandel, den die tschechische Gesellschaft seit 1948 erfuhr, nachdem sie bis dahin als eine „westliche“ Gesellschaft gelten konnte, mit einem anderen Wandel, der sie 1648, nun endgültig nach der berühmten Niederlage am Weißen Berg, von der „westlichen“, von der protestantisch gefärbten Welt des religiösen Individualismus und des ständischen Parlamentarismus, der sie seit zweihundert Jahren zugehörte, kulminierend im berühmten Fenstersturz von 1618 und seinen Folgen, zurückschob in den weiten Zusammenhang des europäischen Absolutismus und in den Kollektivismus des katholischen Barock.

Kaum ausgesprochen drängt es den Kommentator zur Verteidigung des Autors: Křen behauptet wirklich nicht, daß man Moskau mit Wien, daß man die Konfessionskämpfe der Reformation mit den ideologischen Auseinandersetzungen einer gerade noch lebendigen Gegenwart, daß man die „zweite Leibeigenschaft“ mit jener Proletarisierung vergleichen könne, die er am eigenen Leibe spürte. Aber: Sieht man nicht tatsächlich die Berechtigung zum Vergleich auf verschiedenen Lebensgebieten? Křen will gewiß nicht sagen, daß sich jene „westliche“ gesellschaftliche Pluralität, die er mit den Niederlanden kennzeichnet, geradewegs mit unserem modernen Begriff überbringen lasse, wiewohl ihm hier einige neuere Buchtitel entgegenkämen. Er will einen großen gesellschaftlichen Umbruch hier und da kennzeichnen, mit generationenlangen Folgen, die ihrerseits in diesem Vergleich noch lange nicht qualifiziert erscheinen. Und er geht zunächst einmal sehr treffend von der Tatsache aus, daß sich der Block der böhmischen Länder, 1618/19 bekanntlich noch im Verbund mit Schlesien und, weniger bekannt, auch konföderiert mit Ober- und mit Niederösterreich, einem für das neuere Europa alternativen Gesellschaftsmodell zuwandte. Es war lange vorgeprägt, seit die hussitische Revolution der Reformation in der lateinischen Christenheit zum erstenmal Gestalt gab. Es entfaltete sich aber zur vollen Kraft danach erst in der deutschen Reformation, in den Niederlanden, in Skandinavien und besonders in England. Es verhalf im westlichen Europa einer neuen, einer „reformierten“ Gesellschaft zu Struktur und Gestalt, im vollen Sinn des Wortes freilich erst in den Gemeinden der Auswanderer in der Neuen Welt. Die dreizehn amerikanischen Gründerstaaten waren die reife Frucht dieser europäischen Reformation.

¹² Křen: *Bílá místa* 37 ff. – Die gesellschaftliche Entwicklung in den böhmischen Ländern vor und nach 1618 habe ich ganz in diesem Sinn in der Einleitung zu dem Sammelband „Renaissance in Böhmen“ (München 1985) dargestellt.

Das alles nur, um verständlich zu machen, daß Křen nicht in einem billigen Aperçu den vielberufenen „Weißen Berg“ lediglich noch einmal erklimmt; vielmehr will er an einem richtig verstandenen tiefgreifenden historischen Wendepunkt der gesellschaftlichen Entwicklung in den böhmischen Ländern die großen Verwandlungen seiner Gegenwart deutlich machen.

Křen folgt diesem Wandel in einzelnen Etappen, nachdem er nur erst einmal ausgesprochen hat, was nach seiner Meinung die „absolutistische“ oder auch „staatliche“ Historiographie an geistiger Beweglichkeit und an Beobachtungsgabe vermissen läßt. Dabei formuliert er zwar Dissens, aber noch nicht unbedingt Opposition. Vielmehr handelte es sich darum, sich geistig zu „entstalinisieren“ – wenn auch diese Forderung offenbar eine weitverbreitete Haltung in der tschechoslowakischen parteitreuen Intellektualität betraf. Der Parteiapparat, 1989 in der Sicht von Jan Křen noch nicht allzusehr berührt von den Veränderungen im sowjetischen „Mutterland“, kultivierte noch immer den Dogmatismus der Stalinzeit, und allzu viele unterstützten ihn darin.

Nach Themenkreisen gegliedert, heißt das erstens: Eine neue Untersuchung des „tschechoslowakischen Sozialismus von 1945 bis 1948“, der Alternativen zum stalinistischen Modell geboten hätte, darunter besonders jene Utopie, die Eduard Beneš seinerzeit in unklaren Visionen verhieß und die insgesamt im Enthusiasmus der Nachkriegszeit wohl die kommunistische Machtübernahme erleichterte. Die Entwicklung in den ersten drei Nachkriegsjahren, „der kurze Marsch“, um an das Buch von Karel Kaplan zu erinnern, wird in den westlichen Ländern längst immer wieder angesprochen. Auch in Polen und in Ungarn griff man das Thema inzwischen auf, nur in der DDR blieb es tabu und eben auch in der Tschechoslowakei, die nach Křen unter diesen Umständen katastrophal unter dem Mangel an „historischer Hygiene“ leidet.

Zweitens folgt die Klage über die völlige Indolenz gegenüber dem Aufbau des Stalinismus in der offiziellen tschechoslowakischen Historiographie, wo im Ausland „Karel Kaplan allein mehr für diese Geschichte getan hat als die gesamte staatliche Historiographie zusammengenommen“¹³. Křen beklagt den Mangel an „gesellschaftlichem Fortschritt“, der sich bei aller Problematik des Begriffs doch in allen Lebensumständen äußere, allenfalls in der Slowakei und in den Lebensbedingungen der Landwirtschaft nicht mit gleicher Deutlichkeit. Er vermißt drittens die Reaktion auf den neuerlichen gesellschaftlichen Wandel in den siebziger Jahren, und man könnte hier lediglich einfügen, daß einige ethnologische regionale Untersuchungen in diesem Zusammenhang mindestens die Fragen aufgeworfen haben, die durch die völlige Siedlungsalternative der Neubaugürtel um die alten Stadtregionen, durch die Bevölkerungsumschichtung und womöglich auch durch die Veränderungen im Familienleben ganz ohne Zweifel die tschechoslowakische Gesellschaft schon für den aufmerksamen Touristen als „fremd“ erscheinen lassen, als „sozialistisch“ in einem seither so leidenschaftlich von der „samtenen Revolution“ bekämpften Sinn. Eine „bürgerliche Geschichte“ (občanské dějiny) fordert Křen jedenfalls anstelle der „staatlichen“, die den tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbruch erfäßt – man würde wahr-

¹³ Křen: Bílá místa 33.

scheinlich heute diesem Gespräch mit der Geschichte auch noch die heilenden Kräfte der Umkehr zumuten.

Umkehr, aber wohin? Křen verweist auf die veränderte Gesellschaft, die jenseits des zu seiner Zeit noch immer funktionsfähigen Eisernen Vorhangs entstanden sei: Im Rahmen fortschrittlicher Zielvorstellungen, die er anzuerkennen weiß, sei doch in der westlichen Welt längst etwas anderes entstanden, als was der heimische Stalinismus noch immer zu verfolgen vorgäbe. Kapitalismus und Revanchismus seien demgegenüber bloße Schreckbilder. In Wirklichkeit habe eine immerwährende technologische Revolution die westliche Gesellschaft erfaßt, hinter der die östliche Welt „heillos“ zurückbleibe. Die Historiker trügen nichts dazu bei, diesen Abstand auch nur zu erkennen oder mit jener Intuition, die das Gespräch mit der Geschichte zu einer besonderen „Lebenskunst“¹⁴ im Gefüge unserer kulturellen Praktiken einst habe werden lassen, diesen Abstand durch Alternativen zu ersetzen. Statt dessen werde Geschichte verhüllt, manipuliert und instrumentalisiert im Interesse der Partei.

Ein guter Teil der eigenen Deutungen, mit denen Křen skizzenhaft seine Argumente unterbaut, sind heute wohl eher dem tschechischen Publikum nützlich als dem westlichen Fachmann. Deshalb ist auch die Schrift in der für unsere Verhältnisse staunenswerten Auflage von 60 000 Exemplaren herausgebracht worden. Aber für die Zeit der Konzeption, für die Zeit vor dem „Umschwung“ in der Tschechoslowakei, haben sie Quellencharakter und können bezeugen, daß mindestens in einigen Diskussionskreisen tschechischer Intellektueller bei aller Vernebelung der Informationsmöglichkeiten die Entwicklungslage gut erfaßt worden ist. Křens Invektiven gegen den Ausgangspunkt historischer Forschung finden sehr kräftige Unterstützung bei den Einsichten, die etwa zur gleichen Zeit Václav Havel mit dem Scharfblick des Dramatikers in Briefen, Manifesten und Stellungnahmen einfing¹⁵. Wenn überhaupt die tschechoslowakische Gesellschaft in nächster Zeit wieder jenen Rückweg „in den Westen“ findet, den Křen bei anderer Gelegenheit als einen allgemeinen Trend der tschechischen Geschichte im Hinblick auf die berühmte Frage nach ihrem Sinn hervorhob, dann wird man diesen Erfolg vielleicht im besonderen mit dem Aufbruch der „Charta 77“ in Verbindung bringen, der beide Autoren angehörten. Aber das ist nun meinerseits eine Insinuation an die künftige tschechische Zeitgeschichte, deren Antwort abzuwarten bleibt.

IV.

Der erste Teil von Křens Schrift galt, bei allgemeiner Kritik an der offiziellen Historiographie, der gesellschaftlichen Veränderung nach einzelnen Epochen: unmittelbare Nachkriegszeit, Stalinismus und siebziger Jahre. Der zweite Teil ist besonderen Strömungen gewidmet, wie sie ganz allgemein als Grundprobleme der neueren böhmischen Geschichte angesprochen werden können. Křen greift dabei immer wieder über hundert Jahre zurück, und deswegen ist es jetzt auch berechtigt, von „böhmischer“

¹⁴ Křen: *Bílá místa* 14.

¹⁵ Havel, Václav: *Do různých stran 1983–1989* [In alle Richtungen]. Praha 1989. – Ders.: *Am Anfang war das Wort*. Reinbeck 1990.

und nicht von „tschechischer“ Geschichte zu sprechen, nach dem bekannten Übersetzungsproblem, denn hier sind noch, wie Křen immer wieder hervorhebt¹⁶, die von den Nationalsozialisten ausgerotteten Juden, die danach von den Tschechen vertriebenen Deutschen und die in der Folgezeit noch einmal, zum dritten Mal übrigens in der tschechischen Geschichte, reduzierten „Konservativen“ unterschiedlicher Definition eingeschlossen. Die fünf Themenkreise Křens können, nach meiner Übersicht, die breite Palette der tschechischen Geschichte des letzten Jahrhunderts verhältnismäßig gut umschreiben: *Sozialismus – Demokratie – Nationalismus – Atheismus – Konservatismus*.

Allerdings ist das eine Umschreibung des gesellschaftlichen Zusammenspiels nach ideellen Kategorien. Die ökonomische Organisation, Familienstruktur, der Wandel in der Frauenrolle und in den Geschlechterbeziehungen allgemein, der Umschwung in den Machtstrukturen, Mobilitätsprobleme und Nomenklatur, die Rolle des Bildungsbürgertums und der Künste im politischen Aufbruch der Nation, das wären Fragestellungen, die eine eher funktional akzentuierte Gesellschaftsgeschichte nahelegte. Křen bleibt dagegen sozusagen beim herkömmlichen Inhaltsverzeichnis. Er weitet es nur gelegentlich aus zu gesellschaftsgeschichtlichen Fragen. Überhaupt sind in seinen fünf Themenkreisen Überlappungen nicht ausgeschlossen. So trifft die Frage nach der Entwicklung des *Sozialismus* in den böhmischen Ländern natürlich nicht nur einen guten Teil der deutschen Geschichte, unter dem Vorzeichen des Austromarxismus, sondern sie greift auch zurück auf die Inspirationen, die nach 1945 das „linke“ Lager aller Schattierungen berührte, während sie das „bürgerliche“ Lager bekanntlich so merkwürdig ideenarm erscheinen lassen. Den ganzen Themenkreis sieht Křen beherrscht von der offiziellen Geschichte der kommunistischen Partei, zu der er keine Alternative kennt. Ich erinnere mich an dieser Stelle der Arbeit des Politologen Jacques Rupnik von 1981¹⁷. Aber natürlich sieht Křen die Dinge richtig mit der Feststellung vom alles beherrschenden Stalinismus in der historischen offiziellen Rückschau, auch heute noch. Er vermißt die sozialistischen Traditionen, mit denen Eduard Beneš einmal „Sozialismus für 90 % der Bevölkerung“ verhiß, in der historische Reflexion, und treffend hält er es für eine besondere Aufgabe, den breiten Anteil des Sozialdemokratismus an jener Grundeinstellung herauszuarbeiten, der allerdings nolens volens, wer weiß das bisher so recht zu sagen, doch der kommunistischen Machtübernahme von 1948 in die Hände arbeitete.

Das läßt sich nicht ohne weiteres von der, hier stockt der Leser, tschechischen oder böhmischen *Demokratie* behaupten. Denn ihre Wurzeln, im 19. Jahrhundert, und nach Křen treffend auch im Bereich der habsburgischen Administrative zu suchen, sind nicht ausschließlich national zu identifizieren. Die tschechische demokratische Tradition jedenfalls, hebt Křen hervor, sei vom westlichen Begriff der Demokratie durchaus zu unterscheiden, sei mitteleuropäisch zu nennen, aber ein konkreter Vergleich fehle. Hier wäre, wieder aus dem Ausland, die Kritik an Masaryks Denken herauszuheben, und an dessen Folgeerscheinungen in der Ersten Republik, wie sie einige

¹⁶ Křen: *Bílá místa* 38, 41, 81 f.

¹⁷ Rupnik, Jacques: *Histoire du Parti Communiste Tchécoslovaque. Des origines à la prise du pouvoir*. Paris 1981.

neuerer Untersuchungen ans Licht brachten, besonders eine große Untersuchung zu Masaryks politischer Begrifflichkeit¹⁸. Statt dessen möchte Křen mit Entschlossenheit dem Horrorbild von der Ersten Republik zuleibe rücken, wie es Historiker und, mit leichterer Hand, auch Fernsehautoren im Lande verbreiteten.

Im Fragenkreis des *Nationalismus* empfiehlt er mehr von der wenig geläufigen „Bohemistik“, also Deutsche und Juden eingeschlossen. Auch scheinen ihm, selbst unter dieser Themenerweiterung, die Beziehungen zum benachbarten deutschen Reich traditionell vernachlässigt, bis in die neueste Zeit. Kořalkas Arbeiten müßte man hier als eine wichtige Ausnahme dagegenhalten¹⁹. Im übrigen fordert auch Křen den bewußten mitteleuropäischen Vergleich. Man kann glauben, daß das im gesamten ehemaligen Kulturbereich der habsburgischen Monarchie in den letzten zwanzig Jahren soviel zitierte Beziehungsgefüge von Mitteleuropa am ehesten auch im Kontext der letzten hundert Jahre, seit 1867 etwa, seine Berechtigung als Frageschablone besitzt.

Mit Verve schreibt Křen über den „nichtwissenschaftlichen *Atheismus*“, eine Formulierung aus dem Vokabular des Histomat. Die Geschichte der Religionsgemeinschaften steckt hinter diesem Begriff, mit wenigen Ausnahmen vernachlässigt, und das Schicksal der organisierten Kirchen. Wenn Křen die Historiker aller couleure zu ihrem Studium auffordert, dann darf ich vielleicht auf den Jubiläumsband der *Bohemia Sacra* verweisen, zur Tausendjahrfeier der Prager Bistumsgründung 1973 erschienen, an dem tatsächlich katholische, evangelische und atheistische Autoren aus der Tschechoslowakei mitgearbeitet haben, wenn auch manchmal bei den damaligen Verhältnissen unter Pseudonym²⁰. Ich glaube, dieser Band darf in der Geschichte der Nachkriegshistoriographie zumindest als eine besondere Anregung zum Studium von Kirchen- und Religionsgeschichte unter modernen Fragestellungen gelten. Eine Differenzierung zwischen dem Schicksal des böhmischen und des mährischen Katholizismus in den letzten hundert Jahren, wie sie Křen anregt, fehlt darin allerdings, und überdies müßte die Zukunft auch noch die so unterschiedliche Bedeutung religiöser Motive für die Entwicklung des tschechischen Nationalismus nach böhmischer oder mährischer Quelle hervorheben: Hussitismus hier – Kyrill und Method auf der anderen Seite; das eine eher im Sinn der instrumentalisierten Religiosität, revolutionär gestimmt, das andere scheinbar wie eine bruchlose Tradition aus den Zeiten der „vaterländischen Priester“ unter den „Wiedererweckern“²¹.

¹⁸ Schmidt-Hartmann, Eva: Thomas G. Masaryk's Realism. Origins of a Czech Political Concept. München 1984; dazu vgl. auch einige Tagungsbände des Collegium Carolinum.

¹⁹ Die bemerkenswerte Beschäftigung Kořalkas mit besonderen Problemen der deutschen Nachbarschaft beginnt schon 1955. Besondere Beachtung verdienen seine Studien zur Geschichte der Alldutschen Bewegung, vgl. meine Kommentare in *Bohemia* 1970, passim.

²⁰ Der Sammelband „*Bohemia Sacra*“, den ich 1974 herausgegeben habe, vereint in 38 Beiträgen nicht nur Kirchen-, Kultur- und Kunstgeschichte, sondern auch Autoren sehr unterschiedlicher Ausgangspositionen, Deutsche wie Tschechen, die hier zu einer vielgestaltigen Würdigung des böhmischen Christentums zusammenfanden.

²¹ Die Bildung eines mährischen Nationalbewußtseins und die Entwicklung des tschechischen Nationalbewußtseins in Mähren erfordern wohl noch besondere Untersuchungen, bei denen der Kult um Kyrill und Method und besonders die Wallfahrt nach Velehrad eine besondere

Bis dahin mag Křen wohl mit allen „Bohemisten“ im Westen einig sein, und augenscheinlich mit vielen böhmischen und mährischen Kollegen. Etwas ungewöhnlicher ist der Akzent, den er der Erforschung des tschechischen *Konservatismus* zuschreibt. Wieder muß man allerdings auch in diesem Zusammenhang von böhmischem und mährischem Konservatismus reden, denn die Entwicklung beginnt bei der noch ständisch geprägten und dabei, nach Křen, eben mitunter wahrhaft „schöpferisch“ konservativen Oberschicht. Nicht nur ihre ökonomische Leistung möchte Křen hervorheben, sondern allgemein den Einfluß auf die gesellschaftliche Mentalität, der bald zurückgedrängt wurde, schon im späten 19. Jahrhundert bekanntlich schwand, in der Ersten Republik fehlte und Jan Patočka gelegentlich den Mangel eines „Konservatismus großen Stils“ beklagen ließ²². Křen hebt das hervor, und es scheint, als hätte er hier eine wichtige kritische Sonde an die Volksmentalität gelegt, unter anderem auch an die allzu deutliche nationale Kompromißbereitschaft in schwerwiegenden Entscheidungen, zumal die Dekapitation konservativer Kräfte, nun aus dem bürgerlichen Lager, seit 1948 in großem Stile fortgesetzt wurde. Die „Česká lidovost“, wie sie Zdeněk Nejedlý beschwor, habe eine dezidierte Mißachtung aller konservativen Kräfte propagiert.

V.

Überhaupt Zdeněk Nejedlý: Es fällt auf, welch großen Einfluß Křen diesem ersten und langjährigen tschechoslowakischen Kultusminister nach der kommunistischen Machtübernahme vom Februar 1948 zuerkennt. Ihm mutet er eine prägende Position bei der Ausrichtung der tschechischen Geschichte zu, in seiner Personalpolitik wie auch in seiner Themensetzung. Kein Zufall, daß Nejedlý, einer der wenigen hochrangigen intellektuellen Kommunisten aus der Vorkriegszeit und selbst Hussitologe, dem Hussitentum auch so etwas wie eine Leitfunktion im marxistischen Geschichtsbild zudiktierte, mit weithin prägenden Konsequenzen. Das war freilich nur eine Akzentuierung der generationenlangen Tradition seit Franz Palacký. Nun rückte dabei der Akzent auf das zutreffend oder auch in moderner Verfälschung interpretierte sogenannte soziale Anliegen der aus der spätmittelalterlichen Tendenz zur Kirchenreform herausgewachsenen Revolution. Křen liegt daran, allgemein die „Vorherrschaft des Hussitismus über unsere Geschichte“ zu überwinden²³.

Das ist natürlich kein Angriff auf die sachgerechte moderne Hussitenforschung, der er anderwärts mit den Namen Kejř und Šmahel besondere Sensibilität bescheinigt. Er hätte noch Kalivoda hinzufügen können, dem man sozusagen die Wiederentdeckung der Geistesgeschichte als den Kern aller religionsgeschichtlichen Forschungen

Rolle spielen. Zu der oft beobachteten Rolle des Hussitismus als Kern nationaler Identitätsbildung in Böhmen zuletzt Heumos, Peter: Hussitische Tradition und Volkskultur in Böhmen. In: Jan Hus und die Hussiten in europäischen Aspekten. Trier 1987, 75–92 (Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier 36).

²² In diesem Zusammenhang kommt Studien über einzelne Politiker besondere Bedeutung zu: Karel Kramář, zu dem wir noch, nach Vorstudien, eine umfangreiche Arbeit von Stanley B. Winters erwarten, Antonín Švehla u. a.

²³ Křen: Bílá místa 104.

nachsagen kann. Křen geht es aber viel mehr um die nationale Selbstbedeutung. Es geht, dies freilich aus westlicher Sicht, überhaupt darum, die historische Rückschau unter dem Vorzeichen ausschließlicher Nationalität zu überwinden, sie in den großen Strom unseres gemeinsamen Geschicks im 20. Jahrhundert einzuordnen, nicht ohne die spezifischen Schuldbekennnisse.

Die Schuldbekennnisse haben tschechische Politiker in der Zwischenzeit schon ausgesprochen, und die tschechische Zeitgeschichtsforschung wird ihnen folgen müssen, nachdem sie ihnen in vieler Hinsicht im programmatischen Horizont von Jan Křen allerdings vorausgegangen ist. Das ist ein für die bedächtigen Adepten Klios recht bemerkenswerter Fortschritt.

Allerdings kann man Křen bei dieser Rückschau nicht deutlich genug das Wort reden: Nicht nur „die Tragik des tschechischen Bauern“ nach Křen wird da im Rückblick der Zeitgeschichte zu erforschen sein, nicht nur das „Martyrium der Kirche im Kommunismus“, und nicht nur das „Drama der Konservativen“, besonders im enteigneten und zum großen Teil inhaftierten gehobenen tschechischen Mittelstand. Mit einem Wort, man darf die Zeitgeschichte thematisch nicht auseinanderreißen. Hier wird die Epochengrenze tatsächlich zur Interpretation: 1938, 1945 oder 1948? Ich glaube und wünsche, daß die tschechische Zeitgeschichte sich nicht nur auf die Nachkriegsgeschichte beschränkt. Ihr Programm darf nicht 1948 ansetzen und auch nicht 1945, sondern unbezweifelbar 1938. Nicht nur wegen der historischen Zusammenhänge; sondern gerade auch wegen der „Weißen Flecken“. Denn da sind genug unbewältigte Fragestellungen noch in der Erinnerung der Lebenden, im eigentlichen Sinn von Zeitgeschichte, wie sie schon Barthold Niebuhr definierte – und das ist tatsächlich auch heute noch eines der wichtigsten Kriterien für Zeitgeschichte überhaupt.

Wir wollen uns also in diesem Zusammenhang nicht um die vielberedete Aktenlage kümmern; ob nun dreißig, ob fünfzig Jahre die rechte Sperrfrist seien, und wie man die Personalsphäre von noch Lebenden etwa beachten müsse. Hier sollten vielleicht die Erfahrungen der Bundesrepublik einmal ins Gespräch gebracht werden: Da ist so viel an persönlicher Integrität aller möglicher noch Lebender immer wieder vornehm gewahrt worden, daß nicht wenige Schreibtischtäter mittleren und auch größeren Kalibers der öffentlichen Diskussion entzogen worden sind. Jeder Gegenwartspolitiker muß sich der öffentlichen Diskussion stellen; die Schlagzeilen unserer Zeitungen beweisen es täglich. Weshalb sollte nun die aktuellere Vergangenheit aus dieser Diskussion ausgenommen werden, nur gerade, weil sich die klassische Historie am wohlsten über Friedhöfen fühlt?

VI.

Auch die Geschichte der Historiographie ist ein Stück Zeitgeschichte. So ähnlich, wie sich nach 1945 einige namhafte deutsche Vorkriegshistoriker mit Selbstverständlichkeit wieder ins Bild brachten, nicht weil sie wegen ihrer Aufrichtigkeit inhaftiert, relegiert oder emigriert waren, nicht einmal weil sie zu schweigen gewußt hatten, sondern geradewegs, weil sie nach Amt und Beruf im nationalsozialistischen Unrechtsstaat nun unserem neuen Staat mit neuen Deutungen ihre Dienste anboten. So

sollte es jetzt nicht neuerlich geschehen²⁴. Bei uns in Deutschland ist das wohl keine unnötige Warnung. Schon sieht man führende Köpfe der SED-Historiographie als Gäste auf westlichen Kongressen. Zumindest die Tschechoslowakei, die im Untergrund eine alternative Geschichtswissenschaft pflegte, sollte vor dem gleichen Opportunismus bewahrt werden. Ein neues Gespräch mit der Geschichte, nach vierzig, fünfzig Jahren monotoner Repliken, braucht neue Stimmen. Hoffen wir, daß die Geschichtsschreibung bei Tschechen und Slowaken schneller und unbefangener zum neuen Repertoire findet, als das bei uns in der deutschen Geschichtswissenschaft nach dem Zusammenbruch in Schuld und Trümmern vor fünfundvierzig Jahren einst gelang, und wünschen wir deshalb Jan Křen die aufmerksamsten Leser in seinem eigenen Lande!

²⁴ Der „Historikerstreit“ in der Bundesrepublik ist in diesem Sinn gewiß kein Streit um die methodische Berechtigung von Vergleichen zwischen den Diktaturen dieses Jahrhunderts gewesen, sondern um die Bewertung solcher Vergleiche. Insofern darf er heute schon als eine beachtliche Quelle von „Perspektiven“ in der Zeitgeschichtsforschung der letzten Jahrzehnte im Sinn meines letztlich in der philosophischen Anthropologie wurzelnden Begriffsverständnisses gelten. Nicht die Vergleiche, sondern die Gleichsetzung ließen Jürgen Habermas seinerzeit zur Feder greifen. Vgl.: „Historikerstreit“. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung. München 1987. – Dazu Geiss, Imanuel: Die Habermas-Kontroverse. Ein deutscher Streit. Berlin 1988. – Vergleichbare Auseinandersetzungen in den vor kurzem noch „sozialistischen Ländern“ fehlen – man wünsche, die Studie Křens würde zum Anlaß dafür!

GEISTESWISSENSCHAFTEN OHNE SCHRANKEN: BRÜNNER EINDRÜCKE NACH EINEM JAHR

Von Eva Schmidt-Hartmann

Von einer „Rückkehr nach Europa“ sprechen tschechische Politiker; bei den Geisteswissenschaftlern mag allerdings die neue Situation zunächst eher als eine „Ankunft Europas“ in ihren Kreisen erscheinen. Das Interesse und Engagement westlicher Kollegen an den gegenwärtigen Problemen des tschechischen geisteswissenschaftlichen Lebens läßt keinen Zweifel an ihrer Hilfsbereitschaft aufkommen. „Täglich empfangen ich Einzelne, Gruppen, ja ganze Delegationen aus dem westlichen Ausland, die Anteilnahme an unseren Schwierigkeiten zeigen und im Rahmen ihrer Möglichkeiten helfen möchten“, berichtet der Rektor der Brünner Universität, Professor Milan Jelínek. Ähnlich äußern sich aber auch zahlreiche seiner Kollegen; Bibliothekare erhalten Büchersendungen aller Größenordnungen und das Angebot ausländischer Akademiker an Vorträgen und Lehrveranstaltungen für Studenten scheint auch reichhaltig zu sein, ob es sich, um Einzelaktionen oder längerfristige Lehrangebote handelt. Auf jeden Fall beklagt sich in Brünn niemand über mangelndes Interesse aus dem Ausland.

Und trotzdem: Weder der Fall der Schranken, noch die „Ankunft Europas“, nicht einmal die rege Reisetätigkeit der tschechischen Wissenschaftler und Studenten sind mit der „Rückkehr der tschechischen Geisteswissenschaften nach Europa“ gleichzusetzen. Die zahlreichen freundlichen Kontakte und Beziehungen zwischen den tschechischen Akademikern und ihren ausländischen Kollegen können nach einem Jahr nicht darüber hinwegtäuschen, daß einer „normalen“ täglichen Zusammenarbeit noch viele Barrieren im Wege stehen. Dabei handelt es sich bei weitem nicht nur um die wohlvertrauten finanziellen Schwierigkeiten der heutigen Tschechoslowakei. „Die Mauer in den Köpfen“ zu beseitigen, von der die deutschen Politiker so oft sprechen, gilt auch für die Beziehungen zwischen den Geisteswissenschaftlern auf beiden Seiten der tschechoslowakischen Grenze.

Die gegenwärtige Situation, die Wiederherstellung von normalen internationalen Beziehungen an den tschechischen Universitäten und akademischen Einrichtungen aller Art, ist aber auch für einen Historiker eine einmalige Gelegenheit, sich im eigenen Leben mit der Problematik der Kommunikation zwischen unterschiedlich gearteten Gesellschaften auseinanderzusetzen. Für das Collegium Carolinum als eine in München tätige Forschungsstelle für die Geschichte der böhmischen Länder bildet die Vermittlung zwischen unterschiedlichen Kulturkreisen eines seiner zentralen Interessengebiete. Deshalb standen dort auch nun ein Jahr lang die Bemühungen um die „Normalisierung“ von Beziehungen im geisteswissenschaftlichen Bereich zwischen der Tschechoslowakei und dem Ausland im Mittelpunkt. Der folgende Bericht entspringt der Bemühung, die eigenen Erfahrungen mit denen der tschechischen

Kollegen, vor allem am Beispiel Brünn, zu vergleichen und die ersten Eindrücke und Erfahrungen nach einem Jahr festzuhalten.

* * *

Das Collegium Carolinum war mit Sicherheit eine jener Institutionen, denen bis zum Fall des kommunistischen Regimes überhaupt keine Verbindungen zu den tschechischen Kollegen gestattet waren. Und trotzdem, von einem undurchdringlichen Eisernen Vorhang konnte nicht einmal in diesem Falle die Rede sein. Zwar mit großen Hindernissen verbunden, pflegten doch einzelne tschechische Historiker ständige Kontakte mit dem Münchner Institut, dessen Publikationen, heimlich über die Grenzen geschmuggelt, regelmäßig, wenn auch im kleinen Kreis, rezipiert wurden. Gerade aus diesem Kreis der tschechischen Kollegen kamen dann auch nach der Befreiung des Landes die ersten Impulse zur Zusammenarbeit unter neuen Bedingungen. Diese Episode zeigt allerdings auch eine nahezu allgemein zu beobachtende Charakteristik: Im ersten Jahr der unbehinderten Kontaktpflege mit dem Ausland spielte die Kontinuität mit den unter dem kommunistischen Regime bereits geknüpften Beziehungen eine große Rolle.

Der namhafte Historiker und gegenwärtige Museumsdirektor Dušan Uhlř beschreibt die Situation folgendermaßen: „Die persönlichen Beziehungen spielen heute auch noch die entscheidende Rolle bei den Kontakten zwischen unserem Land und dem Ausland. Wo ich jemanden persönlich kenne, dort bahnt sich eine Zusammenarbeit an. Der Kreis erweitert sich zwar allmählich, aber in einem so kurzen Zeitraum reichen die Veränderungen freilich kaum über die Erweiterung unserer Reisemöglichkeiten hinaus; und wer von uns wo und was zu sehen bekommt, das hängt allein von ihm ab.“

Dušan Uhlřs aktivistische Einstellung zu den neuen Möglichkeiten unterscheidet sich allerdings vom Eindruck, den andere Gesprächspartner in Brünn bieten. Besonders bei denen, die eben zuvor keinerlei Kontakte zum westlichen Ausland pflegten, macht sich eher eine passiv abwartende Haltung bemerkbar. Man spricht mit jenen Besuchern aus dem Ausland, die einem gerade über den Weg laufen, man berichtet ihnen über die Lage in der Tschechoslowakei und die Schwierigkeiten im eigenen Fachbereich, und man hört sich ihre Vorträge an. Man ist erfreut über das Interesse und man erwartet Hilfe. Nach einem Jahr führte allerdings diese Art der Begegnungen zu Frustrationen auf beiden Seiten.

Wie treffend in Brünn beobachtet wurde, „kommen die Ausländer oft, um empfangen zu werden und mit einem neuen Gastvortrag an einer ausländischen Uni ihren Lebenslauf zu schmücken. Wie die Vögel fliegen sie hier an und verschwinden bald wieder spurlos.“ Für die gastfreundlichen Brünnler bedeutet diese Art von Beziehungen eine kaum zu bewältigende Belastung. Versprechen werden oft nicht gehalten, Bücherpakete kommen mit willkürlich ausgesuchter Literatur an, für die sich keiner interessiert, und die dargebotenen Vorträge erwecken häufig den Eindruck, recht gedankenlos zusammengestellt worden zu sein. Die wenigen sprachkundigen Zuhörer sind dann regelrecht überlastet, wenn bei solchen Gelegenheiten wenigstens ein kleines Publikum als Ausdruck der Gastfreundlichkeit zu bilden wollen.

Natürlich tritt bei den ausländischen Besuchern nicht immer dieses Szenario auf, und natürlich, wie Professor Jelínek mit Verständnis beteuert, brauchen alle Begegnungen viel Zeit und Geduld, um während der Gespräche überhaupt erst eine Gelegenheit zum Kennenlernen und Erkennen der gegenseitigen Interessen und Möglichkeiten entstehen zu lassen; doch auch bei aller Geduld bleiben zunächst viele Probleme offen.

Viele gutgemeinte Büchersendungen beispielsweise entsprechen nicht den bisher erkannten Bedürfnissen und beanspruchen die ohnehin schon mehr als ausgelasteten räumlichen Kapazitäten der Brüner Bibliotheken. Ausländische Mäzene bekommen dagegen manchmal den Eindruck, die tschechischen Klagen über den Mangel an Fachliteratur seien nicht viel mehr als vage rhetorische Stereotypen, während man konkreten Interessen an konkreten Buchtiteln kaum begegnet; die Ankunft von Büchersendungen werden von tschechischen Kollegen nur gelegentlich überhaupt auch nur bestätigt, und die manchmal vereinbarten Tauschaktionen versickern, noch bevor sie sich entwickeln konnten. Insgesamt blieben viele der bisher geführten Gespräche über das Problem „Ergänzung von ausländischer Fachliteratur“ in den Beständen der tschechischen Bibliotheken im Bereich der Geisteswissenschaften ohne befriedigende Ergebnisse. Auf allen Seiten wünschte man mehr zielgerichtete Kooperation, während zunächst mal nur die Hoffnung bleibt, daß sich mit vielen kleinen Tröpfchen der Eimer allmählich füllen werde.

Viel günstiger entwickelt sich dagegen die wichtigste Voraussetzung dafür, daß die ausländische Literatur künftig auch gelesen wird: der Sprachunterricht. Das Streben nach Fremdsprachenkenntnissen verbreitete sich an den tschechischen Universitäten schlagartig mit einer wahrhaft revolutionären Intensität. Wenn man bedenkt, daß der Fremdsprachenunterricht zwar unter dem alten Regime nicht unbedingt allgemein gefördert wurde, jedoch jedem Einzelnen zur Verfügung stand, aber kaum genutzt wurde, wirkt der Wandel des allgemeinen Klimas in diesem Bereich faszinierend. Natürlich mangelt es an qualifizierten Sprachlehrern an den Schulen; an den Universitäten macht sich jedoch die Hilfe aus dem Ausland bemerkbar. Englische, amerikanische, kanadische und französische Lektoren sind überall zu finden. Auffallend ist dabei vielleicht nur die Zurückhaltung ihrer deutschsprachigen Kollegen. Auf welche Gründe dieser Umstand auch immer zurückzuführen ist, die englische Sprache hat das vorrangige Interesse der Studenten gewonnen – und das erst ein Jahr, danach, seitdem die Sprachkenntnisse der heranwachsenden Generation zwischen deutsch und englisch noch als ausgeglichen galten.

Überraschend für einen ausländischen Besucher ist der mangelnde Beitrag der Erfahrungen aus dem Ausland dort, wo man es am ehesten erwarten würde: bei der Etablierung neuer sozialwissenschaftlicher Fächer, vor allem der Politikwissenschaft. Mit Sicherheit ist es heute verfrüht, über die Errichtung neuer Fachbereiche zu sprechen; aber auch nach erst einem Jahr ist es verwunderlich, daß etwa ausländische Kollegen, Institutionen oder auch nur Lehrpläne nicht systematisch zu Rate gezogen werden. Es scheint darüber hinaus, daß sich gelegentlich auch eine völlig andere Konzeption dieser Fächer anbahnt, als es sonst üblich ist. So etwa, wenn am neuerrichteten Internationalen politologischen Institut an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Brüner Universität vorwiegend an aktueller politischer Entwicklung in der

Tschechoslowakei orientierte Kurse ohne ausreichende theoretische Grundlagen angeboten werden. Liest man etwa die nun ausgegebenen Themen für Diplomarbeiten (beispielsweise „Die Formierung [formování] des pluralistischen politischen Systems in der Tschechoslowakei nach dem November 1989“ oder „Programme der politischen Parteien in den Parlamentswahlen 1990“), kann man kaum die Befürchtung zurückhalten, daß es sich eher um politische Pamphlete als um Studien im gängigen Sinne des Wortes handeln wird.

Allerdings schwebt dem nun designierten Leiter einer anderen zu errichtenden Lehrabteilung für Politikwissenschaft an derselben Universität, Dozent Vladimír Čermák, ebenso eine viel aktuellere und praktischer ausgerichtete Fachrichtung vor, wie sie an den westlichen Universitäten üblich ist: „Der Lehrstuhl sollte professionelle Politiker, Journalisten, Diplomaten sowie Lehrer und Theoretiker ausbilden.“ Dabei legt Dozent Čermák die Betonung auf das Studium der Philosophie, Soziologie, Geschichte, Psychologie und Volkswirtschaft als die Grundlagen der geplanten politologischen Ausbildung. „Wenn man ein guter professioneller Politiker sein soll, dann meine ich, muß die Politologie sehr solide philosophische und soziologische Grundlagen erhalten“, meint der Gründungsvater der künftigen Fachrichtung. Sein Credo entspricht zwar der Ideenwelt des heute populärsten Politikers der tschechischen Geschichte, Thomas G. Masaryk; nichts deutet allerdings darauf hin, daß man sich der einmaligen Gelegenheit bewußt ist, in der gegenwärtigen Stunde Null der tschechoslowakischen Politikwissenschaft beim Aufbau gänzlich neuer institutionellen Strukturen aus den vielfältigen Erfahrungen der anglo-amerikanischen, französischen oder deutschen Politikwissenschaft schöpfen zu können.

Würde man über die Grenze schauen, etwa in die ehemalige DDR, dann fände man trotz aller Unterschiede in der Situation beider Länder verwertbare Anregungen: Schon unmittelbar nach dem politischen Umsturz nahmen dortige Sozialwissenschaftler an unzähligen zunächst informellen Gesprächsrunden mit ihren westlichen Kollegen teil. Daraus entwickelten sich dann lose Gruppierungen an einzelnen Universitäten, und allmählich wurden beratende Gremien institutionalisiert, die es ermöglichten, in das Geflecht von komplizierten persönlich belasteten Beziehungen in des ostdeutschen wissenschaftlichen Betriebs unabhängige Stimmen hineinzutragen und Erfahrungen aus dem Westen direkt nutzbar zu machen. Von einer „Übernahme“ durch westdeutsche Kollegen dabei zu sprechen, wie es häufig geschieht, kommt einer intellektuell unzulässigen Simplifizierung gleich. Die Popularität einer derartigen Herabsetzung von internationaler Zusammenarbeit deutet eher Berührungängste und Kommunikationsschwierigkeiten an.

Und tatsächlich machen sich auch solche Schwierigkeiten in den Beziehungen unter den Wissenschaftlern über die kaum physisch spürbaren tschechoslowakischen Grenzen stark bemerkbar. Bei den tschechischen Kollegen beispielsweise begegnet man heute überall eher praktisch als konzeptual und theoretisch orientierten Interessen. Es ist kaum verwunderlich, wenn man die unüberschaubaren praktischen Probleme im Auge behält, mit denen alle tschechischen Akademiker konfrontiert sind. Doch gerade im theoretischen Bereich, so meinen oft ausländische Besucher, verpaßte der tschechische geisteswissenschaftliche Diskurs durch die nahezu fünfzigjährige Trennung vom westlichen wissenschaftlichen Betrieb die neuesten Entwicklungen;

und gerade hier besteht, ihrer Meinung nach die dringende Notwendigkeit, vor allem die bisherigen Studiengänge zu ergänzen. Mit Verwunderung nehmen sie allerdings gerade in diesem Bereich das mangelnde Interesse ihrer tschechischen Kollegen zur Kenntnis.

Einfacher zu bewältigen wäre mit Sicherheit ein anderes Kommunikationsproblem, nämlich die Herstellung einer „verwaltungsverwendbaren Kommunikation“, wenn man sich einer neuen Wortschöpfung bedienen will. In der Tschechoslowakei besteht überall reges Interesse an Auslandsaufenthalten aller Art sowie an gemeinsamen Forschungsprojekten mit ausländischen Institutionen. Manch solches Unternehmen scheiterte zunächst jedoch, zumindest in den Augen zahlreicher potentieller westlicher Partner, an den unterschiedlichen Gepflogenheiten im Bereich der Administration. Ausländische Geldgeber haben ihre festen Vorstellungen darüber, wie Bewerbungen, Anträge, Forschungsprojekte und -berichte auszusehen haben, um das Bedürfnis nach lohnenswerten finanziellen Investitionen zu befriedigen. In der Regel weichen solche Vorstellungen fundamental von den bisherigen tschechoslowakischen Gewohnheiten ab, und zahlreiche Enttäuschungen auf beiden Seiten sind die Folge.

Nicht zuletzt darin ist jedoch die Ursache dafür zu suchen, warum die persönlichen Begegnungen nur langsam, wenn überhaupt, in konkrete gemeinsame Projekte umgesetzt werden. Insgesamt hat man natürlich nach erst einem Jahr eigentlich keinen richtigen Grund zum Klagen, und die gelegentlich auf allen Seiten verspürten Frustrationen sind vielleicht unvermeidlich. Sie sollten jedoch nicht unreflektiert hingenommen werden, damit sich nicht Weichenstellungen mit unerwünschten Folgen ergeben. Wären da nicht die unzähligen Versprechungen, die überhebliche Selbstzufriedenheit und mangelnde Zuwendung für die in der Tschechoslowakei faktisch existierenden oder auch nur empfundenen Probleme und Interessen, würde manch gutwilligem ausländischen Besucher Enttäuschungen erspart bleiben; mehr Neugier und Interesse an ausländischen Gepflogenheiten würden dagegen die Gastfreundschaft manches tschechischen Kollegen lohnenswerter machen. Eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit der Frage, welchen Beitrag eigentlich die ausländischen Kollegen für den Neuanfang des freien wissenschaftlichen Lebens in der Tschechoslowakei leisten könnten, wäre heute jedoch nicht nur eine intellektuelle Fleißaufgabe.

Bei den Ausländern (zumindest bei einem großen Teil von ihnen) herrscht eine nahezu panische Angst davor, daß ihr Engagement in der Tschechoslowakei als „Belehrung“ verstanden werden könnte. Deshalb halten sie sich im allgemeinen mit der Äußerung eigener Meinungen sehr zurück. Ihre tschechischen Kollegen scheuen sich dagegen oft aus Höflichkeit, ihre Wünsche und Vorstellungen offen zum Ausdruck zu bringen. Beiden Haltungen unterliegen so dem Irrtum die momentane Gesprächslage zu personifizieren. Würde man sich nämlich stets die Tatsache vergegenwärtigen, daß sowohl die tschechischen als auch die westlichen Wissenschaftler mehr oder weniger intelligent, fachlich besser oder schlechter qualifiziert und ihre jeweiligen Möglichkeiten zur Zusammenarbeit günstiger oder weniger günstig sind, so wie es eben in der zwischenmenschlichen Kommunikation immer und überall der Fall ist, dann wären ihre Begegnungen weniger von persönlicher Rücksichtnahme und mehr von sachlichen Interessen geleitet. Die Ergebnisse könnten dementsprechend befriedigender ausfallen.

Es ist nun einmal so, daß sich sowohl der allgemeine wissenschaftliche Betrieb als auch sein intellektueller Diskurs in der Tschechoslowakei im vergangenen halben Jahrhundert nicht frei entwickeln konnte, und nun geht es darum, das Versäumte nachzuholen. Damit ist freilich überhaupt nichts über die Qualität des Einzelnen ausgesagt. Die tschechischen Akademiker haben keinen Grund, sich als Hilfsbedürftige zu fühlen, und ihre ausländischen Kollegen wiederum brauchen nicht die Überlegen zu spielen. Die Diskussion darüber, was konkret in der Tschechoslowakei versäumt wurde, muß niemanden in Verlegenheit bringen, und eine offene Kommunikation ist heute die wichtigste Voraussetzung für die künftige „normale“ Zusammenarbeit, an der alle interessiert sind und von der alle gleich profitieren werden. Solange psychologische Barrieren die Gesprächslage belasten, bleiben viele Chancen zur Kooperation ungenützt.

DIE PUBLIKATIONEN DES COLLEGIUM CAROLINUM IN DER TSCHECHOSLOWAKEI

Unter dem Titel Forschungen über die böhmischen Länder im Ausland wurde am 21. Mai dieses Jahres im Prager Klementinum eine von der Nationalbibliothek und dem Historischen Institut der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften veranstaltete Ausstellung eröffnet. Alle Festredner, unter ihnen Botschafter Hermann Huber, sowie auch die zahlreichen Kommentare der tschechischen Presse hoben bei dieser Gelegenheit insbesondere den Beitrag des Collegium Carolinum zur Erhaltung der Kontinuität der tschechischen Geschichtsschreibung während der vergangenen schwierigen Jahrzehnte hervor. Das Collegium Carolinum erhielt mit dieser Ausstellung zum erstenmal die Gelegenheit, seine Tätigkeit der tschechischen Öffentlichkeit vorstellen zu können. Nach den langen Jahren des politischen Frostwetters, als das Collegium Carolinum zu den vom ehemaligen Regime angefeindeten Institutionen gehörte, hat nun eine neue Epoche begonnen.

Auf dem Wege zur neuen Zusammenarbeit zwischen den tschechischen Historikern und dem Collegium Carolinum wurden zugleich zahlreiche weitere Schritte unternommen. Auf Einladung des Historischen Instituts sowie des neugegründeten Instituts für Zeitgeschichte stellten sich die Mitarbeiter des Münchner Instituts in einer Vortragsveranstaltung dem Prager Publikum auch persönlich vor, und konkrete Projekte für die künftige Zusammenarbeit wurden vereinbart. In den folgenden Monaten besuchten zahlreiche Prager Historiker München; es wurde mit der wechselseitigen Ergänzung der Bibliotheksbestände begonnen, und gemeinsame Aufgaben, wie etwa beim Aufbau und den Ergänzungen biographischer Sammlungen, wurden in Angriff genommen. Gemeinsame Publikationen, beispielsweise je eine Sondernummer der Zeitschriften *Bohemia* und *Český časopis historický* mit ausgewählten Abhandlungen aus den beiden Autorenkreisen, werden schon vorbereitet.

Die Zusammenarbeit unter den neuen Bedingungen beschränkt sich freilich nicht nur auf Prag. Die Buchausstellung des Collegium Carolinum wurde außerdem in Brünn, Olmütz und Bratislava gezeigt; seitdem stehen zahlreiche Institute und Einzelpersonen an diesen und weiteren Städten der Tschechoslowakei in regem Kontakt mit dem Collegium. Eine vorläufige Bilanz des ersten Jahres freier Zusammenarbeit gehört zu den Themen einer für Ende November geplanten und von Prager historischen Instituten sowie dem Collegium Carolinum gemeinsam organisierten Forschungskonferenz mit dem Titel: Geschichte der böhmischen Länder: ein Forschungsgebiet unter neuen Bedingungen.

GESCHICHTE DER BÖHMISCHEN LÄNDER: EIN FORSCHUNGSBEREICH UNTER NEUEN BEDINGUNGEN

Im November 1990 trafen sich auf Einladung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee rund vierzig Historiker aus verschiedenen Ländern zu einer ungewöhnlichen Konferenz. Zu je einer Hälfte aus der Tschechoslowakei und aus der „westlichen Welt“ diskutierten die Anwesenden diesmal nicht einen Einzelaspekt ihrer Arbeit, sondern beschäftigten sich mit ihrem Fach im allgemeinen. In fünf jeweils halbtägigen Roundtable-Gesprächen wurden aktuelle Fragen der historischen Forschung über die böhmischen Länder diskutiert, eine umfassende kritische Bilanz des gegenwärtigen Forschungsstandes in organisatorischer und methodologischer Hinsicht skizziert und neue Forschungsperspektiven besprochen.

Unter den Anwesenden waren die leitenden Persönlichkeiten der tschechischen Historikergemeinde aus den Universitäten und Instituten der ČSAV, Bohemisten aus den USA, aus mehreren westeuropäischen Ländern und aus Deutschland. In dieser Form handelte es sich um die erste Begegnung dieser Art, die, über die Zusammenarbeit einzelner Historiker hinaus, einer breit angelegten internationalen Zusammenarbeit in diesem Fach erste Schritte in eine neue wissenschaftliche Zukunft weisen sollte.

Dabei standen vorhandene Forschungseinrichtungen, Finanzquellen, Arbeitsbereiche und Projekte als der organisatorisch-institutionale Aspekt zunächst einmal zur Debatte, danach vergleichende Aspekte der böhmischen Geschichte, zeitgenössische historiographische Entwicklungstendenzen und konzeptionelle Fragen am Beispiel ausgewählter Forschungsbereiche als Schwerpunkt der inhaltlich, methodologisch und theoretisch orientierten Diskussionen. Unter der Leitung von Ferdinand Seibt und František Šmahel wurden einzelne Gesprächsrunden jeweils durch einführende Kurzreferate eingeleitet (František Šmahel/Prag, Anna M. Drabek/Wien, Harry Hanak/London, Stanley B. Winters/Newark, N. J. [in seiner Abwesenheit wurde sein Beitrag von Ronald Smelser/Salt Lake City vorgetragen], Manfred Alexander/Köln, Ferdinand Seibt/Bochum, Vilém Prečan/Prag, George Iggers/ Buffalo, Dušan Třeštík/Prag, Jan Křen/Prag, Peter Heumos/München).

Ungewöhnlich war die Tagung allerdings nicht nur ihrer Themenstellung wegen, die Historiker unterschiedlicher Fachrichtungen zusammenbrachte, sondern auch, weil mehr als drei Dutzend Menschen an einem Tisch saßen, die noch vor einem Jahr keine Möglichkeit hatten, sich je zu einem Gespräch zu treffen. Die bunte Mischung von ehemaligen Dissidenten, Kommunisten, politisch nicht engagierten Historikern und Emigranten unter den tschechischen und slowakischen Teilnehmern wurde insbesondere von den westlichen Teilnehmern mit großem Interesse wahrgenommen; ein Amerikaner machte aber auch darauf aufmerksam, daß es ein historisches Ereignis sei, tschechische und deutsche Historiker an einem Tisch zu sehen und ihren gemeinsam geschmiedeten Plänen zuzuhören, wie man nun die Geschichtsschreibung der böhmischen Länder vorantreiben könnte. Man sprach überdies auch viel von den großen Unterschieden, wie amerikanische und tschechoslowakische Historiker nicht nur die Vergangenheit betrachten, sondern auch in der Gegenwart ihre eigenen Aufgaben

sehen. Es wurden die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen diskutiert, die tschechoslowakische Historiker und ihre ausländischen Kollegen mitbringen (und das bei weitem nicht nur in materieller Hinsicht), wenn sie ihrem gemeinsamen Ziel nachgehen – der Erforschung der böhmischen Geschichte.

Bei dieser Vielfalt unter den Diskussionsteilnehmern hätte man eigentlich Kommunikationsschwierigkeiten erwarten können. Diese Befürchtung wurde zumindest in einer Hinsicht widerlegt: An der persönlichen Bereitschaft aller Teilnehmer zur gegenseitigen Verständigung besteht kein Zweifel, und gerade das ist vielleicht die wichtigste Grundlage für die künftige Zusammenarbeit. Als etwas schwieriger könnte die vorhandene Gesprächsbasis von einem Kulturanthropologen eingeschätzt werden. Als etwa Georg Iggers über die theoretischen Grundlagen und Methoden der zeitgenössischen amerikanischen Historiker sprach (wohl bemerkt, diejenigen unter ihnen, die sich mit böhmischer Geschichte beschäftigen, gebärden sich viel konservativer), entfaltete sich eine lebhaftige Diskussion darüber, ob denn in der Tschechoslowakei ein direkter Anschluß an die moderne Historiographie gesucht werden sollte, oder ob zuerst nachgeholt werden müßte, was die Historiker für die Erforschung der amerikanischen Geschichte in den vergangenen Jahrzehnten geleistet hätten.

Deutlich wird diese sicher schwierige Frage am Beispiel der sogenannten nationalen Geschichtsschreibung. Vereinfacht zusammengefaßt, standen sich in den Diskussionen zwei Bilder gegenüber: einerseits die amerikanischen Historiker, die neuerdings mit Vorliebe sozialgeschichtliche und kulturanthropologische Fragestellungen verfolgen und sich im Augenblick intensiv mit einzelnen gesellschaftlichen Gruppen und Randgruppen beschäftigen. Andererseits gibt es zahlreiche tschechoslowakische Historiker, die sich an solchen Aufgaben orientieren, mit denen sie als Historiker zur Herausbildung einer neuen nationalen Identität nach vier, fünf Jahrzehnten der Unfreiheit beitragen wollen. Die Begriffe „Nation“ und „nationale Identität“ in ihren unterschiedlichen Ausprägungen bildeten daher einen der Schwerpunkte des Gesprächs. Die Überwindung der so verhängnisvollen nationalistischen Auffassungen aus der Vergangenheit lag gleichwohl allen Gesprächspartnern am Herzen; über die Wege zu einer solchen Überwindung liegen allerdings zunächst recht unterschiedliche Vorstellungen vor.

Anregend waren in diesem Zusammenhang die Diskussionsbeiträge der österreichischen Teilnehmer. Namentlich Hanns Haas brachte wiederholt Beispiele aus den Erfahrungen der österreichischen Kollegen und ihrer Auseinandersetzungen bezüglich der „jungen“ österreichischen nationalen Identität ins Gespräch oder über die Probleme des nationalen und historischen Bewußtseins einer ethnischen Minderheit, der Kärntner Slowenen. Gerade solche Erfahrungen können bei tschechischen und slowakischen Debatten mit ähnlichen Fragestellungen vielleicht nützlich sein.

Vielerlei Beispiele für vergleichende Betrachtungen der tschechischen Historiker wurden aus der Bundesrepublik genannt: Editionen grundlegender Dokumentationen, Handbücher, einzelne umfangreiche Studien. Oft wurde auch von der Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gesprochen, und die vierzigjährigen Erfahrungen der deutschen „Vergangenheitsbewältigung“ lieferten die häufigsten Zitate beim Nachdenken über den gegenwärtigen Stand des historischen Bewußtseins in der tschechoslowakischen Öffentlichkeit. In

einer Hinsicht allerdings lehnte ein kluger Teilnehmer die Vergleiche mit Deutschland ab: Die Erwartungen der tschechischen und slowakischen Historiker betreffend der materiellen Voraussetzungen sollten sich eher an dem kleinen „armen“ Land Österreich als an der Bundesrepublik orientieren, meinte er.

Über allen Gesprächen schwebte eine dunkle Wolke; jene Schwierigkeiten, die tschechoslowakische Historiker bezüglich der unsicheren wirtschaftlichen Lage ihres Landes ängstigen. Dies betrifft besonders die Zukunftspläne bzw. -aufgaben der Akademie der Wissenschaften. Erste Anzeichen deuten an, daß die Freude über die neu-gewonnene geistige und politische Freiheit durch die ungeheuren finanziellen Schwierigkeiten getrübt wird. Die westlichen Teilnehmer konnten bei Klagen dieser Art nur ohnmächtig zuhören. Doch als sie selbst ihre eigene Lage darstellten, wurde deutlich, daß die böhmische Geschichte überall außerhalb der Tschechoslowakei nur ein kleiner Fachbetrieb sei, stiefmütterlich behandelt in den Augen vieler. Aus den ehemals kommunistischen Nachbarstaaten der Tschechoslowakei waren diesmal keine Gäste dabei; aber sie hätten sicherlich auch manches Klagelied über ihre eigene Lage beisteuern können. Es war eines der nützlichen Ergebnisse dieses internationalen Gesprächs, daß es auf die unterschiedlichen Schwierigkeiten an den unterschiedlichen Orten dieser Welt hinweisen konnte und somit die unterschiedlichen Erwartungen und Wunschvorstellungen kritisch an die Oberfläche brachte.

Über den Nutzen des Vergleiches waren sich die Teilnehmer bei einer ersten Methodendiskussion einig; daß es nicht immer leicht ist, befriedigende Vergleiche anzustellen, wissen Historiker aus eigener Arbeit sehr wohl. Ihre Gespräche zeigten jedoch auch die aktuelle Problematik der praktischen vergleichenden Betrachtung. Endlich sind die tschechoslowakischen Historiker frei und können nach vierzig Jahren ungehindert über die eigenen Grenzen hinausschauen. Wohin, worauf und wozu schaut man jedoch? Diese einfachen Fragen tragen in sich die komplexe Problematik der Rezeption kultureller Einflüsse über die Abgrenzungsmechanismen einzelner Gesellschaften. Daß sich Fachleute über einzelne Fragen ihrer Forschungsbereiche relativ leicht verständigen können, das haben schon unzählige Konferenzen bewiesen. Eine effiziente Zusammenarbeit nicht nur von Einzelnen, sondern innerhalb der gesamten Historikergemeinde setzt jedoch mehr voraus: eine diffizile, intellektuell subtile Kommunikation. An persönlicher Bereitschaft dazu mangelt es im Rahmen der Bohemistik nicht. Für die Herausbildung eines dafür erforderlichen diskursiven Rahmens unter den Historikern der böhmischen Länder dürfte die Tagung in Bad Wiessee mit Sicherheit einiges beigetragen haben.

München

Eva Schmidt-Hartmann

DER WELTKONGRESS FÜR SOWJETISCHE UND OSTEUEPÄISCHE STUDIEN 1990

Der hervorragend organisierte, aber mit 365 Sektionen unüberschaubar gewordene IV. Weltkongreß für sowjetische und osteuropäische Studien gab Wissenschaftlern verschiedener Fachgebiete aus Ost und West die Gelegenheit, erstmals gemeinsam ungehindert und frei über wissenschaftliche und aktuelle Fragen zu diskutieren. Vom 21. bis 26. Juli 1990 trafen sich im englischen Kurort Harrogate ehemalige Dissidenten und etablierte Forscher aller ostmittel-, ost- und südosteuropäischen Staaten mit Exilanten verschiedener Generationen und mit Forschern und Lehrenden westlicher Staaten, was zu sehr interessanten, zu fruchtbaren und durchweg fairen Auseinandersetzungen führte.

Der Schwerpunkt lag wie immer auf sowjetischen und russischen Themen, wobei das Spektrum von der mittelalterlichen Rus' über Frauenliteratur, Perestrojka und aktuelle Wirtschaftsfragen bis zum Einfluß des sowjetischen Schulsystems auf China reichte. Tschechische, slowakische und tschechoslowakische Aspekte wurden in mehr als 20 Sektionen behandelt, was eine merkliche Zunahme gegenüber den vorigen Kongressen bedeutet und zu einem nicht unwesentlichen Teil dem Vorsitzenden des Kongreßkomitees, John Morison, zu verdanken ist. Polen fand diesmal – ebenso wie die DDR – vergleichsweise wenig Beachtung, stärker repräsentiert war die Südosteuropaforschung. Das Programm wurde flexibel gehandhabt, so daß nicht nur Soziologen und politische Berater der Bürgerforen (Občanské forum, Verejnost' proti násilu) aus Prag, Brünn und Bratislava die Probleme der Tschechoslowakei nach der „Sanften Revolution“ in einer Podiumsdiskussion erörtern konnten, sondern sich auch das im Februar neugegründete Prager Institut für Zeitgeschichte präsentieren konnte.

Großen Raum nahmen Debatten über die politische Entwicklung der Tschechoslowakei zwischen 1918 und 1945 und die politische Kultur der tschechischen Gesellschaft ein. Als Fortschritt ist zu werten, daß neben Masaryk und Beneš – dessen Person und Politik umstritten bleibt – inzwischen weitere politische Führer und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens (Klofáč, Švehla, Šmeral) eingehender betrachtet werden. In diesen Zusammenhang gehören auch die Vorträge von Hans Lemberg (The young charismatics: fascist attitudes of leadership in Eastern Europe), Eva Schmidt-Hartmann (Stability through personality: the significance of political leadership in interwar Eastern Europe) und Robert Luft (Sociological structures of Czech political elites before World War I), durch die das Collegium Carolinum in Harrogate vertreten war.

Die Geschichte der Ersten Tschechoslowakischen Republik wird, wie der Kongreß zeigte, ein zentrales Thema der künftigen Forschung sein. Für eine strukturierte Gesamtdarstellung der Entwicklung sind aber noch zahlreiche Forschungen nötig, die über die „Große Politik“ hinaus die unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen sowie die politischen, sozialen und regional-nationalen Fraktionierungen und Teilbereiche des inhomogenen Staates aufhellen. Besonders deutlich wurde darüber hinaus, daß gerade in der Bohemistik noch sozialgeschichtliche und moderne interdisziplinäre kulturhistorische Arbeiten fehlen und die Wirtschaftsgeschichte weitgehend ausgeblendet wird. Weitergeführt werden sollten auf jeden Fall komparative Ansätze,

wie sie für die ostmitteleuropäische Staatenwelt des 20. Jahrhunderts in mehreren Sektionen in Harrogate immer wieder versucht wurden.

Das allgemeine starke Interesse an der Zwischenkriegszeit zeigte sich auch in den literaturwissenschaftlichen Sektionen (u. a. zu Karel Čapek) und in beachtenswerten Vorträgen über die Juden in den böhmischen Ländern. Die Beiträge zur slowakischen Geschichte konzentrierten sich dagegen stärker auf die nationale Entwicklung im 19. Jahrhundert. Die tschechoslowakische Geschichte der letzten fünfzig Jahre ist dagegen offensichtlich noch zu frisch, als daß sie zur wissenschaftlichen Diskussion stehen konnte. Die Ära des Kommunismus hat für Politikwissenschaftler ihre Aktualität verloren, für Historiker ist sie aber noch kein Thema; die jüngsten Veränderungen kamen zu überraschend, um jetzt schon neue Forschungen und Interpretationen vorzulegen.

München

Robert Luft

OSTDEUTSCHE KULTURPFLEGE

Im März dieses Jahres trafen sich in Schloß Eichholz/Wesseling auf Einladung der Konrad-Adenauer-Stiftung Fachleute zu Diskussionen über die ostdeutsche Kulturpflege.

Die Fachtagung bestätigt – leider wieder einmal – die Tatsache, daß neben den ehren- und nebenamtlich in der Kulturpflege Engagierten auch die hauptamtlich bei den verschiedenen Verbänden und in der Wissenschaft Beschäftigten die Fülle der Einrichtungen, die sich mit ostdeutscher Problematik schlechthin auseinandersetzen, nicht kennen. Ein zweites Problem ist in dem Umstand zu sehen, daß zwischen den mehr in den Folklorismus und lokalpatriotischen Regionalismus ausgerichteten landmannschaftlichen Vereinigungen und den wissenschaftlich Arbeitenden ein Zwischenglied fehlt – allerdings angesichts des noch immer bestehenden Defizits in der Grundlagenforschung kein Wunder. In den Diskussionen war man sich einig, daß nur eine professionelle Grundlagenforschung, die eine Gesamtdarstellung der relevanten historischen und soziokulturellen Aspekte erarbeitet, die Basis für fruchtbare, sachliche Auseinandersetzungen wird schaffen können; im Hinblick auf die jüngsten politischen Entwicklungen beginnen auch unsere östlichen Nachbarn, ihre politische und kulturelle Vergangenheit aufzuarbeiten . . .

Am Samstagnachmittag hatte Norbert Englisch die Gelegenheit, in einem Kurzreferat von etwa 25 Minuten Geschichte, Arbeitsweise und Konzeption des Sudeten-deutschen Wörterbuchs vor den 70 Teilnehmern der Tagung darzustellen und durch die mitgebrachten Schautafeln zu verdeutlichen.

Gießen

Norbert Englisch

ROBERT KALIVODA (†)

Am 6. Dezember 1989 starb in Prag Robert Kalivoda – Philosoph, Ästhetiker, Historiker. Einer der namhaften Köpfe des Prager Frühlings. Er starb nach zwanzigjähriger Krankheit und eigentlich gerade dann, als sich diese Krankheit zum Besseren wendete. Er starb fünf Tage vor der Vollendung seines 66. Lebensjahres. Auch manches andere in seinem Leben war gerade noch nicht ganz vollendet.

Vierzig Jahre markieren seinen Lebensweg, soweit er der Öffentlichkeit bewußt wurde. Vierzig Jahre, mit den Schwellen 1948, 1968 und 1989. Kalivoda gehörte zur begeisterten Generation der 48er. Er war einer der tschechischen intellektuellen Idealisten, die das Protektoratsregime als Schüler kennengelernt hatten, mit guten Deutschkenntnissen, die währenddem heimlich mit dem kommunistischen Untergrund sympathisierten und gleichzeitig einen unklaren Nationalstolz auf der Basis des Masarykismus in die neue Ära trugen. Kalivoda war zunächst nach einem kurzen Studiengang Gymnasiallehrer, ehe ihn seine markante Fähigkeit zu konstruktiver Diskussion als Mitarbeiter an die nach sowjetischem Modell gerade reorganisierte tschechische Akademie der Wissenschaften brachte, ans Philosophische Institut.

Im Jahre 1955 trat er mit ersten Veröffentlichungen hervor. Es ging um die Sozialphilosophie von Johannes Hus und um das Verhältnis von Basis und Überbau in der marxistischen Theorie. Damit waren zwei Grundthemen seines künftigen Denkens gelegt. Ein so konsequenter, man möchte sagen, ein so treuer Denker wie Robert Kalivoda hat diesen Gedankenpfad fortan nie mehr verlassen. 1960 trat, über eine umfangreiche Rezension, Comenius als neues Thema hinzu. Hussens Sozialphilosophie war währenddem ausgebaut worden zu einer Theorie der Autogenese hussitischer Volksphilosophie auf dem linken Flügel der Bewegung, bei den Taboriten, zudem vertieft durch Erwägungen über Wiclifs extremen Realismus als Endphase der mittelalterlichen Philosophie. Beide Themenkreise vereinigten sich in Kalivodas Gedanken zur Konstruktion von Entwicklungsgängen, die in ihrer Regelmäßigkeit mit der marxistischen Lehre der Wechselwirkung zwischen Basis und Überbau korrespondierten.

1958 legte Kalivoda eine Kandidatenarbeit vor, die mit dem Titel „Die hussitische Ideologie“ auf 656 Maschinenseiten Anspruch und Umfang von Kandidatenarbeiten bemerkenswert überstieg. Die Interpretation der Wechselwirkung zwischen der Kraft von Ideen und den gesellschaftlichen Bedingungen, zwischen Überbau und Basis also, genügte zwar als Gedankenübung den Anforderungen einer Kandidatenarbeit; aber sie fand keine Genehmigung zur Publikation. Das ergab sich erst drei Jahre später, in den gewandelten sechziger Jahren. Kalivodas „Husitská ideologie“ erschien 1961 im Verlag der tschechoslowakischen Akademie, umfaßt nun 560 Druckseiten und bekam zwei Jahre später den Staatspreis. Das heißt: Kalivoda war damit zum offiziell prämierten Mitträger der gedanklichen Entwicklungen in den sechziger Jahren geworden, im philosophischen Bereich, mit einem starken Akzent zur Selbständigkeit geistigen Lebens inmitten aller materiellen Bedingungen und mit großem Interesse für die historische Wirksamkeit des Christentums bei voller, oft unterschätzter Aufmerksamkeit für dialektische Gesetzmäßigkeiten.

Unter solchen Voraussetzungen war Kalivoda ein gesuchter Kongreßteilnehmer im Westen. Sowohl die Fachphilosophie als auch das weitere intellektuelle Anliegen,

wie es etwa die Paulus-Gesellschaft bei uns verkörperte, luden ihn ein zu Diskussionen über Marx und Freud, über Wiclif und philosophischen Realismus, über Feudalismus und Reformation. Der 40jährige lernte Frankreich, Italien und die Bundesrepublik als Kongreßgast kennen und fand aufmerksame Zuhörer.

Er war aber auch in der Tschechoslowakei in den sechziger Jahren ein gesuchter Diskutant. Der berühmte Weg zum „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ führte auch durch seinen Kollegenkreis, und wenn jener bedeutsame intellektuelle Irrtum, der eigentlich bereits die zwanziger Jahre marxistischer Intellektualität kennzeichnete, vierzig Jahre später eben durch die tschechoslowakische Kontribution einen so merklichen Aufschwung in der ganzen marxistischen Welt genommen hat, dann war das nicht zuletzt ein Verdienst von Robert Kalivoda. Er lehrte, den frühen Marx mitunter sogar gegen den späten auszuspielen. Er zeigte die Bedeutung des Geistes in der Historie, und was hätte das intellektuelle Gruppeninteresse stärker angesprochen? Er war in steter Auseinandersetzung mit aller Art von Bürokratie, auch in seinem Alltag, und kaum etwas konnte den Irrtum stärker rechtfertigen, der sich aus der Kritik an dem alltäglichen Bürokratismus mit der gewaltigen Fehlleistung aller Planwirtschaft verband. Auch Kalivoda war so wenig ein Wirtschaftstheoretiker wie der durchschnittliche europäische Intellektuelle seit eh und je. Aber er war imstande, revolutionäre Bedingungen vom Ursprung des einfachen Warenaustausches herzuleiten. Das machte ihn noch immer zum rechtgläubigen Mitglied des neuen Aufschwungs marxistischer Lebensgestaltung im sogenannten „Prager Frühling“.

Seine Schulung als Student bei dem Strukturalisten Jan Mukařovský öffnete ihm übrigens die Augen für das ästhetische Credo dieser rational-sozialen Weltanschauung, den Strukturalismus. Auch das ist schon ein Bekenntnis aus den zwanziger Jahren, in der Sowjetunion durch Stalin bekämpft, in der Tschechoslowakei durch Gottwald aus den kommunistischen Reihen verdrängt, wiederauflebend unter den Aktivsten der Prager sechziger Jahre. Auch sein Interesse an Karel Teige rührt daher, seine Beteiligung an einer Karlsbader Ausstellung des Surrealisten Tikal und sein Arrangement für eine Festschrift für Jan Mukařovský, die mit starker deutscher Beteiligung 1986 erschien und zwei Beiträge Kalivodas enthielt. Alles das kennzeichnet die lebhafteste, ja prägende und führende Rolle Kalivodas im tschechischen, oder sollte man vielleicht konziser sagen, im Prager intellektuellen Leben der sechziger Jahre und danach.

Es kennzeichnet auch eine gewisse historische Zukunftskonzeption. Sie wurde vortragen, als 1964 zum ersten Mal auf einem Prager Kongreß zum 500. Jubiläum des großen Friedensplanes von König Georg von Podiebrad tschechische Hussitologen mit Fachkollegen aus aller Welt zusammentrafen, zum ersten Mal auch mit deutschen, aus Ost und West. Da hatte Kalivodas Vortrag geradewegs Leitfunktion zur Selbsteutung der Hoffnungen auf einen Prager Frühling. Es ging um die Überführung der hussitischen Revolution in die sogenannte Podiebrader Epoche, das heißt, um die Etatisierung und Selbstbehauptung der revolutionären Errungenschaften. Selbstbehauptung war damals im besonderen Maß vonnöten.

Die Überschätzung des Geistes gegenüber den gesellschaftlichen, im gegebenen Fall besonders gegenüber den konsequenten Zusammenhängen des geplanten Totalitarismus, zerbrach bekanntlich nach einer kurzlebigen Kulmination zwischen Frühling und Herbst in Prag 1968. Das Ganze hatte sich als eine innerparteiliche Auseinander-

setzung zugespitzt, aber nicht etwa auf nationaler Bühne, sondern durch den entscheidenden Eingriff der imperialistischen Parteileitung in Moskau. Deswegen war, zumindest im Rückzugsgefecht und vor den Annalen der Geschichte, die Demonstration nationaler Selbständigkeit innerhalb der tschechoslowakischen KP nicht unwichtig. Der Gelehrte Robert Kalivoda gehörte zu den Abgeordneten des heimlichen Parteitags am Stadtrand von Prag. Er gehörte danach zu den trotzigem Oppositionellen. Sein politischer Optimismus war zusammengebrochen, seine Widerstandskraft angeschlagen, aber nicht erlahmt. Er gab sein Parteibuch zurück, er erlitt einen körperlichen Zusammenbruch, er wurde zum Frührentner erklärt, aber er weigerte sich zu emigrieren. Er schrieb wenig, aber er blieb seinen Themenkreisen treu. Daß seine „Hussitische Ideologie“ 1976 beim Verlag Böhlau in deutscher Übersetzung erschien, mit dem Obertitel „Ideologie und Revolution“ und erweitert um viele Einsichten in den Prozeß revolutionärer Willensbildung und Gesellschaftsorganisation, war ihm geradewegs eine Lebenshilfe. Daß dieses Buch von einem wenig sachkundigen, vor allem für Kalivodas Einsichten in gesellschaftsorganisatorische Prozesse völlig verständnislosen Rezensenten in der angesehenen deutschen Historischen Zeitschrift mit skeptischer Unkenntnis besprochen wurde, und daß jener Rezensent gerade derselbe war, der, inzwischen emigriert, ihn noch zehn Jahre zuvor im Hinblick auf das Reglement linientreuer, parteigebundener Intellektualität zu gängeln versucht hatte, war eine seiner schmerzlichen Erfahrungen, die er mit Ironie bewältigte. Ohnehin aber war Kalivodas Verhältnis zum Westen gebrochen. Die wirkliche Überlegenheit des freien Denkens in dieser Hälfte der Welt hatte er im Grunde immer respektiert. Am Fortschritt des eigenen, des östlichen Weges durch die Einsichten in eine höhere, eine utopische Befreiung war er inzwischen auch verzweifelt.

Kalivodas Anliegen war, in einem universalen Sinn verstanden, auf die Emanzipation des Menschen gerichtet, auf seine, so wie Kant das einmal in allem intellektualistischen Verständnis für die Summe der historischen Triebkräfte formuliert hatte, „Befreiung aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“. Darüber entwarf er Stationen der europäischen Kulturentwicklung, wo dem Hussitismus ein angemessener Platz zuteil wurde, aber auch Comenius. Kalivodas Anliegen, eine Geschichte des tschechischen Beitrags zur Weltgeschichte der Philosophie zu schreiben, ist nie verwirklicht worden. Aber seine Überlegungen von der Selbständigkeit geistigen Lebens, ja von der maßgeblichen Triebkraft des Geistes auf dem langen Weg der menschlichen Emanzipation haben zu seiner, zu Kalivodas Lebenszeit, namentlich in den sechziger Jahren, die tschechische Geisteswissenschaft wieder an die Bedeutung der Geistesgeschichte erinnert und die zeitgenössische tschechische Geschichtsphilosophie unter marxistischem Vorzeichen zu bemerkenswerter Höhe ihrer Denkprozesse führen helfen. Eine Lebenskunst, die etwa mit gekonnter Sprachregelung innerhalb der tschechoslowakischen Grenzen der sogenannte Histomat zu lehren wußte, auf Vortragsreisen oder gar im Exil mit einem Schlag sich aber auf die respektablen Traditionen der liberal-sozialen Schule der tschechischen Mediaevistik aus den dreißiger Jahren besann, war Kalivoda nicht nur fern, sondern eine solche Einstellung war seiner gedanklichen Redlichkeit auch aufs tiefste zuwider. Es mag sein, daß ein gesunder Robert Kalivoda in den siebziger Jahren noch fester Fuß gefaßt hätte in der Diskussion um den tschechischen Strukturalismus und in der Deutung der hussitischen

Revolution als Modell der europäischen Revolutionsgeschichte; daß er einen geplanten zweiten Band der „Hussitischen Ideologie“ vollendet hätte, um zu zeigen, wie die reformatorische Sehnsucht des Aufbruchs um 1400 zusammenhing mit der reformatorischen Hoffnung, die noch Comenius unverzagt hütete. Vielleicht hätte er auch in diesem reformatorischen Optimismus eine besondere Note seines eigenen Lebens entdeckt und entwickelt. Er starb, gerade als sich dieser Optimismus auf unverhoffte Weise zu einer neuen Manifestation erhob.

Bochum

Ferdinand Seibt

ZUM GEDENKEN AN AMEDEO MOLNÁR

Die tschechische ebenso wie die europäische Kirchen- und Reformationsgeschichte hat den Verlust ihres führenden tschechischen Forschers und international bekannten und herausragenden Autors zu beklagen. Amedeo Molnár ist am 31. Januar 1990 mit 67 Jahren in Prag verstorben. Er hat nicht nur die europäische Bedeutung der böhmischen Reformationsgeschichte auch außerhalb seiner Heimat bekanntgemacht. Darüber hinaus hat er vielmehr, wie kaum ein anderer vor ihm, diese Geschichte theologisch durchdrungen und begründet und sie auf diese Weise in die allgemeine Reformations- und Kirchengeschichte vergleichend eingebracht. Sein Fachgebiet hat er wirklich als historische Theologie verstanden und ausgeübt – und zwar seit 1942 in einer für einen engagierten Christen besonders schwierigen und eidvollen Epoche seines Landes.

Amedeo Molnár wurde am 24. Januar 1923 in Prag geboren. Nach seinem Abitur absolvierte er ein Theologiestudium der Evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder (1942–1945) und studierte dann nach einem Jahr Vikariat an der Prager evangelischen Hus-Fakultät, an der philosophischen Fakultät der Karls-Universität und an der Universität Straßburg. 1948 promovierte er an der Hus-Fakultät mit seiner bekannten Dissertation über den Brudersenioren Lukas von Prag und im selben Jahr auch an der Universität Straßburg mit einer Schrift über die zweite Generation der Brüderunität. Schon ein Jahr später habilitierte er sich an der Hus-Fakultät für das Fach Kirchengeschichte mit seiner grundlegenden Arbeit zur gesamten theologischen und historischen Entwicklung der „Bunzlauer Brüder“ (1468–1627). Seit 1950 war Molnár Dozent an der Evangelisch-Theologischen Comenius-Fakultät in Prag und zeitweilig auch Mitglied der Editionscommission für die Hus-Schriften am Akademie-Institut für tschechische Literatur. Von 1962 bis zu seinem Tode wirkte er schließlich als Professor der Kirchengeschichte an der Comenius-Fakultät. Neben einer Gastprofessur an der Waldenser-Fakultät in Rom (1964) und einem Pariser Ehrendoktorat (1967) ist für diese Zeit besonders erwähnenswert, daß Molnár lange Jahre (1972–1978, 1984–1986) und noch zwei Wochen vor seinem Tod das Amt des Dekans versehen hat. Mußte er dabei doch die Belange seiner Fakultät durch die bedrückenden Jahre der restalinisierenden „Normalisierung“ steuern und

manchen Drahtseilakt zwischen Forderungen des Regimes und studentischem Oppositionsbedürfnis ausbalancieren. Seine menschliche Liebenswürdigkeit und Konzilianz auf der einen Seite, die Festigkeit seiner Überzeugung und seiner Standpunkte auf der anderen mögen ihn nicht nur für diese Aufgabe prädestiniert haben, sie haben ihm auch viel Zuneigung und Achtung bei seinen Kollegen im In- und Ausland gebracht.

Großen Respekt zu zollen ist vor allem Molnárs beachtlichem wissenschaftlichen Werk, das er in unzähligen Aufsätzen, Monographien, Editionen und Rezensionen hinterlassen hat¹. Für die Verbreitung dieses Opus und die Wirkung seiner Gedanken waren seine Sprachfähigkeiten besonders förderlich. Beherrschte er doch Deutsch, Französisch und Italienisch in bewundernswerter Geläufigkeit. So hat er seit den vierziger Jahren seine Themen regelmäßig auch im „*Bollettino della Società di Studi Valdesi*“ veröffentlicht sowie in der Zeitschrift der Straßburger evangelisch-theologischen Fakultät „*Revue d'histoire et de philosophie religieuse*“. Vor allem jedoch in der wohl nicht zuletzt wegen ihrer Mehrsprachigkeit weitverbreiteten Zeitschrift seiner eigenen Prager Fakultät „*Communio Viatorum*“ publizierte er in französisch, deutsch und englisch. Besonders charakteristisch für seine Wissenschafts- und Berufsauffassung ist es wohl, daß er seine Erkenntnisse in zahllosen konzentrierten Artikeln in den „*Kostnické Jiskry*“ und in der „*Křesťanská Revue*“ vorlegte, um damit pädagogisch-pastoral über seine Fachdisziplin hinauszuwirken. War es ihm doch ein wesentliches Anliegen, seine Kirchengemeinschaft ebenso wie den tschechischen und europäischen Protestantismus kritisch an die reformatorischen Ursprünge und an den Kern reformatorischen Selbstverständnisses zu mahnen, und zwar im evangelisch-ökumenischen Sinne. Das Verhältnis zur heutigen katholischen Theologie und Kirche stellte sich ihm dagegen weniger als Problem.

Den inhaltlichen Schwerpunkt seiner Arbeit bildete die Gesamtepoche der böhmischen Reformation vom 14. bis zum 17. Jahrhundert. In der Nachfolge von F. M. Bartoš und in Anknüpfung an R. Říčan hat er deren Thematik dabei nicht nur zeitlich ausgeweitet, sondern auch theologisch vertieft. Bewußt stellte er sich in die Tradition Palackýs, wenn er immer wieder nach dem ursprünglichen Kern, dem Wesen und nach der inneren Kontinuität der böhmischen Reformation fragte². Er sah sie in der ständigen Reform der Kirche unter der alleinigen, souveränen Autorität der Hl. Schrift im Sinne der apostolisch-frühkirchlichen, jedenfalls vorkonstantinischen Praxis. Daher wies er auch immer wieder auf die zentrale geistige Bedeutung des „Egerer Richters“ hin, in dem die Hussiten gegenüber dem Basler Konzil dieses Prinzip

¹ Das Werkverzeichnis in systematischer Gruppierung und mit erhellenden Einleitungen in der Festschrift zu Molnárs 60. Geburtstag: *Směrování [Ausrichtungen]*. Hrsg. v. Noemi Rejchrtová. Praha 1983. Ergänzungen in: *Folia Historica Bohemica* 13 (1990) 627–633.

² Als Beispiele seien genannt: *Aspects de la continuité de pensée dans la Réforme tchèque*. CV 15 (1972) 27–50 und 111–125. – *Der Hussitismus als christliche Reformbewegung*. In: *Bohemia Sacra*. Hrsg. v. Ferdinand Seibt. Düsseldorf 1974, 92–109 und 565–566. – *The Ideological Significance of Hussitism*. CV 31 (1988) 103–125. – Eine Hus-Monographie hat er 1973 in Italienisch und 1978 in Französisch veröffentlicht, überdies Editionen von Hus-Schriften und zahlreiche Aufsätze zu Jan Hus im Jahr 1965.

1432 durchzusetzen vermochten³. Im Sinne der Kontinuität der böhmischen Reformation widmete er seine Aufmerksamkeit besonders den Scharnierstellen, an denen die reformerischen und reformatorischen Grundprinzipien verwandelnd weitergegeben wurden: Von den Reformern Milič von Kresmier und Matthias von Janov über Jacobellus von Mies zu Jan Želivský; vom Taboritensenioren Nikolaus von Pilgram (Biskupec)⁴ und den späten Taboriten zu Peter Chelčický und den Böhmisches Brüdern; vor allem schließlich die Generationsveränderungen der Brüderunität von Chelčický bis Comenius. Die Kontinuität der Reformation und ihres ursprünglichen wesentlichen Anliegens sah er also vor allem in der Tradition der Linken bewahrt, die das Bekenntnis und die Prinzipientreue dem Kompromiß, sozusagen die Wahrheit der Einheit vorzog. Molnár hatte daher auch wenig Verständnis für die „Halbheiten“ der utraquistischen Kirche und ihre Integration in das politische System. Die Kompakten und das Podiebrader System hat er anders bewertet als sein wenige Wochen vor ihm verstorbener Freund Robert Kalivoda, der sich mit der Notwendigkeit einer konservativ-integrativen Ausmündung der Revolution sehr beschäftigt hatte.

Statt dessen sah er die hussitisch-evangelischen Prinzipien der Taboriten nicht in der Volkskirche, sondern allein in der Minderheits- und Freiwilligkeitskirche der Brüderunität wiedererstanden und durchgehalten. Seine intensive Beschäftigung mit der Theologie und den geschichtlichen Veränderungen der Böhmisches Brüder erhielt ihren Sinn nicht nur von einer Identitätsvermittlung für seine eigene, erst 1918 in der ČSR wieder begründete „Evangelische Kirche der Böhmisches Brüder“, sondern sie zielte darüber hinaus kritisch auf die reformatorische Ökumene. So hat er einerseits mit grundlegenden Arbeiten die Theologen und die Theologie der Brüderunität analysiert, neben Peter Chelčický vor allem den Senior Lukas von Prag und die Identitätsprobleme seiner Generation, in der sich die Brüder mehr und mehr in die Gesellschaft integrierten, und nicht zuletzt Jan Amos Comenius und seine eschatologisch-ökumenische Ausweitung der Brüdertheologie⁵. Andererseits hat Molnár dabei ganz besonders die kritischen Beziehungen zwischen den Brüdertheologen und den europäischen Reformatoren des 16. Jahrhunderts verfolgt, vor allem die Kontakte mit Luther und Bucer. Die theologischen Schwerpunkte dieser Auseinandersetzung sah er insbesondere im Sakraments- und Abendmahls-, im Welt- und Obrigkeitsverständnis.

In diesem Zusammenhang der vergleichenden Bezugsetzung zwischen böhmischer und europäischer Reformation entwickelte er die gedanklich anregende und theologisch fruchtbare Konzeption der Ersten und Zweiten Reformation⁶. Der Ersten Reformation mit ihren Anfängen im 12. Jahrhundert und ihrer prägnanten Ausformung in der hussitischen Revolution, vor allem bei den Taboriten und dann in der Brüderunität, stellte er die europäische Reformation des 16. Jahrhunderts dabei

³ Besonders ausführlich: Chebský soudce [Der Egerer Richter]. In: Soudce smluvený v Chebu. Sborník příspěvků přednesených na symposiu k 550. výročí. Cheb 1982, 9–37.

⁴ Neben den Predigten von Želivský (1935) hat er die *Confessio Taboritarum* des Nikolaus von Pilgram 1972 in tschechischer Übersetzung und 1983 in Rom lateinisch ediert.

⁵ Zum Theologieverständnis des Comenius siehe CV 27 (1984) 227–241.

⁶ Vor allem in: Husovo místo v evropské reformaci [Die Stellung von Hus in der europäischen Reformation]. ČsČH 14 (1966) 1–14.

keineswegs nur chronologisch gegenüber. Es ging vielmehr um eine theologische Unterscheidung. Die Erste Reformation besaß im Zeugnis des Evangeliums, besonders in der Bergpredigt, ihren gedanklichen und legitimen Schwerpunkt, der ihr zur Norm der Lebensgestaltung wurde; sie war eschatologisch auf Zukunft und Veränderung hin ausgerichtet; sie wirkte politisch-gesellschaftlich nonkonformistisch. Dagegen setzte die Zweite Reformation innerhalb der Hl. Schrift den Akzent auf Paulus; theologisch betonte sie das Evangelium nicht als Gesetz und Lebensordnung, sondern als Gnade und Geschenk der Freiheit; gesellschaftlich und politisch wirkte sie konformistisch. Damit waren etwa auch Müntzer und Karlstadt der Ersten Reformation zuzuordnen.

Mit diesem Konzept verfolgte Molnár keineswegs das Ziel der Abgrenzung, deren Geschichte im 16. Jahrhundert für ihn eine eher tragische Problematik darstellte, sondern er brachte die böhmische Reformation gleichsam als kritische Potenz verbindend in die Gesamtreformation ein. Ihre Bewegungen und gegenseitigen Befruchtungen – etwa zwischen der Brüderunität und Luther, Bucer oder der Schweizer Reformation – interessierten ihn daher ganz besonders. Sein Konzept der reformatorischen Ökumene, der Gesamtreformation von Waldes bis Comenius, hat er u. a. auch mit einem kommentierten Quellenlesebuch für eine breitere Öffentlichkeit pädagogisch fruchtbar zu machen versucht, um das reformatorische Selbstverständnis einer sich an der Hl. Schrift ständig erneuernden Kirche der Gegenwart als Mahnung zu vermitteln⁷. Und schließlich hat er sich in einer Sammlung von sechs großen Abhandlungen mit der Theologie und Aktivität der Reformatoren beider Strömungen auseinandergesetzt: Jan Hus, Friedrich von Stráznice (Problem der Kompromisse der späten Taboriten), Johann Stojkovič von Ragusa (als Folie des institutionellen Christentums gegenüber dem hussitischen Wiclifismus), Martin Luther, Ulrich Zwingli und Johannes Calvin⁸. Vor allem das besonders originelle Kapitel über Luther wäre einer baldigen deutschen Übersetzung wert, da hier theologische Positionen Luthers in der Konfrontation mit der Ersten Reformation auf erfrischend neue Weise problematisiert werden, so etwa die eschatologische und freiheitstheologische Bedeutung der Taufe⁹.

Den Aufbruch der Ersten Reformation erfaßt die Konzeption Molnárs schon bei den Waldensern, dem dauerhaftesten Faktor jener breiteren biblisch-apostolischen Rückbesinnung des 12. Jahrhunderts. Ihrer Thematik gelten sogar – neben Franziskus-Übersetzungen – seine ersten Aufsätze. Und schließlich faßte er seine Waldensers Forschungen in einer in vier Sprachen erschienenen Monographie zusammen, die bis zur Begegnung der Waldenser mit der Schweizer Reformation reicht, bis also diese Strömung der Ersten Reformation eine reale und dauerhafte Verbindung zur Zweiten

⁷ Slovem obnovená. Čtení o reformaci [Durch das Wort erneuert. Lesestücke zur Reformation]. Praha 1977.

⁸ Na rozhraní věků. Cesty reformace [An der Zeitenwende. Wege der Reformation]. Praha 1985. S. dazu die Rezension Kalivodas in BohZ 28 (1987) 173–175 und 354–359.

⁹ Mit dem Problem der Kinder- und Erwachsenentaufe setzte sich Molnár in mehreren Aufsätzen zur Theologie der Brüder immer wieder auseinander, etwa: La mise en question du baptême des enfants par les hussites radicaux. CV 28 (1985) 177–193.

Reformation fand¹⁰. Auch an dieser Thematik interessierten Molnár nicht einfach die historischen Wurzeln der apostolischen Reformbewegung, sondern vor allem auch das Beziehungsgefüge und die theologischen Parallelen zwischen den späten Waldensern und der Ersten Reformation, etwa der waldensische Beitrag zur Entstehung der hussitischen Bewegung, die waldensischen Elemente zwischen Taboriten und Brüderunität sowie umgekehrt die Befruchtung der Waldenser durch die Hussiten.

Sowohl vom waldensischen Geschichtsbewußtsein einer seit der Urkirche immer wieder aufscheinenden, dann wieder unterdrückten, fast verschwindenden und leidenden Minderheitskirche als auch von der biblisch-apostolischen Normativität der Ersten Reformation her zu begreifen ist auch Molnárs Beschäftigung mit der Theologie der Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte. Dies ebenso wie die Vorliebe für den linken Flügel der Ersten Reformation wird aber erst verständlich aus der – ebenfalls schon waldensischen – Auffassung vom „konstantinischen Verrat“, wo die Kirche die quer zur Gesellschaft stehenden Normen des Evangeliums, den Status der leidenden, verfolgten Minderheit, die Freiwilligkeit des Glaubens, den Bezug zu den Kleinen aufgegeben habe. Die Kirche habe dabei ihren Frieden mit der Welt gemacht und so die kritische Distanz zu Staat und Obrigkeit, zur bestehenden politischen und gesellschaftlichen Ordnung, ihren Nonkonformismus verloren. Theologisch entscheidend und grundlegend dafür war in Molnárs Sicht allerdings der Verlust der Eschatologie, der Anspannung auf das erst noch zu Vollendende, Künftige, die eine ständige Veränderung und Reform des Bestehenden in Kirche und Gesellschaft impliziert.

Mit dieser theologischen Grundlage reformatorischen Bewußtseins konfrontierte er nicht nur die Theologie Luthers und die ganze Reformationsgeschichte, hier sah er vielmehr auch die besondere ökumenische Aufgabe der Ersten Reformation, die er in einer größeren Abhandlung einmal insgesamt unter diesem Aspekt dargestellt hat¹¹. Im Verständnis eines eschatologischen, somit immer vorläufigen, ja verborgenen Fortschritts, der nicht auf eine kirchliche Entwicklung zu reduzieren ist, mag auch auf die jederzeit offene Zusammenarbeit Molnárs mit seinen marxistischen Kollegen begründet gewesen sein, nicht nur in den Erfordernissen praktischer Kooperation und Arbeitsteilung. Jahrelang hat er auch einem Kreis von Kollegen, deren Kooperation und Wirkungsgrad politisch eingeschränkt worden war, in den begrenzten Räumen seines Instituts die Möglichkeit zu wissenschaftlichen Gesprächen geboten.

Das Leben des Christen in antichristlichen Systemen war für den Theologen der nonkonformistischen Kirchengeschichte gewiß eher als das Normale einer christlichen Existenz, die aus dem Kreuz lebt, nicht aus einer sichtbaren Gottesherrschaft. In seinen beiden letzten Lebensjahren, die von einer schweren Operation und langer Rekonvaleszenz gezeichnet waren, widmete er seine Vorlesungen noch der „*Theologica crucis*“ in der Geschichte der Kirche. Er durfte es aber noch erleben, daß die unterdrückte Wahrheit nicht die einzige Perspektive der Wirklichkeit ist, sondern

¹⁰ Nach seiner eigenen Ansicht die beste Version: G o n n e t, Jean/M o l n á r, Amedeo: *Les Vaudois au Moyen Age*. Turin 1974. Deutsch: *Die Waldenser*. Berlin 1980.

¹¹ Die eschatologische Hoffnung der böhmischen Reformation. In: *Von der Reformation zum Morgen*. Hrsg. v. Josef L. H r o m á d k a. Leipzig 1959, 59–187.

daß der hussitische Ruf „Veritas vincit“ zuweilen auch die reale Gegenwart neu zu bestimmen vermag. Zuletzt vermochte er es sogar noch, seine theologische Fakultät in den Rahmen der Prager Karls-Universität einzugliedern. Für die Realisierung der damit vermehrten Chancen der Kommunikation zwischen Geschichtswissenschaft und historischer Theologie wäre Amedeo Molnár wie kein anderer prädestiniert gewesen. Der Verlust wird lange fühlbar bleiben. Die grundlegenden Orientierungen seines theologischen Werkes werden aber die Perspektiven weisen, und vielleicht – das wäre sehr zu wünschen – endlich ergänzt durch einen verständigen Partner aus der katholischen Fakultät.

Bochum

Winfried Eberhard

GEORG-DEHIO-PREIS

In einer Festsitzung wurde am 18. Mai 1990 in Esslingen Professor Helmut Slapnicka der diesjährige Georg-Dehio-Preis verliehen. Der Preis wird für besondere Leistungen auf dem Gebiet der Kunst- und Kulturgeschichte des östlichen Mitteleuropa verliehen. Professor Slapnicka hat sich besonders um die Erforschung der Traditionen des altösterreichischen Rechtsraumes verdient gemacht, wie Professor Ferdinand Seibt in seiner Laudatio hervorhob, und danach als einer der ersten und mit großer Eindringlichkeit die Zerstörung dieses Rechtsraumes in den letzten dreißig Jahren verfolgt und namentlich in seinem Buch über die sozialistische Kollektivperson 1969 nicht nur mit juristischer Eindringlichkeit, sondern auch als Quelle für die Präzision der letzten zwei Jahrzehnte auf verschiedenen Lebensbereichen herausgearbeitet.

ANTON-GINDELY-PREIS

Der diesjährige Anton-Gindely-Preis für die Geschichte der Donaumonarchie wurde am 26. Oktober 1990 in Wien Dozent Otto Urban von der Karls-Universität Prag für sein Werk „Česká společnost 1848–1918“ [Die tschechische Gesellschaft 1848–1918] verliehen. Otto Urban hat vor allem zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der böhmischen Länder im 19. und im frühen 20. Jahrhundert zahlreiche, in der internationalen Fachwelt beachtete Studien vorgelegt. Professor Hans Lemberg (Marburg) betonte in seiner Laudatio, daß mit dem Preis ein Forscher geehrt werde, der nicht nur große synthetische Entwürfe zur böhmischen Geschichte erarbeitet, sondern sich vor allem auch dadurch verdient gemacht habe, das methodisch-konzeptionelle Instrumentarium der tschechoslowakischen Geschichtswissenschaft zu erweitern und zu verbessern. Urbans Darstellung der Entwicklung der tschechischen Gesellschaft zwischen 1848 und 1918 beruhe auf einer modernen Konzeption von Gesellschaftsgeschichte, die weit über die Grenzen einer auf die Geschichte der Nationen fixierten Historiographie hinausführt und neue Forschungsperspektiven eröffnet.

NEUE LITERATUR

Tobin, Yishai (ed.): The Prague School and its Legacy: in Linguistics, Literature, Semiotics, Folklore, and the Arts.

John Benjamins Publishing Company, Amsterdam, Philadelphia 1988, xxix + 317 pp. (Linguistic and Literary Studies in Eastern Europe 27).

This volume of the important LLSEE series contains contributions to a Colloquium on the Prague School and its Legacy, held at the Ben-Gurion University of the Negev, Be'er Sheva, Israel, in May 1984. It might well be viewed, as the Editor himself suggests (p. xiv), as part of the renewed interest in the Prague School evinced by the impressive chain of English-language publications to have appeared in the last twenty years. As has been remarked by various scholars at various times, including one passing reference in the present volume, many details of Prague School thinking could not have, in their day, the requisite impact on the outside world since so much was published in Czech, then, as now, not the most widely read language. The mounting tally of translations of key Prague-School works and of (re-)appraisals based on the amount to a belated growing recognition of one of Europe's main productive intellectual circles of the inter-war period.

It must be regarded as a success of the Israeli colloquium that the organisers secured offerings in practically all the manifold areas to which the Prague School, often through individual members, made its unique contribution, hence the division of the volume into five sections: 'Prague School phonology and its theoretical and methodological implications' (four papers), 'The Prague School and functional discourse analysis' (six papers), 'The Prague School and aspects of literary criticism' (five papers), 'The sociological and ethnological concerns of the Prague School' (three papers), and 'The Prague School's semiotic approach to the arts' (three papers). The papers' authors all come from North America, Israel or the Netherlands, though only two, Lubomír Doležel and Ladislav Matejka, are particularly well known for the specifically Czech dimension to their work. Their papers (on 'Literary transduction: the Prague School approach', pp. 165-176, and 'The sociological concerns of the Prague School', pp. 219-226,) are among those which adhere most nearly to Prague topics and sources. Others include those by J. C. Catford (pp. 3-19, on 'Functional load and diachronic phonology'), Anatoly Liberman (pp. 21-35, 'Distinctive features in synchronic and diachronic phonology', a paper dedicated to the Leningrad Seminar in Historical Phonology, the 'last blooming offshoot of phonology as conceived and developed in Prague'), Nomi Erteschik-Shir (pp. 145-153, 'Topic-chaining and dominance-chaining'), and Dennis Kurzon (pp. 155-162, 'The theme in text cohesion'). The last two entail discussion of post-Mathesius, i. e. post-war and post-Prague School *sensu stricto*, Czech developments in functional discourse analysis (Firbas, Daneš), though in such a Pragocentric volume neither notes the current role of Brno as an autonomous centre

(Firbas and others); in either paper one might have expected a reference to, for example, Aleš Svoboda's *Diatheme* (Brno, 1981; in English), with its detailed practical demonstration of the author's own development of Firbas' theories.

The other papers range from historical surveys, such as the Editor's own paper showing the evolution of the phonetics-phonology dichotomy from Ferdinand de Saussure through to William Diver (pp. 49-70), to analyses and supplementary interpretations of individual key Prague-Schools works, such as Dinnah Pladott's essay on Jiří Veltruský's 'Contribution to the semiotics of acting' (pp. 289-303; J.V. was an early member of the School, who has remained active in its spirit though in exile), and items of original research perceived as owing some debt to Prague School thought and/or method. The connection is fairly tenuous in the case of, say, Zelda Kahan-Newman's 'The discorsal *iz* of Yiddish' (pp. 73-90; this contributor brings in Roman Jakobson almost as an afterthought towards the end of the paper), or Robert M. Vago's 'From segments to autosegments: nasalization in Sundanese' (pp. 37-48; the author acknowledges the Prague School origin of the particular controversy, but couches his analysis in more recent terms), or somewhat idiosyncratic in Hana Arie-Gaifman's 'Dominant = Tonic + Dominant' (pp. 177-183), essentially a musicologically metaphorical account of changing literary norms, again with a debt to Jakobson, or Maria M. Langleben's phonologically metaphorical approach to discovering the 'message' of Ambrose Bierce's 'thrillers' (pp. 205-215). There is, regrettably, not the space here to detail all 21 papers reproduced in the volume. Suffice it to say that, apart from containing numerous insights into everything from Spanish word-order (Florimon C. M. van Putte, pp. 91-108) to the semiotic functions of stage objects (Freddie Rokem, pp. 276-288) and due references *passim* to the (pre-Prague) Moscow connection, as well as being a cumulative appraisal of such key Prague figures as Trubetzkoy, Mathesius, Jakobson and Mukařovský, the book contains useful classified bibliographies, Notes and/or References to each paper, though no composite bibliography (there are, however, name and subject indexes). On the negative side, the book is seriously marred by countless misprints and misspellings, often chaotic and misleading punctuation, the occasional malapropism, inconsistencies in the spelling of names, in the transcription of Russian names, and in the use of different type-faces, some minor omissions from the name-index, isolated errors in the non-English examples, and some contradictions between references in a text and its accompanying bibliography.

The broad range of methods in scholarly pursuits as illustrated by this volume essentially shows two things: there is indeed a proven inspirational legacy from Prague, which has been widely developed in many disparate areas and directions; secondly, this being so, and accepting that 'legacy' collocates with 'deceased' (*pace* the Leningrad Seminar), one might question both the point or even the propriety of recreating the Prague Linguistic Circle, as has recently happened (see M. Červenka: 'Čtyřicetiletá odmlka: Pražský lingvistický kroužek redivivus', *Lidové noviny*, 7. 3. 1990, p. 5; other journals carried similar items around this time). For circumstances have changed. Not every contemporary Prague linguist sees the sense of the reincarnation, though all may share the same free spirit of enquiry.

Nový, Rostislav/Sláma, Jiří: *Slavnikovci ve středověkém písemnictví. Překlady textů Jana Zachová* [Die Slavnikiden im mittelalterlichen Schrifttum. Die Textübersetzungen von Jana Zachová].

Vyšehrad, Praha 1987, 472S., 16 Tabellen, 4 Karten.

Die angeführte Arbeit stellt mit multidisziplinärem Ansatz (historisch, historisch-archäologisch, literarisch, kulturhistorisch, toponomastisch und numismatisch) das Schicksal des letzten von den Přemysliden unabhängigen Fürstengeschlechts vor, der Slavnikiden. Dabei vernachlässigt die Arbeit nicht die politischen Verhältnisse in- und rund um Böhmen im 10. Jahrhundert, namentlich im Zusammenhang mit der politischen und kulturellen Aktivität dieser letzten großen innerböhmischen Konkurrenz zum přemyslidischen Einigungsprozeß, und das besonders im Hinblick auf den zweiten Prager Bischof, den die Slavnikiden stellten, den heiligen Adalbert-Vojtěch (gestorben 997). Wurde dieser Heilige doch noch der letzte in der Reihe der großen Missionars- und Märtyrer-Bischöfe, die am Anfang der Diözesanorganisation Mitteleuropas standen seit Bonifatius-Winfried (gestorben 754).

Über die materielle Kultur des slavnikidischen Territoriums im östlichen Böhmen wissen wir heute dank der archäologischen Forschungen in Kouřim und in Libice mehr als vor fünfzig Jahren. Das schlägt in der Arbeit zu Buche. Im Mittelpunkt aber stehen zeitgenössische Texte, aus dem Lateinischen übersetzt, teils von Adalbert selbst, teils über ihn und sein Geschlecht vom Ende des 10. bis zum 14. Jahrhundert entstanden. Der Edition geht eine Einführung von Rostislav Nový über die „Slavnikiden im frühmittelalterlichen Böhmen“ voraus, ein Beitrag von 80 Seiten. Den Schluß des Buches bilden eine chronologische Tabelle und ein kommentiertes Personen-, Orts- und Sachregister von Jiří Sláma.

Die Einführung zur Textedition von Nový gliedert die Geschichte der Slavnikiden in den zeitgenössischen Kontext der böhmischen Entwicklung des sogenannten großmährischen Reiches und berücksichtigt dabei die Entwicklung des Frankenreiches vor und nach seiner Teilung in Ost und West. Die beiden politischen Schwerpunkte, der südbayerische in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts und der sächsische, der danach aufstieg, werden in Bezug zum böhmischen Kräftefeld gebracht. Der bayerisch-sächsische Gegensatz wird in der böhmischen Politik des 10. Jahrhunderts bei Přemysliden wie bei Slavnikiden herausgearbeitet. Nový zeigt die Entwicklung der beiden Territorien von der Zeit der Absorption der nichtslawischen Stammreste durch slawische Herrschaftsverbände seit dem 6. Jahrhundert über die vom sogenannten „bayerischen Geographen“ überlieferten Stammesnamen aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts und die Charakterisierung der ersten historischen Přemysliden bis zur Zeit des Konfliktes zwischen den beiden um eine Landeseinigung rivalisierenden Dynastien in den neunziger Jahren des 10. Jahrhunderts.

Nach der Studie über eine vom Westen unabhängige Datierung des Todesjahres des hl. Wenzels in der sogenannten Ersten Slawischen Wenzelslegende, wie sie F. V. Mareš im Wiener Slawistischen Jahrbuch 1972 vorlegte und R. Turek in den Numismatické listy 1989 bestätigte, läßt sich das Todesdatum des hl. Wenzel nicht auf das Jahr

935 legen, nach einer Angabe Widukinds von Corvey, sondern es bleibt bei dem in der tschechischen Forschung traditionellen Datum von 929. Dafür hatte sich auch F. Seibt in seinen „Wenzelslegenden“ (BohZ 23/1982, S. 249–276) entschieden, einer Arbeit, die dem tschechischen Autor entging. Die Folgen für einer Entwicklungsskizze der böhmischen Politik mit diesem oder jenem Datum sind seit langem alternativ konzipiert. Die Entwicklung des Schicksals der Slavnikiden in dieser Zeit, nämlich Slavniks, seiner Gemahlin Střezislava, des Thronfolgers Soběslav und eben jenes Prager Bischofs Vojtěch mit dem Konversionsnamen Adalbert sowie seines Stiefbruders Radim Gaudentius, Erzbischofs von Gnezen, erklärt derselbe Autor sehr kritisch und überzeugend durch die Kombination der archäologischen Belege mit den schriftlichen Zeugnissen. Dabei hob er auch die besondere Leistung Adalberts im kulturpolitischen Klima der böhmischen und deutschen Beziehungen zu Italien, Ungarn und Polen hervor.

Unter den Quellen zu Adalberts Leben, seinen eigenen Werken und seiner Vita, findet sich an erster Stelle die Vorrede zur sogenannten Christians-Legende, hier in das letzte Jahrzehnt des 10. Jahrhunderts datiert. Es folgen die drei bekannten westlichen Lebensbeschreibungen des Heiligen, wobei die dritte, anonyme, hier dem bekannten Abt Ellinger aus dem Kloster Tegernsee zugeschrieben wird – alles das in tschechischer Übersetzung. Aus den späteren Adalbert-Legenden findet man Leseproben. Im Zusammenhang mit Adalberts Wirken sind auch die maßgeblichen Urkunden aus der Frühgeschichte der von ihm gegründeten ersten böhmischen Benediktinerabtei in Břevnov vorgeführt.

Einwände gibt es zu dem kommentierten Register, das von J. Sláma stammt. Sie richten sich hauptsächlich zu den historischen Angaben aus Mähren. So muß man beispielsweise bei dem Stichwort Hedč (S. 404) daran zweifeln, daß das Toponym Brňany in Böhmen eine Ortsverschiebung im Rahmen des Přemysliden-Staates belege, weil die Wurzel des Wortes brbnji ein Appellativ ist, und weil der Name Pirna in Sachsen mit dem Ortsnamen Brünn verwandt ist. Das Stichwort šachy (S. 445) ist schon seit Josef Straka nicht mehr mit dem Werk von Tomáš Štítný in Verbindung zu bringen. Prusové (S. 431) sollte um eine Erklärung über die Entstehung des Preußischen Königreichs zu Anfang des 18. Jahrhunderts und eine Erinnerung an seine Expansion in den Schlesischen Kriegen erweitert werden.

Zu einem ganz anderen Teil führt die Erwägung, daß während des Großmährischen Reiches wohl auch hier von den beiden sogenannten Slawen-Aposteln eingeführten Gesetzbücher gültig waren, so daß man die Decreta Bracislai eigentlich nicht als das erste Gesetzbuch bezeichnen kann (S. 399).

Die Arbeit stellt den Forschungsbereich noch einmal kritisch zusammen, sie macht aber auch die maßgeblichen Quellentexte in Übersetzung zugänglich. Das ist ihr besonderes Verdienst.

Staročeská kronika tak řečeného Dalimila [Die altschechische Chronik des sog. Dalimil]. Hrsg. von Jiří Daňhelka, Karel Hádek, Bohuslav Havránek und Naděžda Kvítková.

Academia, Praha 1988, 2 Bde., 612 + 604 S. (Texty a studie k dějinám českého jazyka a literatury 4 und 5).

Diese Ausgabe des „Dalimil“ verdient zweifellos die Bezeichnung einer endgültigen Edition. Die Reimchronik reicht mit ihren ursprünglich 5569 Versen bis zum Jahr 1314 und verarbeitet die böhmische Geschichte aus der Sicht des böhmischen Adels. Dabei zeichnet sie ein polemisch-nationales antideutsches Geschichtsbild, das sich vor allem gegen das deutsche Bürgertum des Landes richtete. Der (noch immer) unbekannte Autor sucht dem jungen, neuen König Johann von Luxemburg, der 1310 von außerhalb Böhmens auf den Thron gelangte, die Maximen einer konservativen, adelsfreundlichen tschechischen Politik deutlich zu machen. Zugleich aber ist die Dalimilsche Reimchronik neben der einheimischen Alexandreis und den ältesten Verslegenden das wichtigste altschechische epische Sprach- und Literaturdenkmal. Sie wurde in späteren Zeiten immer wieder redigiert und aktualisiert, u. a. beim Regierungsantritt Karls IV. und Wenzels IV. sowie in der Hussitenzeit.

Die insgesamt über 1200 Seiten umfassende zweibändige Edition stellt das gesamte Textmaterial zusammen und überprüft es kritisch. Dazu zählen die drei mehr oder weniger vollständigen Handschriften von Cambridge (Mitte des 14. Jahrhunderts), die Franziskanerhandschrift (1440) und die Wiener Handschrift (wahrscheinlich Ende des 14. Jahrhunderts), die den wichtigsten altertümlichsten und dem Archetyp am nächsten stehenden Text bietet. Dazu wurden neben sechs z. T. alten Fragmenten weitere fünf meist redigierte Fassungen in fünf weiteren Handschriften erfaßt sowie die älteste Ausgabe von Paul Ješín (1620) herangezogen, die auf teilweise nicht mehr erhaltenen Handschriften beruht, ferner auch die zwei deutschen Übersetzungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert.

Auf die Einleitung (mit den Grundsätzen der Ausgabe) folgt als erster Teil der Edition die photographische Wiedergabe der Wiener Handschrift als der Editionsgrundlage sowie einiger Beispiele aus den anderen Handschriften, dann als zweiter umfangreicher Teil die Transkription dieser Wiener Handschrift mit den abweichenden Lesarten der übrigen Textzeugnisse. Dieser textkritische Apparat übersteigt den Umfang des eigentlichen Textes nicht selten um das Zehnfache! Alle Veränderungen und Entwicklungen in Sprache und Formulierungen lassen sich daran jetzt verfolgen. Als Ergebnis, nicht unbedingt als Ziel, der Arbeit ergibt sich nach Meinung der Herausgeber eine „hypothetische Rekonstruktion“ des ursprünglichen vom Autor vorgesehenen Wortlauts der Quelle.

Obwohl es die Benutzung der verschiedenen Ausgaben des „Dalimil“ erschwert, entschlossen sich die Herausgeber, nicht die herkömmliche Gliederung in 106 Kapitel, sondern die nach ihrem Befund ursprüngliche Anordnung in 103 Kapitel vorzunehmen und eine vergleichende Tabelle einzufügen.

Die Arbeitsleistung der Herausgeber des sog. Dalimil ist eindrucksvoll, die Edition ist jedoch eine rein textkritisch-philologische ohne Kommentar, ohne Register und ohne Literaturverzeichnis. Bis die angekündigten historischen bzw. literatur-

geschichtlichen Kommentare erscheinen, wird besonders der historisch interessierte Leser mit der älteren handlichen Ausgabe von B. Havránek und J. Daňhelka und den kenntnisreichen historischen Erläuterungen von Zd. Kristen, in der 2. Auflage 1958, besser bedient sein. Wer sich mit den mittelalterlichen deutschen Fassungen beschäftigen will, muß sogar noch zur alten Ausgabe von J. Jireček im 3. Band der *Fontes rerum Bohemicarum*, 1882, greifen.

Tübingen

Peter Hilsch

Veldtrup, Dieter: Zwischen Eherecht und Familienpolitik. Studien zu den dynastischen Heiratsprojekten Karls IV. Studien zu den Luxemburgern und ihrer Zeit. Hrsg. von Friedrich Bernward Fahlbusch, Peter Johánek und Heinz Stöob.

Verlag Fahlbusch/Hölscher/Rieger, Warendorf 1988, 564 S.

Die Heiratspolitik des bedeutendsten und in seinen stabilisierenden politischen Absichten jedenfalls erfolgreichsten unter den fünf Luxemburgischen Herrschern ist oft beschworen worden, als man vor gut einem Jahrzehnt seinem Andenken zwei Biographien, drei Sammelbände, zwei Ausstellungen und mehr als 300 einzelne Studien widmete. Im einzelnen und Plan für Plan untersucht hat sie damals niemand. Das übernahm nun Dieter Veldtrup, angeregt durch eine Seminarveranstaltung von Heinz Stöob 1983, „als Jurist und genealogisch interessierter Historiker gleichermaßen vom Thema fasziniert“. So entstand nicht eine der üblichen Dissertationen, sondern ein reifes wissenschaftliches Werk.

Karl selbst war bekanntlich viermal verheiratet, und für die neun überlebenden seiner insgesamt elf Kinder hat er zwanzig verschiedene Heiratspläne eingefädelt, dazu noch neun für die Kinder seines Bruders Johann von Mähren. Karls intellektuelle Überlegenheit, die man auch bei einem Potentaten von dieser Publizität und Quellennähe nicht mehr leicht testen kann, zeigte sich unter anderem immer wieder in seiner Personalpolitik, bei der er imstande war, mit dem stets regen Gedächtnis etwa eines erfahrenen Kartenspielers zur rechten Zeit nach den treffenden Trümpfen zu greifen. Das kann man in vielen Abläufen beobachten. Die stets rege Nachdenklichkeit Karls hatte von jungen Jahren an Personalpolitik als ein besonderes Herrschaftsinstrument verstanden, und er wußte einfach mehr und zur gegebenen Zeit immer wieder Richtigeres als andere.

Von seinen neunundzwanzig Heiratsprojekten also, abgesehen von drei eigenen Ehen, die er sehr zielbewußt plante und verwirklichte, galten elf den Königshäusern Polen und Ungarn. Fünf waren Habsburgern und Wittelsbachern zgedacht und acht anderen Fürstenfamilien, besonders den Hohenzollern und den Wettinern, im Umkreis seiner böhmischen Expansionspläne. Veldtrup hat herausgestellt, daß der Schwerpunkt von Karls Heiratsdiplomatie also nicht im Reich lag, sondern in Polen und Ungarn, im östlichen Mitteleuropa, da wo er seine Dynastie nun eben auch eigentlich etablierte, rings um seine „böhmische Bastion“. Nur ein einziges luxemburgisches Heiratsprojekt galt dem westlichen Mitteleuropa, dem Stammland Luxemburg und Erbaussichten auf das benachbarte Brabant, aber gerade das hatte nicht

Karl selbst für seinen Halbbruder Wenzel eingefädelt, sondern dessen französische Mutter. Karl wußte es nur zu rechten Zeit zu nutzen, ohne daß sich dadurch, auch nach den Anzeichen seiner Heiratspolitik, der luxemburgische Akzent wieder nach dem Westen verschoben hätte.

Die umfangreiche Arbeit führt noch einmal mit großer Sorgfalt in vielen Einzelheiten in das gesamte Geflecht der kaiserlichen und fürstlichen Beziehungen im dritten Viertel des 14. Jahrhunderts zurück, und manches läßt sich daraus lernen; Mutmaßungen werden bestärkt oder bestätigt, im ganzen tritt Karls Aktionskreis noch deutlicher hervor. Einmal mehr wird dabei freilich bestätigt, daß Karl ein europäischer Herrscher war, der sich da etablierte, wo er mit Recht auf Machtzuwachs hoffen konnte, im östlichen Mitteleuropa. Keineswegs, um sich darauf zu beschränken und etwa deswegen des Reiches „Erzstiefvater“ zu werden, nach einem alten Fehlurteil, das die kurzatmige Biographie von Jiří Spěvácěk vor ein paar Jahren leider noch einmal vorzuführen suchte. Veldtrups Buch ist fortan zum Kernbestand der Karls-Literatur zu zählen.

Bochum

Ferdinand Seibt

Hejnic, Josef/Polívka, Miloslav: Plzeň v husitské revoluci. Hilarius Litoměřického „Historie města Plzně“, její edice a historický rozbor [Pilsen in der hussitischen Revolution. Des Hilarius von Leitmeritz „Hystoria civitatis Plznensis“, ihre Edition und historische Analyse].

Academia, Praha 1987, 498 S. + Abb.

Der Haupttitel des Buches ist irreführend. Es geht hier nicht um eine Darstellung der Geschichte Pilsens während der hussitischen Revolution. Der Untertitel benennt dagegen exakt das Anliegen der Monographie.

Hilarius stammte aus einer utraquistischen Leitmeritzer Familie, brachte es bei seinen Studien in Italien zum Doktor der Rechte, wirkte dann ein paar Jahre an der Prager Universität, trat schließlich – wenn nicht schon in Italien – zur katholischen Kirche über und wurde Mitglied des Prager Domkapitels. Seine politisch und theologisch bedeutsamste Lebensphase umfaßt die Jahre 1462 bis 1468, als er in der Funktion des Kapiteldekans und Administrators des Erzbistums zunächst versuchte, König Georg von Podiebrad zur päpstlichen Obödienz zu bewegen, dann jedoch in Verbindung mit der adeligen „Grünberger Einung“ den Kampf gegen den König propagandistisch und diplomatisch unterstützte. Seine beiden letzten Lebensjahre waren von dieser oppositionellen Agitation ausgefüllt, bei der er brieflich und mündlich böhmische Städte, Klöster und Adlige zum Abfall vom König zu bewegen suchte, den Reichstag von Nürnberg besuchte, an der Versammlung der Opposition in Breslau teilnahm und mit deren Gesandtschaft nach Rom zu Paul II. reiste, bei der Rückkehr über Wien König Matthias von Ungarn aufsuchte und zuletzt in Südböhmen gegen Georg von Podiebrad wirkte. Dort ist er am 31. Dezember 1468 in Budweis gestorben.

Seine „Hystoria“ der Stadt Pilsen gehört genau in diesen Kontext. Es handelt sich dabei nämlich um eine Predigt, die Hilarius von Leitmeritz am 10. Mai 1467 in der

Bartholomäus-Kirche von Pilsen hielt aus Anlaß der Feier zum 33. Jahrestag der Befreiung der Stadt von der Belagerung durch die Taboriten. Von der Zielsetzung und dem Argumentationsgang her ist die Predigt aber zugleich eine politische Rede, die den Widerstand Pilsens gegen König Georg motivieren und bestärken soll. Da der Autor dabei an das städtische Selbstbewußtsein appelliert, auf die Ursprünge und die Geschichte der Stadt zurückgreift und an ihre Verdienste im Kampf für die katholische Kirche, insbesondere gegen die Hussiten erinnert, kann der Herausgeber die Rede auch als Erinnerungspanegyrik einstufen; ja, sie ist auch schon als erste Chronik Pilsens bezeichnet worden.

Im ersten Teil des Buches ediert Josef Hejnic die „Hystoria“ in ihrer lateinischen Fassung (52 S.) und in tschechischer Übersetzung. Er kann dabei auf die einzige Urfassung, eine fast zeitgenössische Abschrift in der Prager Staatsbibliothek, auf eine veraltete und fehlerhafte Edition von 1820 und auf eine tschechische Übersetzung von 1821 zurückgreifen. In der sorgfältigen lateinischen Edition gibt er neben den Textabweichungen vor allem die zahlreichen biblischen, patristischen und antiken Quellen an, die Hilarius benutzt hat. In den Text führt Hejnic nicht nur mit einer Text- und Quellenkritik ein und mit einer biographischen Skizze vor allem zu den Studien- und letzten Lebensjahren des Autors, in der er manche Datierungen neu sichern kann. Er bietet darüber hinaus auch eine literar- und ideengeschichtliche Analyse des Werkes hinsichtlich seines mittelalterlichen Predigttypus und seiner Panegyrik, seiner Zurückhaltung gegenüber antiken Autoren und seiner politischen Theorie über das Verhältnis von Königtum und Papsttum, in der sich Hilarius diametral von dem weit humanistischeren Propst Johann von Rabstein unterschied, der den „Ketzerkrieg“ damals ablehnte. Vorangestellt ist aber auch ein Verzeichnis der bislang nur sporadisch edierten Werke des Hilarius und ein Katalog der bekannten Reste seiner Privatbibliothek.

Im zweiten Teil, „Pilsen in der Schlußphase der hussitischen Revolution“, nutzt Miloslav Polívka die Rede des Hilarius als historische Quelle sowohl für das politische Denken zur Zeit des „Zweiten Hussitenkrieges“ gegen Georg von Podiebrad als auch vor allem für die Geschichte der halbjährigen Belagerung Pilsens 1433/34, der Hilarius besonders breite Aufmerksamkeit widmet. Spielte diese Stadt doch 1433 die Rolle eines katholischen Machtzentrums und eines Informations- und Wirtschaftsschmiedes zum Reich und war daher dem letzten großen Angriff der Taboriten ausgesetzt, um die Reformation in Böhmen endgültig und allgemein zu verbreiten. In eine vergleichbare Rolle geriet Pilsen wieder 1467, als König Georg die konfessionelle Koexistenz durchsetzen wollte. Diese Entstehungsbedingungen der Predigt des Hilarius erläutert Polívka zu Beginn und hebt die Bedeutung Pilsens als katholisches Bollwerk bis ins 17. Jahrhundert hervor. In einem weiteren Abschnitt kontrastiert er den Papalismus des katholischen politischen Denkens im Böhmen der sechziger Jahre des 15. Jahrhunderts und die Kompromißlosigkeit des Hilarius mit den Toleranztendenzen der Utraquisten und Böhmisches Brüder, aber auch eines Johann von Rabstein.

Im weitaus größten Kapitel dieses Teils (190 von 224 S.) zieht Polívka die Darstellung des Hilarius als Quelle für einige Aspekte der Geschichte Pilsens heran, zunächst für Anfänge, Namen und Wappen der Stadt, wie sie von Hilarius erläutert wurden. Vor allem aber geht es um jene Belagerung von 1433/34, die hier in weitere historische

und europäische Zusammenhänge gestellt wird. Es gelingt Polívka dabei ausgezeichnet, die damals aktuelle politische, religiöse, ökonomische und kommunikationstechnische Bedeutung Pilsens ebenso aufzuzeigen wie den unmittelbaren Zusammenhang der Belagerung einerseits mit der Isolierung der taboritischen Feldheere und ihrer inneren Krise, andererseits mit ihrem Untergang in der Schlacht bei Lipany, zu der die Belagerer vom katholisch-utraquistischen Adel gezwungen wurden. Die Belagerung Pilsens, die auch Kaiser und Konzil beschäftigte, stellte somit keine bloß lokale Affäre dar, sondern bedeutete den großen Umschwung in der Überführung der hussitischen Revolution in eine stabile Ordnung und konzentrierte die verschiedenartigsten daran beteiligten Kräfte. Die These, daß sie andererseits die katholische Seite zur Kompromißbereitschaft gezwungen habe, halte ich allerdings für bezweifelbar, da die Konzilslegaten gerade während dieser Zeit, nach Abschluß der Prager Kompaktaten (November 1433), sich als besonders unnachgiebig erwiesen.

In den letzten Abschnitten behandelt Polívka das von der Quelle angesprochene Selbstbewußtsein der Stadt, ihr Wirtschaftsleben ebenso wie ihre religiösen Traditionen und ihr historisches Bewußtsein. In diesem Zusammenhang könnte die Rede des Hilarius als Exempel der Stadtlob-Literatur im Vergleich mit anderen Beispielen dieser Gattung sehr gut weiter ausgewertet werden für das Studium der Entwicklung spätmittelalterlichen städtischen Selbstbewußtseins. Die Quelle und ihre vorliegende ausführliche Analyse weist somit einerseits auf zentrale Probleme bei der Beendigung der hussitischen Revolution und in der Zeit Georgs von Podiebrad hin, andererseits aber darüber hinaus auf das Forschungsfeld der spätmittelalterlichen Stadtmentalität.

Bochum

Winfried Eberhard

Dickson, Peter George Muir: Finance and Government under Maria Theresia 1740–1780: Vol. I: Society and Government. Vol. II: Finance and Credit.

Clarendon Press, Oxford 1987, Bd. 1: 491 S., Bd. 2: 453 S.

In den letzten Jahren haben gerade britische Historiker Akzente in der Erforschung der Habsburgermonarchie der frühen Neuzeit gesetzt, so R. J. W. Evans' *The Making of the Habsburg Monarchy 1550–1700* (1979) oder D. Beales mit dem ersten Band seiner *Biographie Josephs II.* (1987). Die vorliegende Monographie von P. G. M. Dickson, Frucht nahezu zwanzigjähriger Forschungen, reiht sich in diesen Kontext nahtlos ein: ein außergewöhnlich ambitioniertes zweibändiges Werk, das auf nahezu 1000 Seiten eine Analyse der Habsburgermonarchie 1740–1780 bietet, in deren Zentrum die Staatsfinanzen und ihre Bedeutung für Regierung und Gesellschaft stehen. Der Zusammenhang von existenzbedrohender Finanzkrise und gesteigertem Reformwillen an der Spitze des Staates wird von Dickson für die Reformschübe der Habsburgermonarchie 1747–1749, verknüpft mit dem Namen Haugwitz, und 1761–63, inauguriert von Kaunitz, vorgeführt. Aus dieser Perspektive erscheint der Terminus „Reformabsolutismus“ eher angebracht als der des „aufgeklärten Absolutismus“,

da die Wohlfahrt der Untertanen in einem solchen Programm von untergeordneter Bedeutung blieb.

Vergleichbar mit den Arbeiten von Beales und Evans zeichnen auch die von Dickson zwei wesentliche Vorzüge aus. Gegen eine zentralistische Perspektive vor allem der älteren Forschung zur Habsburgermonarchie, die weitgehend eine deutsch-österreichische gewesen ist, erhalten die böhmischen und ungarischen Lande den ihnen angemessenen Stellenwert, findet somit auch deren Historiographie breite Berücksichtigung. Fragen der Bevölkerungsentwicklung, der diversen Kataster und der Entwicklung der Kontribution beispielsweise sind von der tschechischen Forschung für die böhmischen Länder intensiver aufgearbeitet als dies für die österreichischen Erbländer der Fall ist. Es ist schon ein wesentlicher Verdienst von Dicksons Arbeit, daß deren Ergebnisse auch den Historikern zugänglich gemacht werden, die nicht zur Spezialriege der Osteuropa-Historiker zählen. Doch nicht der polyglotte Charakter der Habsburgermonarchie erscheint als vorrangige Schwierigkeit beim Versuch einer Synthese, sondern "the absence of systematic investigation of manuscript sources by historians of the period" (I/10). Um dem zu entgehen, hat Dickson sein Werk auf umfangreiche Archivalien der diversen Wiener und anderen Archive – darunter London, Paris, Graz, Budapest und Brüssel – gestützt. In Auseinandersetzung mit der älteren Forschung werden zahlreiche neue Fakten für schwierige Problembereiche wie Staatseinnahmen und -ausgaben, Kriegsfinanzierung, Subsidienpolitik und Schuldenaufnahme dargeboten und in engem Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Strukturen der einzelnen Provinzen interpretiert.

Die Analyse der Habsburgermonarchie gliedert sich in drei Teile, von denen Teil I, *society*, den Rahmen notwendiger Präliminarien weit hinter sich läßt. Hier wird nicht weniger als ein Aufriß der Sozialstruktur der einzelnen Provinzen der Monarchie geboten, von den Ressourcen der Kirchen und des Adels bis hin zur Lage der Bauern und der Herausbildung eines Wirtschaftsbürgertums der Großkaufleute und Bankiers in der Kapitale Wien, welches mit dem der ökonomisch weiter fortgeschrittenen österreichischen Niederlande kontrastiert wird. Gerade für die letztgenannten Gruppen werden auf breiter prosopographischer Basis aufschlußreiche Daten vorgelegt, so eine tabellarische Zusammenfassung der Wiener Handlungshäuser zwischen 1740 und 1780. Sie wurden in der Ära Maria Theresias zu einer der wichtigen Stützen des heimischen Kapitalmarktes, weil der Staat sich aus der Abhängigkeit des bis dahin dominierenden Kapitals der jüdischen Bankiersfamilien – auch deren Binnenverbindungen werden detailliert aufgeschlüsselt – zu befreien suchte.

Gleichwohl blieben die Kernlande im Vergleich mit Westeuropa ökonomisch rückständig, fehlte eine wirtschaftlich starke Mittelschicht. Die Bedeutung der Außengebiete in Italien und vor allem der österreichischen Niederlande lag darin, daß dort ein finanzkräftiges Bürgertum existierte, auf das unter Maria Theresia der Staat seine Anleihepolitik konzentrieren konnte. Die Brüsseler und Antwerpener Finanzwelt verschaffte Österreich den Zugang zu den westeuropäischen Finanzmärkten selbst in den kritischen Zeiten des Siebenjährigen Krieges.

Die Anleihepolitik als wichtiger Bestandteil der Finanzpolitik hatte zugleich gewichtige Konsequenzen für die Machtverteilung innerhalb der zentralen Regierungs-

gremien, auf die Dickson im zweiten Teil seines Werkes eingeht. Offenbar entschied über die Qualität zum führenden Staatsmann wesentlich mit, welcher Beitrag zur Aufrechterhaltung des Staatskredits geleistet werden konnte: Bartenstein vermochte diese Aufgabe in den vierziger Jahren nicht zu erfüllen, weil sein Schwiegersohn Franz von Wiesenhütten der Rolle eines Staatsbankiers nicht gewachsen war und 1746 bankrott machte. Kaunitz' Protegé Fries dagegen spielte diese Rolle seit den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts sehr erfolgreich in enger Verbindung mit Madame Nettine in Brüssel. Dickson richtet sein Augenmerk jedoch nicht nur auf die Spitzen staatlicher Verwaltung. In zwei eigenen Kapiteln liefert er eine prosopographische Übersicht über das Personal sowohl der Zentralbehörden als auch der lokalen Oberbehörden. Während in den Zentralbehörden wie dem Direktorium oder dem 1761 ins Leben gerufenen Staatsrat der Anteil von Mitgliedern einer neuadeligen Meritokratie deutlich zunahm und auch die hochadeligen Mitglieder sich den neuen Professionalisierungsstandards stellen mußten, blieb die Provinzverwaltung ein Spiegelbild der lokal führenden Adelsfamilien.

Die Gründe für die auch weiterhin dominierende Rolle des Adels in den Provinzen, woran auch die Haugwitzschen Reformen nichts änderten, werden vor allem im umfangreichen dritten Teil, der die Struktur der Staatsfinanzen zum Gegenstand hat, nachvollziehbar. Trotz aller Kritik an der Ineffizienz der Stände blieb die Monarchie auf sie angewiesen, wurden die grundlegenden Reformen 1747–49 weniger durch Konfrontation als vielmehr durch Kooperation erreicht, die in den böhmischen Ländern auf einer Interessenidentität fußte – der Furcht vor Preußen. Die schwierige Finanzlage im Siebenjährigen Krieg ließ das Gewicht der Stände ohnehin wieder steigen, ablesbar an der Gründung der ständischen Kreditdeputation 1761.

Der Vergleich der Steuerlast der einzelnen Länder der Monarchie läßt die Sonderrolle Böhmens deutlich werden: Die Loyalitätskrise während der bayerischen Okkupation 1741/42 war nicht zuletzt auf die hohe Steuerlast Böhmens zurückzuführen (II/188), neue Steuern nach 1763 und die große Hungersnot 1770/72 führten zur schweren sozialen Krise, die in den Bauernrevolten 1775 kulminierte. Wie gefährlich diese Krise eingeschätzt wurde, läßt sich daran ablesen, daß 1775 die böhmische Kontribution um ein Drittel gesenkt wurde. Detailliert weist Dickson in seinen Ausführungen zur Armeefinanzierung nach, daß der Anlaß der Steuersteigerungen das außerordentliche Wachstum der Armee gewesen ist – im 18. Jahrhundert auf das Dreifache der ursprünglichen Kriegs- und Friedensstärke.

Dicksons faktenreiche Darstellung darf für die Geschichte der Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert zweifellos den Rang eines Standardwerkes beanspruchen, das für zahlreiche Einzelfragen weiteren Forschungen wohl überhaupt erst eine Grundlage geschaffen hat. Analysen zum Zusammenhang von Staatsfinanzen, Regierung und Gesellschaft in anderen europäischen Staaten im Zeitalter des „aufgeklärten Absolutismus“ werden sich an diesem Maßstab orientieren müssen.

Hartmann, Peter Claus: Karl Albrecht – Karl VII. Glücklicher Kurfürst, unglücklicher Kaiser.

Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1985, 367 S.

Die Persönlichkeit des bayerischen Kurfürsten und unglücklichen Kaisers, von der Geschichtsschreibung oft übergangen, findet in dem vorliegenden Werk eine gerechtere Beurteilung. Ein neuerschlossenes Quellenmaterial hat es dem Autor ermöglicht, den Herrscher in vielen Bereichen, in der Außenpolitik wie auch in der Kunst als großzügigen Förderer, zu schildern und seinem Charakterbild einigen Glanz zu verleihen. Im Rahmen der Bohemia-Zeitschrift sind die Beziehungen des Kurfürsten zu Böhmen in den Vordergrund zu stellen. Karl Albrecht versuchte, die Erbansprüche auf die österreichischen Lande mit Hilfe Frankreichs durchzusetzen. Dadurch verstärkten sich jedoch die Schwierigkeiten des Koalitionskrieges im Hinblick auf die Subsidienpolitik, da die beiden Staaten verschiedene Operationsziele verfolgten. Wohl gelang die Eroberung Prags 1741, und es folgte die Ausrufung „zum König und Erbherrn von Böhmen“. Die Erbhuldigung der böhmischen Stände stellte sich für Karl Albrecht als Beweis dar, daß die überwiegende Mehrheit des Adels und der Städte auf seiner Seite stand (1741). Sie erfolgte überwiegend in tschechischer Sprache. Die Herrschaft der Habsburger war offensichtlich damals in Böhmen wenig beliebt. Die eingesetzte Landesregierung Karl Albrechts blieb jedoch nur auf die von Bayern und Sachsen besetzten Gebiete Böhmens beschränkt und verlor bald ihren Einfluß gänzlich, als der Wittelsbacher wegen Bedrohung seines Kurlandes incognito Böhmen verlassen mußte. Auch das zweite Unternehmen bayerischen Ausgreifens nach Böhmen scheiterte, nachdem die letzte Bastion bayerisch-französischer Herrschaft in Prag im Dezember 1742 kapituliert hatte. Es ist das Verdienst dieser gediegenen Monographie, bisher wenig beachtete Eigenschaften und damit die Persönlichkeit des Kurfürsten in einem günstigeren Licht erscheinen zu lassen.

Fürth

Harald Bachmann

Drabek, Anna M./Leitsch, Walter/Plaschka, Richard G. (Hrsg.): Rußland und Österreich zur Zeit der Napoleonischen Kriege.

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1989, 206 S.

Im Vorwort zu der Vortragsreihe des sowjetisch-österreichischen Historikersymposiums in Wien (22.–24. 10. 1985) setzten sich R. G. Plaschka und W. Leitsch mit den Gesichtspunkten auseinander, die in der Epoche Napoleons für die Beziehungen des Habsburgerreiches zum Zarenreich von großer Bedeutung waren. Seit Jahrhunderten bestanden enge diplomatische Beziehungen zwischen den beiden Großmächten. Sie umfaßten vor allem außenpolitische, militärische und schließlich, unter dem Einfluß der Französischen Revolution, nationale Vorgänge der Ära von 1805–1815. Die Politik des Zarenreiches findet in drei grundlegenden Vorträgen

genauere Erörterung auf der Basis neuer Forschungen (A. L. Naročnickij, G. S. Kučerko – in französischer Sprache – und P. M. Islamov).

Auf die wachsende Rivalität Österreichs und Rußlands geht I. S. Dostjan im Zusammenhang mit dem ersten serbischen Aufstand (1804–1813) ein, und zwei weitere Abhandlungen befassen sich mit der russischen Diplomatie zu der Zeit, als Österreich für die sechste Koalition gegen Napoleon gewonnen wurde (O. V. Orlik) und mit den russisch-österreichischen Beziehungen 1814/15 (J. A. Pisarev). Gerade dieses Jahr war erfüllt von Unstimmigkeiten in der Bündnispolitik der beiden Großmächte, die erst nach Überwindung der Gegensätze im Vertrag von Chaumont beigelegt werden konnten. In einem weitausgreifenden Überblick charakterisiert H. Heppner den österreichisch-russischen Konflikt in Südosteuropa, die Bedeutung der Donaufürstentümer und die vergebliche Hoffnung Österreichs auf eine Okkupation der Jonischen Inseln in jenen Jahren. Im ganzen gesehen trat die Monarchie für die Erhaltung des status quo hinsichtlich der Souveränität der Türkei ein und enthielt sich jeglicher ernsthaften Expansionsbestrebungen. E. Zöllner berichtet über „Wien und Österreich um 1800 im Urteil französischer Zeitgenossen“. Diese äußerten sich im großen ganzen positiv über Land und Leute des damaligen Kriegsgegners. A. M. Drabek setzt sich mit dem allslawischen Gedanken im tschechischen Nationsbegriff in den böhmischen Ländern auseinander. Aus ihren Forschungen geht hervor, daß der nationale Wiederaufstieg der Tschechen im 19. Jahrhundert vielfach durch ihre engen Kontakte mit den russischen Truppe in den böhmischen Ländern (1805–1813) gefördert wurde. R. Egger und P. Broucek steuern kenntnisreiche Abhandlungen zur Geschichte der militärischen Operationen 1805 (Austerlitz) und 1812/13 (Auxiliarkorps Fürst Schwarzenberg) bei, die weitgehend aus den Akten des Österreichischen Kriegsarchivs Wien erarbeitet wurden. Mit „Inflationskonjunktur und Alltagsnot in Österreich zur Zeit der Napoleonischen Kriege“ greift R. Sandgruber ein Kapitel der Sozialgeschichte heraus, das die Lebensverhältnisse der gesamten Bevölkerung – auch der Unterschichten – schildert. M. Csáky verdanken wir eine gründliche komparatistische Analyse des religiös motivierten, nicht reaktionären Konservatismus in Österreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die Grundlage dieser Abhandlung ist Franz Graf v. Széchenyis bisher unveröffentlichte Schrift aus dem Ungarischen Staatsarchiv „Vom Zeitgeist“ (1818/19) und Friedrich Schlegels Aufsatz „Signatur des Zeitalters“ (1820/23).

Fürth

Harald Bachmann

Janko, Jan/Štrbáňová, Soňa: Věda Purkyňovy doby [Die Wissenschaft in Purkyněs Zeit].

Academia, Praha 1988, 292 S.

Die tschechische Historiographie verband mit der nationalen Wiedergeburt nur Kunst, Belletristik und einige gesellschaftliche Disziplinen. Jetzt haben sich Jan Janko und Soňa Štrbáňová zum Ziel gesetzt, auch die Zusammenhänge zwischen der Emanzi-

pation der tschechischen Nation und der Wissenschaft, vor allem der Naturwissenschaft, zu untersuchen. Den chronologischen Rahmen bilden die Jahre 1800 und 1870, ungefähr die Lebensdaten Purkyněs, des größten tschechischen Biologen und Organizers des wissenschaftlichen sowie gesellschaftlichen Lebens.

Die Autoren beschreiben den Zustand und die Fortentwicklung der in Böhmen, teilweise auch in Mähren, gepflegten Wissenschaften. Sie widmen sich insbesondere den spezifischen Bedingungen der tschechischen Wissenschaft, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem die Probleme der Terminologie bewältigen mußte, später aber eine rasche Entwicklung erlebte. Auch die Organisation der wissenschaftlichen Forschung nimmt in dem vorliegenden Buch einen gewichtigen Platz ein, große Aufmerksamkeit wird ferner den Thunischen Reformen des Hochschulwesens und ihren Folgen für die Wissenschaft geschenkt. Mehrere wissenschaftliche Entdeckungen und Erfolge sprechen dafür, daß Prag – durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch eine Provinzstadt – gleichwohl ein wichtiges Kulturzentrum darstellte. Zwei Kapitel machen uns auch mit Purkyněs Tätigkeit vertraut, einmal mit seiner wissenschaftlichen Arbeit in Breslau, wo er sich in seinem Physiologischen Institut mit der experimentellen biologischen und zugleich theoretisch fundierten Forschung beschäftigte, zum anderen in Prag, wo er sich vor allem der Organisation der Wissenschaft widmete. Dort entstand auch ein Hauptprojekt seines Alters – der Vorschlag der Gründung einer Akademie, einer Institution, die sich das Volk aus eigenen Mitteln und für seine eigenen Zwecke schaffen sollte.

Anstelle des Versuchs, die Gedankenwelt Purkyněs und anderer Wissenschaftler zu rekonstruieren, wollten die Autoren eher die faktische Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens (Forschungsprojekte, Publikationsaktivität usw.) dokumentieren. Damit erhält das Buch zwar einen allzu deskriptiven Charakter, andererseits können wir uns nur auf der Grundlage einer solchen faktographischen Übersicht ein Bild von dem Niveau der verschiedenen Disziplinen machen. Einige Bemerkungen lassen eine kritische Einstellung zur tschechischen politischen Repräsentation erkennen, was mir insbesondere im Hinblick auf das Jahr 1848 und den Austroslawismus ungerecht erscheint. Auch würde ich nicht immer Zweifel an der Gesinnung der böhmischen Adligen hegen und der Beziehung der Vertreter der ständischen Opposition zu ihrem Vaterland. Die Autoren registrieren die Aktivitäten tschechischer und deutscher Wissenschaftler, für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch – um die Kontinuität der tschechischen Wissenschaft hervorzuheben – fassen sie alles unter dem Begriff der tschechischen Wissenschaft zusammen. Ich stimme damit überein, daß die Sprache zu dieser Zeit kein eindeutiges Kriterium bildete – die Schriften Pelzels und Dobrovskýs, obwohl in deutscher Sprache verfaßt, gehören zur tschechischen Wissenschaft, doch nur mit Einschränkungen gilt dies z. B. für die Abhandlungen Dopplers. Ich meine, daß die Unterscheidung zwischen böhmisch, tschechisch und deutsch die Sache am besten trifft.

Dokoupil, Lumír: Obyvatelstvo ostravské průmyslové oblasti do sčítání 1869 [Die Bevölkerung der Ostrauer Industrieregion bis zur Volkszählung 1869].

Státní pedagogické nakladatelství, Praha 1986, 132 S., 49 Tab., engl. Res. (Spisy Pedagogické fakulty v Ostrave 57).

Als einer der ersten tschechischen Historiker begann Dokoupil in den sechziger Jahren mit historisch-demographischen Studien, in denen die demographische Entwicklung der Ostrauer Industrieregion entweder als Ganzes oder durch Sonden in einzelnen Gemeinden untersucht worden ist. Zeitlich konzentrieren sich diese Arbeiten auf die protostatistische Zeit (in den böhmischen Ländern etwa 1760–1869), einige reichen auch bis zum Jahr 1914. Darin werden die Auswirkungen der industriellen Revolution auf die demographischen Prozesse untersucht. Besonders wertvoll ist an diesen Studien, daß sie detaillierte Auskünfte über einzelne Orte geben und zeigen, daß diese Region, die für manche den Inbegriff der Industrialisierung darstellt, keineswegs mit einem uniformen Strukturmuster überzogen wurde.

In der vorliegenden Arbeit bietet der Verfasser eine Auswahl aus den bisherigen Ergebnissen seiner Forschungen. Dokoupil kann sich wegen seiner Themenwahl nicht auf die klassische Methode der Familienrekonstruktion von L. Henry begrenzen, da die Populationen, die er untersucht, bereits in den Änderungsstrudel geraten sind. Er setzt jedoch Henrys Methode punktuell als Hilfsmittel ein, um die Diskrepanz zwischen den zurückgebliebenen und den sich weiterentwickelten Gemeinden dieser Region zu illustrieren. Aus Hauptquellen dienen Dokoupil neben topographischen Handbüchern, frühen statistischen Erhebungen und Operaten der Volkszählungen knapp 300 Heirats-, Sterbe- und Taufmatrikeln aus der Region. Somit stützen sich die Thesen des Buches auf eine in der Tschechoslowakei einzigartige Datenbasis.

Zunächst bestätigen Dokoupils Ergebnisse die „demographische Theorie“ der industriellen Revolution. Auch diese Region erlebte einen deutlichen Bevölkerungszuwachs, noch bevor die Industrialisierung begonnen hatte. In den mit der Landwirtschaft verbundenen Orten am Rande der Region stagnierte dagegen die Population, wohl auch deshalb, weil sie das Kerngebiet der Region mit Arbeitskräften versorgten.

In dem Maße wie in die Ostrauer Region jüngere und fruchtbare Migranten kamen, stiegen Nuptialität und Natalität über den Landesdurchschnitt kontinuierlich an und sicherten die Reproduktion der arbeitenden Population, insbesondere dann, als nach 1847–1848 die für den Feudalismus typischen demographischen Krisen ausblieben. Die gesteigerte Reproduktion war vor allem für die mit dem Bergbau verbundene Population typisch.

Ein interessanter Beitrag zur historischen Familienforschung stellt das Kapitel über die Nuptialität dar, in dem auch einige andere Fragen zur Familienentwicklung gestreift werden. Für das untersuchte Gebiet wurde ein hoher Anteil von Zweit- und Mehrehen (von 43 bis 22 % sinkend) festgestellt. Eindeutig wirkte sich die Industrialisierung auf das steigende Durchschnittsalter der Brautpaare (zwischen 1760 und 1869 von 21,7 auf 24,9 Jahre) aus. Die Zahl der Kinder wurde jedoch nur für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts an einem territorial begrenzten Sample untersucht; sie erreichte damals im Durchschnitt 4–5 Kinder und lag somit etwas niedriger als etwa in den rein landwirtschaftlichen Gegenden Südböhmens.

Die vom Verfasser präsentierten Zahlen lassen kein eindeutiges Urteil zu, inwieweit die Institution der Ehe und Familie in dieser Region durch die Industrialisierung negativ beeinflusst wurde, obwohl die Entwicklung einiger vom Verfasser verfolgter Kriterien dafür spricht. Es wird hohe Mortalität konstatiert. Dabei werden auch berufsspezifische Todesursachen wie Lungenkrankheiten bei den Hüttenarbeitern oder Bergleuten registriert. Diese Mortalität schlug jedoch, dem allgemeinen Trend entsprechend, allmählich in eine konstant hohe Kindermortalität (bis zu 58 % aller Fälle) um. Auch die Mortalität im Produktionsalter stieg mit dem Fortschritt der Industrialisierung, wenn auch nur um 3 %.

Das ebenfalls steigende Heiratsalter belegt Probleme bei der Familiengründung. Die Bergleute, Hüttenarbeiter und Tagelöhner mußten die Heirat bis über das dreißigste Lebensjahr verschieben. Die negativen Folgen der Industrialisierung auf die einheimische Population wurden jedoch durch die starke Migration im reproduktiv optimalen Alter mehr als wettgemacht.

Nach Dokoupils Untersuchung der Migrationen kamen die Migranten meistens aus den benachbarten mährischen und polnisch-schlesischen Kreisen, nur selten aus entfernteren Gegenden. Eindeutig wird die Entstehung des Ostrauer Proletariats aus dem Überschuß der ländlichen Bevölkerung belegt.

Es ist nur zu bedauern, daß der Verfasser in diese Arbeit seine Daten und Erkenntnisse zur sozialen Mobilität der Migranten, zur Maskulinität in der Region oder zum Anteil von Ledigen/Verheirateten nicht eingebracht hat. Hierzu sei auf folgende Arbeiten Dokoupils verwiesen: *Úloha imigrace v populačním vývoji ostravské průmyslové oblasti v období její geneze a počátečního vývoje* [Die Rolle der Immigration in der Entwicklung der Population in der Ostrauer Industrieregion zur Zeit ihrer Herausbildung und Anfänge], Ostrava 1973 und *Demografický vývoj ostravské aglomerace za průmyslové revoluce* [Demographische Entwicklung der Ostrauer Agglomeration während der industriellen Revolution], Ostrava 1967. Anhand der dort enthaltenen Angaben wird das Bild der demographischen Prozesse der Ostrauer Region noch deutlicher. Der Umfang an Daten und Kenntnissen der demographischen Strukturen in dieser Region, die Dokoupil in mehreren Arbeiten präsentiert hat, verlangt nunmehr nach einer zusammenfassenden Darstellung.

Der nicht ortskundige Leser sucht in der hier besprochenen Arbeit leider vergeblich nach einer Karte der Region, da die Ortsnamen ihm an sich keine Orientierung bieten. Es wäre weiterhin auch vorteilhaft, wenn mit Hilfe von graphischen Darstellungen die Tendenzen, die sich hinter den angeführten Zahlenreihen verbergen, deutlicher zum Ausdruck gebracht würden.

Bielefeld

Thomas Weiser

Prinz, Friedrich: Geschichte Böhmens 1848–1948.

Albert Langen - Georg Müller Verlag, o. O. 1988, 478 S., 36 Abb.

Der Münchener Mediävist und vergleichende Landeshistoriker Friedrich Prinz hat sich im vorliegenden Buch abermals als ein auch in der neueren und neuesten Geschichte

bewanderter Historiker erwiesen. Die ausführliche Geschichte der böhmischen Länder (trotz des Kurztitels „Böhmens“ kommt selbstverständlich immer wieder auch Mähren vor) setzt 1848 ein und geht in Ausläufern bis zum Zweiten Weltkrieg und seinen unmittelbaren Folgen.

Lesern der Werke von Prinz wird vieles bekannt vorkommen. Der Verfasser gibt selbst im Vorwort den Grund dafür an: Das Buch ist zum größten Teil ein nur gelegentlich stilistisch veränderter Nachdruck seiner großen Artikel aus dem 3. und 4. Band des Handbuches der Geschichte der böhmischen Länder, das von Karl Bosl im Auftrag des Collegium Carolinum herausgegeben worden ist (die genannten Bände erschienen in Lieferungen zwischen 1967 und 1970). Dies gilt für die Seiten 35–233 (die politische und Sozialgeschichte der böhmischen Länder von 1848 bis zum Vorfeld des Ersten Weltkrieges) und 271–368 (im Original „Das kulturelle Leben [1867–1939] ...“).

Von dem restlichen Viertel des Buches entfallen zunächst etwa 30 Seiten auf eine lesenswerte Einleitung, die leider typographisch irreführend deklariert ist (im Inhaltsverzeichnis steht es richtiger). Diese Einleitung enthält nämlich mehr, als ihr scheinbarer Titel „Hundert Jahre Böhmen“ verspricht. Wir finden darin statt dessen einen gedankenreichen Essay zum umfassenden Problem „Böhmische Geschichte – ein europäisches Thema“. – Weitere Hinzufügungen sind zwei an den ersten Handbuchbeitrag angehängte Abschnitte über „Die Kirchen zwischen Staat, Nationen und Parteien“ und über die „kulturelle Entfaltung um die Jahrhundertmitte“ (gemeint: des 19. Jahrhunderts); einiges davon findet sich im zweiten Handbuchbeitrag wiederholt, an den sich zwei eindrucksvolle Einzelkapitel anschließen: „Der erste Weltkrieg und das Experiment einer multinationalen demokratischen Republik“ (hier geht es vor allem um die Rolle der Deutschen im politischen Panorama der ČSR) und „Von München nach Potsdam – der zweite Weltkrieg und das Ende der Zweivölkergemeinschaft Böhmens“ (in diesem Kapitel wird die Katastrophe des Zusammenlebens von Tschechen und Deutschen zwischen Münchener Abkommen und Vertreibung der Deutschen dargestellt).

Wenn man die Entstehungsgeschichte des Buches kennt, wird verständlich, daß es darin verschiedene Ebenen gibt, die einander schneiden. Während die erste, auf die Darstellung der allgemeinen politischen und Sozialgeschichte vor 1914 gerichtete, Übernahme aus dem Handbuch eine umfassende Geschichtsdarstellung präsentiert, wird im zweiten Handbuchbeitrag die Kultur der böhmischen Länder quasi in einem zweiten zeitlichen Durchgang behandelt, dann aber über das Ende der politischen Abhandlung (1914) hinaus auch die Ära der Ersten Tschechoslowakischen Republik einbezogen, jedoch – dem Zweck des Handbuchartikels entsprechend – aus einem ebenfalls ausschließlich kulturgeschichtlichen Blickwinkel, der vom Bildungssystem über Kunst und Wissenschaft bis hin zur „Volkskultur“ reicht. Einen unbefangenen Leser, der die Entstehungsgeschichte des Buches nicht kennt, muß also diese Darstellung der Zeit vom Ersten bis zum Zweiten Weltkrieg zunächst eigenartig unpolitisch anmuten. Die Erklärung dafür ist, daß der parallele politische Überblick im Handbuch von einem anderen Verfasser stammte, dieser Aspekt also dort gar nicht von Prinz berücksichtigt zu werden brauchte. Das so für die Zeit des Ersten Weltkrieges (auch hierfür gab es einen Handbuchbeitrag eines anderen Verfassers) und der Ersten Tschecho-

slowakischen Republik entstehende politische Defizit wird jedoch durch die beiden genannten abschließenden Kapitel des vorliegenden Werkes in etwa aufgefangen, die freilich in ihrem brillanten Stil eher Essays in Vortragsform entsprechen und sich damit – für Laien sicher eingängiger – von der Faktenfülle der Handbuchabschnitte merklich unterscheiden. Für die Zeit nach 1918 wird überdies – entgegen der vorausgehenden ausführlichen Darstellung auch der Entwicklung des tschechischen politischen Spektrums – das Schwergewicht deutlich auf die Problematik der Deutschen in der Republik verlagert.

Die genau 20 Titel der abschließenden Literaturliste können nur ein allererster Tip für weitere Lektüre sein. Für den Hauptteil des Buches verweist der Verfasser im Vorwort darauf, daß die in der Tat reichen und differenzierten Belege dazu im Handbuch selbst nachzulesen sind. Das hilft dem Wißbegierigen weiter, wenn er auch auf eine Hinführung zu den Forschungsergebnissen verzichten muß, die seit der Mitte der sechziger Jahre hervorgebracht worden sind. Das ist zu bedauern, denn abgesehen von der einen neuen Spielraum gewinnenden Historiographie der späten sechziger Jahre ist trotz der Ärmlichkeit der *offiziellen* historiographischen Produktion in der ČSSR während der Ära der „Normalisierung“ doch auch in den letzten beiden Jahrzehnten außerhalb der Tschechoslowakei, aber auch im Lande selbst (unter den Dissidenten und am Rande der regimetreuen Geschichtsschreibung) die Forschung erheblich weiter vorangetrieben worden. Schwieriger wird es mit den Nachweisen für die Teile des Buches, die auf anderen Arbeiten des Autors beruhen, auf seinen Einzelpublikationen und Vorträgen. Hier fehlen Belege oder weiterführende Hinweise ganz; auch das genannte Literatur-Kurzverzeichnis nennt nicht die Arbeiten des Verfassers, auf denen diese Teile des Buches aufbauen, mit der einzigen Ausnahme seines bekannten Werks über Jaksch und Beneš. Ein paar Hinweise mehr hätten den Nutzen des Buches über die eigentliche breitere Zielgruppe des geschichtsinteressierten Laien hinaus auch für den weiter forschenden Historiker erhöht.

Die – vermutlich vom Verlag – beigegebenen Ausspracheregeln für das Tschechische sind so kurz wie fehlerhaft und wären besser weggelassen; begrüßenswerter ist das Register; die zahlreichen Abbildungen zeigen meist Porträts, z. T. auch weniger bekannte, von tschechischen und deutschen Größen aus Kultur und Politik der böhmischen Länder der letzten beiden Jahrhunderte.

Inhaltlich wird man über einen oder anderen Gegenstand diskutieren können, so etwa wenn der Verfasser – entgegen seiner erfreulichen Abstinenz gegenüber vorschnellen Schuldzuweisungen oder Entschuldigungen – die Rolle Karl Hermann Franks verhältnismäßig positiv einschätzt, oder wenn er die Geschichte des Gedankens der Deutschenaustreibung traditionell auf das deutsch-tschechische Verhältnis (insbesondere in der Londoner Emigration auf das Verhältnis Beneš – Jaksch) zuspitzt und dabei die inzwischen publizierten neueren Forschungsergebnisse, vor allem von Detlef Brandes, vernachlässigt, die diese Entwicklung in den breiteren Rahmen der alliierten Politik stellen.

Insgesamt aber bietet der vorliegende Überblick eine anregende Lektüre, die auf einigen Ebenen und in wechselnder Dichte in die Geschichte der böhmischen Länder bzw. der Tschechoslowakei von der Mitte des 19. bis fast zur Mitte des 20. Jahrhunderts einführt, und dies mit erhellenden Seitenblicken, die eine anekdotenhafte

Vereinzelung dieser Geschichte vermeiden helfen. Insbesondere in den heiklen Bereichen des Verhältnisses von Tschechen und Deutschen in einer sich immer mehr zuspitzenden „Konfliktgemeinschaft“ (Jan Křen) erweist der Autor seine Fähigkeit zu einer komplexen und abgewogenen Darstellung, die zu einer Erklärung nicht nur des Weges zur Katastrophe, sondern auch des davorliegenden, durchaus zu seiner Zeit zukunftsfrächtigen Zusammenlebens in den böhmischen Ländern beiträgt.

Marburg an der Lahn

Hans Lemberg

Szarka, László: Csehország a Habsburgmonarchiában 1618–1918. Esszék a cseh történelemből [Böhmen in der Habsburgermonarchie 1618–1918. Essays über die tschechische Geschichte].

Gondolat 1989, 223 S.

László Szarka, Mitarbeiter in der ungarisch-tschechoslowakischen Sektion des Historischen Instituts der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, hat hier sechs Essays von tschechischen Historikern ins Ungarische übersetzt und in einer kenntnisreichen Einleitung kommentiert. Zuerst beschreibt der Prager Jíří Rak „Die Irrfahrten des barocken Patriotismus (Die Folgen der Schlacht am Weißen Berg)“, dann berichtet der Brüner Historiker Milan Šmerda über „Böhmische Leibeigenschaft – Habsburgs Absolutismus (Die gesellschaftliche Entwicklung im Spiegel der Verordnungen und Reformpläne)“. Miroslav Hroch befaßt sich mit dem Thema „Nationale Wiedergeburt – mit europäischen Parallelen“. Jan Havránek untersucht „Nationale und Reichsideale in ihrer Affinität (František Palacký – der Politiker und die Zeit)“. Es folgen Essays von Otto Urban „Die Qualen der mündigen Reife (Gesellschaft, Politik an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert)“ und von Jíří Kořalka „Auf der Bühne der Weltpolitik (Eine „Staatslose Nation“ in den internationalen Beziehungen zwischen 1900 und 1918)“.

Die Gesamtthematik kreist um die Frage: Charakterisiert man – begründet oder nicht – die drei Jahrhunderte als „die Epoche des Dunkels“, oder haben diejenigen recht, die die dynamische Entwicklung in den böhmischen Ländern als eine im ostmitteleuropäischen Raum einzigartige in den Vordergrund stellen? Warum hielten die tschechischen Politiker an der Monarchie fest, und warum stellten sie sich in Konfrontation zu ihr?

Das Taschenbuch wendet sich an ein breites ungarisches Publikum, gibt im Anhang über 60 Lebensdaten (von Balbín bis Wallenstein) nebst einer Chronologie vom Jahr 935 (Wenzels Tod) bis 1918.

Ob diese Beiträge bereits anderswo in tschechischer Sprache erschienen sind (vermutlich nicht!), erfährt man nicht. Die Hauptabsicht des Bändchens ist es, die ungarischen Leser mit den Ergebnissen der Historiographie des tschechischen Nachbarlandes bekannt zu machen und somit auch mit Aspekten und Standpunkten, die nicht immer der ungarischen Geschichtsschreibung entsprechen.

Für vergleichende Betrachtungen sind diese Essays zweifellos eine lohnende Lektüre.

München

Monika Glettler

Bled, Jean Paul: Franz Joseph. Der letzte Monarch der alten Schule.

Böhlau, Wien-Köln-Graz 1988, 617 S.

Der französische Historiker Jean Paul Bled präsentiert auf über sechshundert Seiten mehr als nur eine neue Biographie des „letzten Monarchen der alten Schule“, er zeigt auch, wie die Herrschaft Kaiser Franz Josephs I. eine ganze politische, gesellschaftliche und kulturelle Epoche prägte.

Der französisch schreibende Autor ist Universitätsdozent am Institut für Politische Studien in Straßburg und Vorsitzender der Forschungsgruppe für die Habsburgermonarchie in Straßburg. Sein hier vorgelegtes Werk ist das Ergebnis seiner langjährigen wissenschaftlichen Forschungsarbeit, die sich mit der Geschichte des Donauraumes befaßt.

Das Buch ist in dreizehn Kapiteln unterteilt, in denen sich der Autor in chronologischer Folge mit den wichtigsten Abschnitten des Lebens und Wirkens Kaiser Franz Josephs auseinandersetzt und auch die gesellschaftlichen Veränderungen in der Habsburgermonarchie darlegt. Der untersuchte Zeitabschnitt umfaßt die 86 Lebensjahre des Kaisers (1830–1916) und die 68 Jahre seiner Amtszeit (ab 1848). Außerdem fügt Bled auch einige Exkurse abschweifend vom Hauptthema hinzu, wie z. B. über den Arbeitsalltag und Tagesablauf des kaiserlichen Hofes oder Franz Josephs.

So entsteht eine umfassende Schilderung der Persönlichkeit des Monarchen. Der Autor läßt auch keine sekundäre Entscheidung aus. Der Leser erfährt in diesem Buch beinahe alles, was schon verschiedene Werke vor dieser Publikation entdeckten. Die Bibliographie am Anfang weist eine breite Skala von Quellen auf, deren Menge und unterschiedliche Qualität den Leser verwirren. Neben streng wissenschaftlich-historischen Werken wie dem von Hantsch (*Geschichte Österreichs*. Graz-Wien-Köln 1950) oder von Benedikt (*Monarchie der Gegensätze*. Wien 1947) zieht Bled für seine Biographie auch die populäre Darstellung von Haslip heran (*Die Freundin des Kaisers*. Stuttgart 1985) oder die Erinnerungen des langjährigen kaiserlichen Kammerdieners Ketterl (*Der alte Kaiser. Wie nur Einer ihn sah*. Wien 1929).

Schon allein dank der weiteren Unterteilung der dreizehn Kapitel in mehrere übersichtliche Abschnitte läßt sich das Buch auch als Nachschlagewerk benutzen. Zitate sind graphisch deutlich hervorgehoben.

Der Autor behandelt zwar auch das monarchische System und seine Veränderungen während der Amtszeit Franz Josephs, aber er richtet sein Hauptaugenmerk meist auf das Ende dieser Epoche. Selten betreibt er Quellenforschung in den Archiven. Fast ausschließlich stützt er sich auf bereits publizierte Fachliteratur, meist auf die gut bekannte älteren Datums. Dabei fällt seine Wahl nicht immer ganz glücklich aus, wenn er z. B. Haslips bereits erwähnte, sehr klischeehaft abgefaßte Arbeit (*Die Freundin des Kaisers*. Stuttgart 1985) heranzieht, anstatt der wissenschaftlich konzipierten Biographie mit neuen Entdeckungen von Markus (Katharina Schratt. München-Wien 1982) den Vorzug zu geben.

Ganz besonders gilt dies auch für die Bibliographie zu Kronprinz Rudolf: Bled greift auf die alte Biographie von Mitis zurück (*Das Leben des Kronprinzen Rudolf*. Leipzig 1928) und nicht auf das fundierte und neueste Forschungen beinhaltende

Werk von Brigitte Hamann (Rudolf. Kronprinz und Rebell. München-Wien 1978). Das ist verwunderlich, denn zur Person der Kaiserin zitiert er die andere von Hamann veröffentlichte und später erschienene Biographie Elisabeths (Elisabeth. Kaiserin wider Willen. München-Wien 1982). Bei der Wahl des Umschlagbildes für das Buch bewies der Böhlau-Verlag Originalität und entschied sich für einen Ausschnitt aus dem weniger bekannten Portrait des ungarischen Malers Gyula Benczúr mit Franz Joseph in der ungarischen Galauniform.

München

Peter Barton

Merkel-Guldán, Margarete: Die Tagebücher von Ludwig Pollack. Kennerschaft und Kunsthandel in Rom 1893–1934.

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1988, 424 S. u. 29 Abb. (Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom. Hrsg. von Otto Kresten und Adam Wandruszka. 1. Abteilung Abhandlungen 9).

Dies bemerkenswerte Buch rekonstruiert Leben und Leistung eines gelehrten Kunsthändlers und -sammlers, der 1868 in einer deutschsprachigen Judenfamilie in Prag geboren wurde. Aus Rom, wo er erfüllte Jahrzehnte verbracht hatte, wurde der 75jährige 1943 in ein unbekanntes Vernichtungslager verschleppt. Aus seiner Feder erhielten sich Aufzeichnungen über seine frühen Jahre, die er nicht mehr zu Lebenserinnerungen vervollständigen konnte, sowie 25 den Zeitraum von 1886–1934 umfassende Tagebuchbände, die tagtäglich gewissenhaft weitergeschrieben wurden. Diese Hinterlassenschaft sehen wir jetzt durch die geduldige, feinfühligke Mühewaltung einer Bearbeiterin ausgewertet, der man die Vorzüge einer gelehrten Schulung (als Germanistin) und eines langjährigen Aufenthaltes in Rom, an der Seite einer Kunsthistorikers, anmerkt. Belohnt wurde sie mittlerweile durch einen zweiten, römischen Dokortitel.

In einer auf Anhieb einleuchtenden Entscheidung sah sie von einer auszugswaisen Vorlage ihrer Quellen ab. Statt dessen hat sie die darin gereihten Informationen ausinandergenommen und neu zu Kapiteln zusammengesetzt, die den Lebensgang und verschiedene Aspekte von Pollacks Tätigkeit nachzeichnen. Gleich nach seiner Promotion in Archäologie (1893 in Wien) ließ er sich in Rom nieder und hat hier, fleißig und geradlinig, eine selbstgewählte Aufgabe erfüllt, zu der er in einzigartiger Weise prädestiniert gewesen sein muß: Kunstgegenstände vornehmlich aus der Antike sachkundig zu erwerben, wissenschaftlich zu bestimmen und Sammlern weiterzukaufen. Eine lange Praxis hat ihm auf einem Felde, wo man sich leicht irren und seinen Ruf verspielen kann, eine einzigartige Sicherheit des Auges und des Urteils eingetragen, wobei Fehlgriffe (S. 112–115) natürlich nicht gänzlich zu vermeiden waren. Seine glänzendsten Entdeckungen waren 1896 eine Vase, auf der Hieron als Töpfer vermerkt war, 1909 das hellenistische „Mädchen von Anzio“ und 1906 die Krönung seines Lebenswerks: Bei einem der Rundgänge, die zu seinem Alltag gehörten, stieß er bei einem kleinen römischen Steinmetzen unter allerlei Marmorfragmenten auf einen Arm, den er sofort als das fehlende, in der Renaissance falsch ergänzte Stück der

berühmten Laokoongruppe identifizierte (S. 53–77). Kein Wunder, daß Pollak bei Museumsdirektoren und privaten Sammlern hohes Ansehen genoß. Freilich: die Tagebücher und erst recht das vorliegende Buch breiten über Käufer und gezahlte Preise jene Diskretion, die zum Ethos des Kunsthändlers gehört. Es geht in dem Buch, wohlgermerkt, nicht um kommerzielle Erfolge, sondern um das gleichzeitig leidenschaftliche und nüchterne Interesse eines profunden Kenners an kostbaren Erbstücken einer großen Vergangenheit.

Pollaks Lebensweg ist von Böhmen ausgegangen, und hier hat er, durch den Ersten Weltkrieg jahrelang aus Italien vertrieben, vorübergehend wieder Zuflucht gesucht. Sein Vater, ein grundsolider Wollhändler aus Humpoletz, war früh nach Prag übersiedelt und hatte dort in die alteingesessene Judenfamilie Schlosser eingeheiratet. Ludwig Pollak fühlte sich stets dem häuslichen Kreise, dem er entstammte, eng und herzlich verbunden. Nur scheinbar ist er dem Ghetto von Prag immer ferner gerückt, als er das deutsche Staatsobergymnasium, die deutschen Universitäten Prag und Wien besuchte und schließlich in Rom Wurzeln schlug. Er, deutscher Bildungsbürger und Wahlrömer, sammelte auch Hebraika (S. 260–266), besuchte 1900 Palästina und kam über seinen Prager Freund Arthur Mahler in intensiven Kontakt mit dem Zionismus. Beide Ehen seines Lebens schloß er mit Jüdinnen. In seiner Lektüre sowie in seinen Gesprächen zeigt sich, daß ihn die „Judenfrage“ beschäftigte (S. 279 f.). Daß er lebenslang mit jüdischen Sammlern, Kunsthändlern und Gelehrten umging (S. 281 f.), wurde durch seine Herkunft, aber auch durch seinen Beruf nahelegt. Mit dem wissenschaftlichen Einordnen, Verkaufen und Sammeln von Kunsthandwerken bündelte er drei Interessen, die unter europäischen Juden mit besonderer Häufigkeit auftreten. Seit 1933 muß er noch bewußter als vorher Jude geworden sein. Wegen seiner Abstammung ließen ihn erst die Deutschen und dann auch viele Italiener links liegen. Aber die tödliche Bedrohung hat er 1943 nicht wahrhaben wollen und schlug das Refugium, das im Vatikan für ihn vorbereitet war, aus.

Der Band ist ebenso einfühlsam wie interessant geschrieben und ordnet die Vielseitigkeit der angeschlagenen Themen durch eine übersichtliche Gliederung. Aufnahmen der wichtigsten Stücke, die Pollak zu Tage gefördert hat, und Register ergänzen ihn.

Freiburg

Gottfried Schramm

Langer, Adalbert: Männer um die österreichische Zivilprozeßordnung 1895. Zusammenspiel – Soziales Ziel.

Peter Lang, Frankfurt a. M. - Bern - New York - Paris 1990, 116 S. (Rechtshistorische Reihe 71).

Die Zivilprozeßordnung von 1895, die wie kein anderes österreichisches Gesetz im Ausland Nachahmung gefunden hat, ist nicht das Werk eines Mannes. Neben Franz Klein, der den Entwurf ausgearbeitet hat, war eine Reihe weiterer Fachleute an ihrer Entstehung maßgebend beteiligt: Der Prager Joseph Maria Baernreither als Berichterstatter im Wiener Reichsrat, der in Nordböhmen geborene Graf Friedrich Schönborn, der die Prozeßreform als Justizminister eingeleitet und fast bis zur Vollendung geführt hat, Anton Menger, der Lehrer Kleins an der Wiener Universität, dessen Geburts-

ort in Galizien liegt, der sich aber seiner Herkunft väterlicher- wie mütterlicherseits aus Böhmen stets bewußt war, und Finanzminister Emil Steinbach, dessen Mutter aus Mähren stammte. Dem Verfasser geht es aber nicht in erster Linie um die räumliche als vielmehr um die soziale Herkunft und die Gedankenwelt dieses so heterogenen Kreises, dem der Kathedersozialist Menger ebenso angehörte wie der der Neuscholastik nahestehende Steinbach, der Sozial-Aristokrat Schönborn wie Baernreither, der Österreich aus dem Manchester-Liberalismus herauszuführen versuchte. Ihrem Zusammenwirken ist es zuzuschreiben, daß das Gesetz das Verhältnis zwischen Rechtssuchendem und Richter nach sozialen Gesichtspunkten gestaltet hat und der Gedanke der Fürsorgepflicht für den schwächeren Teil in ihm seinen Niederschlag fand, daß das Verfahren auch für die besitzlosen Klassen, für den „kleinen Mann“, verständlich und überschaubar blieb und der Prozeß rasch und somit billig abgewickelt werden konnte.

Der Verfasser geht bei diesen vielfach überraschenden Zusammenhängen mit der Methode eines Untersuchungsrichters vor – eines Berufs, den Langer zeit seines Lebens ausgeübt hat. Keine Behauptung wird von ihm unüberprüft übernommen, und wäre sie in der einschlägigen Literatur noch sooft wiederholt worden. Dieses Mißtrauen gegenüber tradierten Behauptungen trägt reiche Früchte, es gelingen dem Verfasser überraschende Einblicke, Korrekturen bisheriger Vorstellungen und Ansichten und Hinweise auf Zusammenhänge, die bisher nicht gesehen wurden. Mit dem aus zahllosen, sorgfältig aneinandergefügteten Mosaiksteinchen zusammengesetzten Bild ist es dem Verfasser gelungen, ein Stück vernachlässigte Geschichte nachzuholen.

Linz

Helmut Slapnicka

Glatz, Ferenc/Melville, Ralph (Hrsg.): Gesellschaft, Politik und Verwaltung in der Habsburgermonarchie 1830–1918.

Franz Steiner Verlag, Wiesbaden - Stuttgart 1987, X u. 378 S. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung für Universalitätsgeschichte. Beiheft 15; Akadémiai Kiadó, Budapest).

Die 16 Aufsätze von Historikern aus Italien, Jugoslawien, Österreich, Ungarn und den USA behandeln die Habsburgermonarchie vom österreichischen Vormärz bzw. der ungarischen Reformzeit bis zum Ersten Weltkrieg. Die Autoren waren Forschungsstipendiaten des Instituts für Europäische Geschichte bzw. dem Institut durch Zusammenarbeit verbunden.

Ferenc Glatz untersucht einleitend die Rolle ungarischer Historiker als Historiker der Habsburgermonarchie vom Ausgleich bis 1918 mit besonderem Bezug auf Lajos Thallóczy. Er stellt die Rolle der Überführung ungarischer Archivalien aus Wien nach Budapest und die Bedeutung des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung – auch für die Kontakte der nationalen Historiker der Völker der Monarchie – heraus. Aufgrund dieser Verbindungen hat etwa Kamil Krofta auch in ungarischen Zeitschriften publiziert (S. 19). „Adelige Opposition und Bauernaufstand in Ungarn und der Wiener Hof 1831–1832“ behandelt Loránt Tilkovszky, „Ungarns staatsrechtliche Stellung in

der Habsburgermonarchie in den Aprilgesetzen 1848“ *András Gergely*: Die Beschlüsse des ungarischen Reichstags zu Beginn der Revolution gingen – anders als in Böhmen (S. 42) – von der Nichtzugehörigkeit zum österreichischen Kaiserreich aus.

Daß der Neoabsolutismus vorrevolutionäre Wurzeln hatte, zeigt Ronald E. *Coons* am Beispiel des 1780 in Mähren geborenen Kübeck, der, 1821 Mitglied des Staatsrats, schon 1808 am böhmischen Beispiel für eine freiwillige Ablösung der Grundlasten eingetreten war (S. 63); *Coons* untersucht Kübecks Verhältnis zu Kolowrat und sein Eintreten für Reformen vor allem als Hofkammerpräsident seit 1840; Kübeck kämpfte als Gegner der Provinzialstände 1846 gegen ein Provinzialkreditinstitut in Böhmen (S. 75). Vor allem das Auseinanderklaffen des österreichischen Staates und der italienischen Gesellschaft unter dem Neoabsolutismus zeigen Brigitte *Mazhol-Wallnig*s „Überlegungen zu einer Verwaltungsgeschichte Lombardo-Venetiens im Neoabsolutismus“. Wichtige neue gesellschafts- und wirtschaftsgeschichtliche Akzente setzt Mirjana *Gross* in ihrer Untersuchung der „Rolle der Eliten in der Modernisierung Nordkroatiens von den fünfziger bis zu den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts“. Einen Aspekt der Modernisierung, die Haltung der technischen Intelligenz zur bürgerlichen Umgestaltung Ungarns in der Voraussgleichsperiode 1865–1867, stellt Miklós *Stier* vor.

Bei der „Reichsauffassung der deutschösterreichischen Liberalen in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts“ läßt Éva *Somogy* auch böhmische Fragen nicht außer acht: Im Vorfeld der Okkupationskrise zeichnete sich 1878 ein verstärkter Konflikt zwischen Regierung und Liberalen ab, doch war die Situation insgesamt offen; František Rieger etwa bot im Juni 1878 Alfred Fischhof die Zusammenarbeit an (S. 180), woraus sich Ende Oktober 1878 eine kurzfristige Initiative in der Nationalitätenpolitik ergab, die jedoch bald scheiterte, als in Prag ein Streit zwischen Deutschen und Tschechen um die Benennung einer neuen Brücke nach dem Kronprinzen oder nach Palacký ausbrach. Die Spaltung der Liberalen durch die Herausbildung der deutsch-nationalen Richtung wird vor diesem Hintergrund transparent.

Das neue Verwaltungssystem Ungarns nach dem Ausgleich untersucht Attila *Pók*. Péter *Hanák* vergleicht „Verbürgerlichung und Urbanisierung“ in Wien beeindruckend anhand der Gestaltung und Möblierung großbürgerlicher Wohnungen zur Gründerzeit. Franc *Rozman* (Die Südslawische Sozialdemokratische Partei <JSDS> und die slowenische nationale Frage) erwähnt, daß in den ersten Arbeitsbildungsver-einen in Marburg (Maribor) und Laibach (Ljubljana) neben Slowenen vor allem Deutsche und Tschechen Mitglieder waren; von besonderer Bedeutung für die Haltung zu Nationalitätenfragen der JSDS, für die die tschechischen Sozialdemokraten Vorbild waren (S. 247), war das Brünnener Programm von 1899. Die Subventionierung der deutschsprachigen Presse in „Südungarn“, d.h. dem Banat, durch die ungarische Regierung unter dem Dualismus untersucht Vasilije *Krestić*. Die serbische Namensform *Temišvar* für Temesvár (Timișoara) ist ebenso inakzeptabel wie das unsägliche „Temeschburg“. Zur „Migration nach Triest“ 1850–1914 zeigt Marina *Cattaruzza* die Bedeutung des unmittelbaren Hinterlandes. Ein kaum behandeltes Problem der jugoslawischen Geschichte, „die slowenisch-kroatischen Beziehungen vor und im Ersten Weltkrieg“, beleuchtet Janko *Prunk*. „Ziele und Möglichkeiten der ungarischen Regierungen in der Nationalitätenpolitik im 19. Jahrhundert“ diskutiert Zoltán

Szász auf der Grundlage einer vergleichenden Analyse der Sozialstruktur der ungarländischen Nationalitäten (einschließlich der Slowaken). Andrej Mitrovic charakterisiert die Balkanpläne der k. u. k. Bürokratie während des Ersten Weltkriegs als aggressiv.

Abschließend rundet Ferenc Glatz den gelungenen Sammelband mit einem Ausblick auf Möglichkeiten einer Geschichtsschreibung der Habsburgermonarchie ab, nicht ohne die mitteleuropäische Perspektive aus dem Auge zu verlieren. Die böhmischen Länder und das slowakische Gebiet bleiben am Rande der dargestellten Probleme, doch auch der Bohemist kann hier seinen Horizont erweitern.

Herne

Wolfgang Kessler

Lemberg, Hans/Litsch, Karel/Plaschka, Richard G./Ránki, György (Hrsg.): Bildungsgeschichte, Bevölkerungsgeschichte, Gesellschaftsgeschichte in den böhmischen Ländern und in Europa. Festschrift für Jan Havránek zum 60. Geburtstag.

Verlag für Geschichte und Politik, Wien, und R. Oldenbourg Verlag, München 1988, 462 S.

Insgesamt 29 Historiker aus neun Ländern folgten bereitwillig der 1986 ergangenen Bitte der vier Herausgeber, an einer Festschrift für den Prager Kollegen Havránek mitzuarbeiten. Dank des Einsatzes des von Ralph Melville, Mainz, geführten Redaktionsteams konnte bis zum 7. Juni 1988, dem 60. Geburtstag des zu Ehrenden, eine trotz des Zeitdrucks fast fehlerfrei edierte Aufsatzsammlung vorgelegt werden, die durch die breite Themenstellung und die insgesamt hohe Qualität der Beiträge beeindruckt.

Wer ist Jan Havránek? Den Jubilar stellt R. G. Plaschka in einer anrührenden, dem Menschen, integren Wissenschaftler und stets gesprächsbereiten Berater und Mentor vieler jüngerer Forscher gerecht werdenden Laudatio vor: Aus dem tschechisch-jüdischen Bildungsbürgertum stammend, hatte Havránek im „Protektorat“ aus rassistischen Gründen 1942 die Schule zu verlassen und eine Feinmechanikerlehre aufzunehmen, bevor er im Herbst 1944 mit seiner Familie noch verhaftet wurde und erst mit der Kapitulation wieder freikam. V. Husa führte ihn nach dem Studium der Geschichte und Philosophie an der Karls-Universität 1952 zur Promotion, die ihm nach 1955 die akademische Laufbahn eröffnete und 1964 in der Ernennung zum Dozenten kulminierte. Standen anfangs sozial- und wirtschaftspolitische Fragestellungen im Zentrum seines Interesses, so griff er auch früh bildungsgeschichtliche Themen auf, beschäftigte sich kompetent mit statistischen Methoden im Bereich der historischen Hilfswissenschaften und vermittelte durch moderne Fragestellungen und methodisch überzeugende Lösungen wesentliche, neue Einsichten in die Geschichte seiner Alma mater. 1970 von der Lehrtätigkeit entbunden, konnte er sich als Redaktionssekretär der *Historia Universitatis Carolinae* und später als gesuchter Referent – vor allem zu Minoritätenfragen, der neueren Geschichte der böhmischen Länder und der Habsburgermonarchie – international wachsende Anerkennung erwerben, wovon auch das eindrucksvolle Schriftenverzeichnis (S. 439–453) zeugt. Nach der „samtenen Revolution“ vom November 1989 ist ihm mit der Ernennung zum Professor späte Gerechtigkeit für die zwanzig-

jährige Diskriminierung widerfahren, die bereits zuvor von den Autoren der Festschrift durchbrochen worden war.

Fast alle Untersuchungen des Bandes befassen sich mit Aspekten der böhmisch-tschechischen Bildungs-, Gesellschafts- und Bevölkerungsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Allein F. Seibt greift mit seinem Aufsatz „Ordnung, Planung, Hoffnung in der hussitischen Revolution (S. 117–133) zeitlich in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts aus. Während der Nationswerdung im südslawischen Bereich drei Artikel (V. Melik, M. Gross, R. G. Plaschka) gewidmet wurden, fanden Fragestellungen aus der russischen Geschichte in den Abhandlungen von R. Melville und N. V. Juchněva eine adäquate, den demographischen Interessen des Jubilars entgegenkommende Darstellung. In fundierten Beiträgen gehen O. V. Johnson, L. Szarka und der – viel zu früh verstorbene – Mitherausgeber Gy. Ránki der Evolution des Nationalbewußtseins in der Slowakei nach; die Reaktionen der polnischen Öffentlichkeit und der Presse auf die dramatischen Ereignisse des Jahres 1938 stellen J. Buszko und A. Krawczyk in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen.

Besonders hervorzuheben in diesem von einem erstaunlich gleichbleibend hohen wissenschaftlichen Niveau geprägten Sammelband sind die darin vermittelten Erkenntnisse zum Aufschwung der Volksbildung in den Ländern der böhmischen Krone und zur Entwicklungsgeschichte der Prager Universität bis zum Ende der Zwischenkriegszeit. Ob es nun um die Rechtsstellung der Prager Universitätsprofessoren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (K. Litsch) oder um „Politische Professoren“ zwischen 1861 und 1914 (R. Luft) geht, um die „Young Progressives“ in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts (K. J. Freeze) und um den verstärkten Zuzug „reichsdeutscher“ Studenten nach Prag zu Beginn des 20. Jahrhunderts (J. Kořalka) oder um die Entwicklung der Geschichtswissenschaft im Licht der an der Tschechischen Universität bis 1939 akzeptierten Dissertationen (J. Pešek) geht – die gründlich aus neuerschlossenem Quellenmaterial erarbeiteten Beiträge bestechen durch Originalität und präzise Aussagen. Dieses Urteil trifft auch auf die einfühlsame Interpretation der Entfaltung des tschechischen (G. B. Cohen) und des deutschsprachigen (W. Mitter) Schulwesens sowie auf den Versuch von H. Lemberg zu, das Wirken des Pädagogen und Politikers Josef Heinrich (1837–1908) vor dem Vergessenwerden zu bewahren.

Den gesellschaftsgeschichtlichen Interessen Havráneks kommen u. a. die Aufsätze von A. Suppan, O. Urban, É. Somogyi und P. Horská entgegen, die den sozialen Veränderungen nach 1848, der politischen Stimmungslage während der Kriege in Oberitalien (1859) und um die Vorherrschaft im Deutschen Bund (1866), den nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich (1867) notwendig gewordenen Reorganisationen und – ganz aktuell – der „Frauenfrage in Böhmen“ in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts (P. Horská) Aufmerksamkeit zollen. Eine in Gedankenführung und wegweisenden Einsichten vorbildliche Synthese der psycho-sozialen, sozio-kulturellen und politischen Situation tschechischer Flüchtlinge während des Zweiten Weltkriegs steuert P. Heumos bei.

Für den Bohemisten, zumal für den Neuzeithistoriker, bietet diese ausgewogene Festschrift eine Fülle von Anregungen, originären Themenstellungen und überzeugenden Interpretationen. Sie ist darüber hinaus auch ein Symbol der Solidarität mit einem als „politisch unzuverlässig“ und „unbequem“ eingestuften Kollegen, der

stets seinem Gewissen, seinem Wissenschaftsethos und den besten Traditionen der tschechischen Historiographie verpflichtet blieb.

Saarbrücken

Jörg K. Hoensch

Stourzh, Gerald: Wege zur Grundrechtsdemokratie. Studien zur Begriffs- und Institutionengeschichte des liberalen Verfassungsstaates.

Böhlau, Wien-Köln 1989, 426 S. (Studien zu Politik und Verwaltung 29).

Schon allein der Titel dieses Buches deutet seine Aktualität für unsere Zeit an – eine Zeit, in der nun die zweite Hälfte Europas den Weg zur Grundrechtsdemokratie beschritten hat. Freilich zeigt sich die offensichtliche Aktualität dieser Studien erst nach dem Erscheinen des Buches, nachträglich nämlich erst seit dem Ende des ereignisreichen Jahres 1989; doch es spricht für den Spürsinn des Autors für die Probleme der europäischen Neuzeitgeschichte, daß er sich lebenslang mit Fragen beschäftigte, die nun eine so überragende Aktualität erreichen sollten.

Der vorliegende Band ist eine Auswahl von Aufsätzen aus nahezu vier Jahrzehnten wissenschaftlichen Wirkens von Gerald Stourzh, einem der profiliertesten Neuzeithistoriker Österreichs. Das Werk des in Wien, aber auch in Frankreich, Großbritannien, Deutschland und den USA ausgebildeten und lehrenden Autors umfaßt ein breites Spektrum von ebenso detaillierten wie komplexen Fragestellungen vorwiegend zur amerikanischen und österreichischen politischen Verfassungs- und Ideengeschichte. Die hier abgedruckten Aufsätze beschäftigen sich zum Teil mit den westlichen liberalen Traditionen, zum Teil werden einzelne spezifisch österreichische Entwicklungen behandelt. Im abschließenden Aufsatz stellt Stourzh die Welt der deutschsprachigen Geschichts- und Politikwissenschaftler in den USA dar, die er seit seinen ersten Studienaufenthalten in den USA in den frühen fünfziger Jahren kennenlernte.

Eines der herausragenden Merkmale aller hier veröffentlichten Studien, das auch diesen Sammelband gerade so aktuell macht, ist die Fähigkeit des Autors, die von ihm betrachteten und analysierten Gedanken und Phänomene aus übernationalen Perspektiven her zu erfragen. Dem mitteleuropäischen Leser erleichtert er damit den Zugang zum Verständnis der anglo-amerikanischen Denkweise, welche sich gerade im Bereich des politischen und staatsrechtlichen Denkens so sehr von der im mitteleuropäischen Kontext üblichen unterscheidet. Die Befragung der uns vertrauten Probleme wiederum, wie etwa die Sprach- und Nationalitätenproblematik im alten Österreich, werden hier in einer distanzierenden und anregenden Perspektive vermittelt.

Für die böhmische Geschichtsschreibung sind diese Studien besonders wertvoll. Stourzh behandelt nämlich nicht nur lose Rahmenbedingungen, sondern auch unmittelbar „böhmische“ Phänomene, die an der Herausbildung der bis heute einflußreichen tschechischen liberal-demokratischen Traditionen direkt oder indirekt beteiligt waren. Schon allein die hier ausgewählten Abhandlungen zeigen, wie komplex und kompliziert jene Entwicklungen waren, die letztlich zur modernen freiheitlich-demokratischen politischen Ordnung führten, und auf deren praktische Anwendung

in der ersten Tschechoslowakischen Republik die Tschechen und manche Slowaken bis heute sehr stolz sind. Die sogenannte nationale Geschichtsbetrachtung dagegen mag zwar einzelne Schlagworte wiederholt hervorheben und gelegentlich erfolgreich in die Praxis umsetzen; für eine langfristig gelungene Verwirklichung von liberaldemokratischen Visionen benötigt jedoch eine Gesellschaft ein besseres Verständnis der Zusammenhänge, als es national beschränkte Schlagworte zu bieten vermögen.

Dies gilt besonders für die vielbeschworene hussitische Revolution. Sie mag zwar in vieler Hinsicht bahnbrechende Gedanken formuliert und praktiziert haben; aber zwischen der ständisch-egalitären Alternative des Spätmittelalters und modernen Demokratien lagen noch Jahrhunderte mühsamen Suchens, Versuchens und Nachdenkens. Das altösterreichische Sprach- und Nationalitätenrecht hat zwar vielerlei Probleme nicht gelöst, aber jenen erst in der Neuzeit entstandenen komplizierten Problemen kam es doch mit mühsamen Kompromissen näher. In der böhmischen Gesellschaft um die Jahrhundertwende gab es viele ungelöste Probleme und viele Menschen, für die manch ein tschechischer politischer Denker Abneigung verspürt haben mag – aber es gab auch solche, wie etwa den 1881 in Prag geborenen Staatstheoretiker Hans Kelsen, die für die gegenwärtigen tschechischen politischen Bemühungen erst wieder entdeckt werden müssen. An all das erinnert uns das vorliegende Buch; die Wege zur Grundrechtsdemokratie sind eben langwierig und anspruchsvoll. Gerald Stourzh bietet viele wertvolle und anregende Hinweise für die neuentflammten tschechischen Diskussionen über die künftigen Wege zur Grundrechtsdemokratie an.

München

Eva Schmidt-Hartmann

McDermott, Kevin: The Czech Red Unions, 1919–1929: A Study of their Relations with the Communist Party and the Moscow Internationals.

East European Monographs, Boulder, 1988, 350 S., Tafeln.

In *The Czech Red Unions, 1918–1929*, Kevin McDermott has undertaken to debunk the myth of the international communist movement as a monolithic and highly disciplined entity increasingly controlled by the Soviet leaders of the Comintern and the Profintern. He portrays the Red trade unions and the Czechoslovak Communist Party (the KSČ) as reluctant from the beginning to follow blindly the Moscow line and as tending to pursue autonomous, nationally specific policies often at odds with those of the Communist International. McDermott interprets this striving for autonomy as a precedent for the attempts from 1945 to 1948, and again in 1968, to develop a "Czechoslovak road to socialism." Although the author does not consider the reform communist movement of the 1960s part of a continuum of developments in the 1920s, he notes that both the desire for independence and autonomy from central control and the efforts to seek domestic solutions to domestic problems have been evident in the KSČ from the beginning.

This volume does not simply concentrate on relations between Prague and Moscow, but rather focuses on the often acrimonious relations of the Red trade unions

not only with both the "reformist" Czech trade unions and the KSČ, but also within the movement itself. In the first three chapters, McDermott traces developments in the Czech Social Democratic Party and trade unions under the Habsburg Monarchy until 1918, and in the First Republic until 1922, when the Red trade union center (*Mezinárodní všeodborový svaz*, the MVS) was founded. Chapters four to eight examine developments in the Red trade unions between 1922 and 1929, while chapter nine places the Czechoslovak experience in its European context, providing an overview of Moscow's relations with the communist parties and trade unions of France, Germany, and Great Britain.

McDermott does an excellent job of detailing the dissension in the Czech Social Democratic Party and trade unions, the formation of the KSČ and the MVS, disagreements over the structure of the MVS, and relations with the reformist trade unions. The situation was complicated by dissent within the party over directives from Moscow, as well as the attitude of many Red trade union leaders that the unions should be independent of the party. This sorry story of missed opportunity, bickering, and internal strife ends with the split of the MVS in 1929.

The one weakness in McDermott's study is his failure to treat sufficiently the role the Red trade unions in the German-speaking parts of the Czech lands. Although he informs the reader that he is concentrating on the Czech Red trade unions to the detriment of this area (and Slovakia), KSČ and MVS policies make such a neat division virtually impossible. For example, German Social Democrats-cum-Communists Karl Kreibich and Alois Neurath, who played relatively important roles in the events described, are not adequately identified, nor does the author speculate on the possible effect of nationality on their attitudes, something which might have enriched the book. There are also a few factual errors: German-Austria did not consist of the four German-speaking areas of the Czech lands; they were merely part of it (p. 36). These regions were occupied by Czech troops in November and December of 1918, not January of 1919 (p. 36).

These remarks aside, this well-documented book has filled a lacuna in the historiography of the working-class movement in Czechoslovakia. In addition to mining thoroughly the All-Trade Union Archive (*Všeodborový archiv ROH*), due to his knowledge of Russian he had also been able to employ Russian-language documentary sources.

Porto

Nancy M. Wingfield

Kvaček, Robert: Obtížné spojenectví. Politicko-diplomatické vztahy mezi Československem a Francií 1937–1938 [Das schwierige Bündnis. Politisch-diplomatische Beziehungen zwischen der Tschechoslowakei und Frankreich 1937–1938].

Univerzita Karlova, Praha 1989, 214 S. (Acta Universitatis Carolinae Philosophica et Historica Monographia 122).

Robert Kvaček, Dozent an der Prager Karls-Universität, ist in der Forschung über die internationalen politischen Beziehungen ein bekannter Name. Schon 1966 hat

er ein wichtiges Buch veröffentlicht: *Nad Evropou zataženo – Československo a Evropa 1933–1937* [Über Europa bewölkt – die Tschechoslowakei und Europa 1933–1937]. Nach zwanzigjähriger Unterbrechung hat er nun in diesem der Münchner Krise gewidmeten Band die Fortsetzung herausgebracht: *Obtížné spojenectví* [Ein Schwieriges Bündnis]. Der erste Band reicht vom Herbst 1937 bis Juli 1938, der zweite, *Pád spojenectví* [Der Niedergang des Bündnisses im Patt], wird den Zeitraum von August bis September 1938 behandeln. Kvaček hat zahlreiche Archivbestände in der Tschechoslowakei gesichtet: vor allem im Archiv des Außenministeriums, aber auch die Briefe des Bankiers Preiss im Archiv der Staatsbank und die Berichte Ripkas im Archiv des Instituts für Marxismus-Leninismus.

Er kennt die großen französischen, deutschen und amerikanischen Quelleneditionen, und er weiß, was im Osten wie im Westen über dieses Thema geschrieben wurde. Besonders frappierend sind seine freimütigen Ansichten, das Fehlen jeglicher politischer Vorurteile. In dieser Hinsicht ist es das beste Buch, das zum Thema München 1938 in der Tschechoslowakei seit 1948 geschrieben wurde.

Kvaček hat sich für eine überaus genaue chronologische Darstellung der Ereignisse entschieden, die sehr reich an Details ist, mit vielen Quellenzitaten in den Anmerkungen.

Es ist schwierig, in einem Buch über München etwas Neues zu sagen: Im Grunde ist schon alles gesagt worden über die Krise der französischen Politik und die englische Appeasement-Politik im Jahr 1938. Was ist also neu bei Kvaček? Der Autor verrät es nicht, noch wirft er – durch eine historiographische Debatte – ein Licht auf die Kontroversen, in denen er möglicherweise neue Positionen bezieht. Der Leser findet hier zwar die bisher unveröffentlichte Aussage des Ministers Ježek über die Vorstellung, die sich Beneš vom Bündnis mit Frankreich machte, er findet auch die Dokumente über die Verhandlungen zwischen Hodža und der Henlein-Partei, die in anderen Darstellungen oft zu kurz kommen. Es wäre aber zu wünschen, daß der Autor im zweiten Band offener und klarer Stellung nimmt.

Oft sind die Schriftstücke, die von den Diplomaten der feindlichen Lager stammen, schlicht und einfach gegenübergestellt, ohne irgendeinen Kommentar, selbst wenn sie sich ganz eindeutig widersprechen. Es überrascht auch, daß Kvaček nichts von der Diskussion über die Echtheit eines Textes von Bonnet vom 27. Juli berichtet. Der Minister hat angeblich Osuský gewarnt, die Tschechoslowakei solle sich keinerlei Illusionen über die Haltung Frankreichs hingeben. Bei einem Kolloquium über München 1938, das 1978 in Paris stattfand, habe ich diese Note als eine Fälschung betrachtet, was auch zwei Zeugen bestätigen, nämlich der Botschafter Léon Noel und René Massigli (*Revue des Etudes Slaves*, Paris 1979). Die Krise des Bündnisses mit Frankreich, die im Juli noch latent ist, bricht erst im September 1938 aus. Das ist der wesentliche Punkt: Da man das Ende der Geschichte kennt, könnte man versucht sein, den Wendepunkt sehr viel früher anzusetzen. In Wirklichkeit war im Juli noch nichts entschieden.

Teichova, Alice: Kleinstaaten im Spannungsfeld der Großmächte. Wirtschaft und Politik in Mittel- und Südosteuropa in der Zwischenkriegszeit.

R. Oldenbourg Verlag, München 1988, 216 S. (Sozial- und Wirtschaftshistorische Studien 18).

Die Verfasserin befaßt sich regelmäßig mit der Problematik des mittel- und südosteuropäischen Raums. 1920 in Wien geboren, studierte sie an den Universitäten von Leeds und Prag. Ihr Fach – die Wirtschaftsgeschichte – lehrte sie an verschiedenen Universitäten in Europa, Kanada und den USA. Der Band *Kleinstaaten im Spannungsfeld der Großmächte* entstand aus der Vorlesung „Probleme des Wirtschaftswachstums in Mitteleuropa im 20. Jahrhundert“, die Alice Teichova im Wintersemester 1985/86 an der Universität Wien hielt.

Es handelt sich keinesfalls um eine chronologisch geordnete Wirtschaftsgeschichte der einzelnen Staaten Mittel- und Südosteuropas (Bulgarien, Jugoslawien, Polen, Rumänien, Tschechoslowakei, Ungarn und zum Teil auch Österreich). Der Leser wird eher auf die Zusammenhänge zwischen Wirtschaft und Politik nach dem Zerfall Österreich-Ungarns aufmerksam gemacht. Die Grundlage dieser Betrachtung bildet dennoch eine detaillierte Kenntnis der wirtschaftsgeschichtlichen Materie der einzelnen Staaten dieses Raums, die dem Leser nicht vorenthalten wird.

Alice Teichovas Buch beweist, daß die Geschichte immer etwas zur Gegenwart und zur Zukunft zu sagen hat. Die Situation der Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie in der Zwischenkriegszeit ist ihrer heutigen Lage nicht unähnlich. Damals wie heute ging eine Ära zu Ende, und die Staaten waren vor die Aufgabe gestellt, den Übergang bzw. Neuanfang zu schaffen. Damals wie heute waren die Staaten Mittel- und Südosteuropas wirtschaftlich zurückgeblieben, damals wie heute litt die gesamte Volkswirtschaft an starkem Kapitalmangel, damals wie heute mußten sie sich von der Orientierung an einem mehr oder weniger geschlossenen Wirtschaftsraum auf die Orientierung an die Weltwirtschaft und insbesondere an den westeuropäischen Wirtschaftsraum umstellen. Heute kommt allerdings noch das zweifellos schwierigste Problem des Übergangs von der Planwirtschaft zur Marktwirtschaft hinzu.

Teichova schildert zuerst die Ausgangslage der meist neuentstandenen Staaten („Nachfolgestaaten“) nach dem Ersten Weltkrieg und ihre Bemühungen, eigene Volkswirtschaften zu etablieren. Die Umstellung von der früheren Ausrichtung nach Wien, Budapest und Berlin zur Orientierung auf andere Wirtschaftszentren in Westeuropa und den USA wurde vor allem von politischen Überlegungen diktiert. Die Entente-Mächte versuchten, die ehemalige Vorrangstellung Deutschlands und Österreichs in Mittel- und Südosteuropa an sich zu reißen und auch auf diese Weise die auf dem Versailler Vertrag ratifizierten Bestimmungen abzusichern. Dies geschah vorwiegend durch Kapitalbeteiligung, welche die wirtschaftlich unterentwickelten Staaten in diesem Raum dringend benötigten. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden auch Bodenreformen durchgeführt, die gemeinsam mit der Nostrifizierung der Industrie (das heißt mit der Überführung ihrer Kapitalmehrheit in die Hände der Angehörigen der einzelnen Nachfolgestaaten) anfangs zur Stabilisierung der politischen und wirtschaftlichen Existenz dieser kleinen Staaten auf nationaler Grundlage beigetragen haben.

Teichova zeigt in ihrem Buch, daß sich in Mittel- und Südosteuropa in der Zwischenkriegszeit die Interessen der Großmächte nicht nur politisch und militärisch, sondern auch wirtschaftlich durchkreuzten. Entsprechend der allgemeinen Entwicklung begannen zuerst Großbritannien, Frankreich und die USA ihre Positionen auszubauen, allmählich aber – vor allem im Zusammenhang mit der Weltwirtschaftskrise Anfang der dreißiger Jahre und der Schwächung der Position der Westmächte – begann das Deutsche Reich, seine wirtschaftlichen Interessen in diesem Raum geltend zu machen.

Teichova schildert die Wirtschaftsentwicklung der mittel- und südosteuropäischen Staaten in der Zwischenkriegszeit insgesamt als krisenhaft. Niedriger Stand der Industrialisierung, Verfall der meisten Währungen, hohe Verschuldung und schleppende Entwicklung moderner Wirtschaftsstrukturen waren die Hauptmerkmale. Eine Ausnahme bildeten die Tschechoslowakei und zum Teil – soweit behandelt – auch Österreich. Die Probleme im Wirtschaftsleben der mittel- und südosteuropäischen Staaten konnten auch durch die wirtschaftlich untermauerten Bemühungen der Großmächte um Geltendmachung ihrer Interessen in diesem Raum nicht gelöst werden. Nach Lektüre des vorliegenden Werkes gewinnt der Leser den Eindruck, daß auch diese Tatsache zum Zusammenbruch des Versailler Systems beigetragen hat.

Alice Teichova hat ein Buch vorgelegt, das nicht nur dem Fachpublikum zugänglich ist. Es ist leicht lesbar und meist auch für Nichtökonomern verständlich. 32 Tabellen veranschaulichen die in elf Kapitel zusammengefaßten Aussagen. Für alle, die sich mit der dargestellten Problematik gründlicher befassen wollen, steht auch eine umfangreiche Bibliographie zur Verfügung.

München

Karel Kühnl

Šmoldas, Zdeněk: Českoslovenští letci v boji proti fašismu [Die tschechoslowakischen Flieger im Kampf gegen den Faschismus].

Naše vojsko, Praha 1987, 492 S.

Die Geschichte der tschechoslowakischen Luftwaffeneinheiten, die im Zweiten Weltkrieg zunächst in Frankreich, dann in Großbritannien und schließlich auch in der Sowjetunion entstanden und im Verhältnis zu ihrer personellen Stärke und technisch-materiellen Ausrüstung einen nicht unbedeutenden Beitrag zum Kampf gegen das Dritte Reich leisteten, ist schon mehrfach erzählt worden. Das vorliegende Buch des Militärhistorikers Šmoldas ist nicht nur eine Zusammenfassung der bisherigen, qualitativ unterschiedlichen Literatur; ergänzt durch eine Fülle neuer Quellen, aus denen umfangreiche Aufzeichnungen der tschechoslowakischen Flieger selbst herausragen, stellt es – soweit ich sehe – die bislang materialreichste Untersuchung des Themas dar.

Die einzelnen Kapitel der Arbeit folgen den Wegen der tschechoslowakischen Emigration nach 1938–1939: Im Frühjahr 1939, als die Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren den Strom der Flüchtlinge nach Polen weiter anschwellen ließ,

schloß sich ein kleiner Teil der tschechoslowakischen Flieger der polnischen Luftwaffe an und beteiligte sich im September 1939 an den Abwehrkämpfen gegen die Aggression des Dritten Reiches. Das größte Kontingent der Flieger gelangte allerdings über die polnischen Ostseehäfen nach Frankreich, wo sich zunächst auch das politische Exil konzentrierte. Dessen Versuche, auf französischem Boden eine selbständige tschechoslowakische Luftwaffeneinheit ins Leben zu rufen oder die von den französischen Militärbehörden zunächst vielfach in die Fremdenlegionen abgeschobenen tschechoslowakischen Flieger in französische Jagd- und Bomberstaffeln einzugliedern, zogen sich bis zum Sommer 1940 hin und konnten vor dem Frankreich-Feldzug der Wehrmacht nur in geringem Umfang verwirklicht werden. Der rasche militärische Zusammenbruch der französischen Front gab den schlecht vorbereiteten und ausgerüsteten Fliegern aus der Tschechoslowakei kaum Möglichkeiten, effektiv in die Luftkämpfe einzugreifen. Nach der Kapitulation Frankreichs konnten sich die Flieger – wie auch die tschechoslowakischen Bodentruppen – in der Mehrheit über die südfranzösischen Häfen nach Großbritannien retten; dort hatten die tschechoslowakischen Bomber und Jagdflugzeuge, in selbständigen Staffeln organisiert, einen nicht geringen Anteil am späteren Luftkampf über Großbritannien, der „Schlacht um England“, deren Darstellung der weitaus größte Teil des Buches von Šmoladas gewidmet ist. Erst sehr viel später, nämlich im Frühjahr 1944, entstand auch in der Sowjetunion eine selbständige tschechoslowakische Jagdfliegerstaffel aus den Teilen der tschechoslowakischen militärischen Emigration, die nach dem Zusammenbruch Polens auf sowjetisches Territorium übergetreten waren; diese tschechoslowakische Staffel wurde später durch andere Gruppen der militärischen Emigration ergänzt und kam u. a. bei der Unterstützung des Slowakischen Nationalaufstandes aus der Luft zum Einsatz.

Šmoladas versteht Militärgeschichte nicht nur als Rekonstruktion des Ablaufs militärischer Aktionen unter Einschluß ihrer waffentechnischen Dimension, auch wenn die Darstellung der militärischen Operationen der Flieger den größten Teil der Untersuchung ausmacht. So sehr sein den gesellschaftlich-politischen Kontext des militärischen Bereichs einbeziehendes Verständnis von Militärgeschichte zu begrüßen ist, so holzschnittartig und undifferenziert sind die Passagen, in denen Šmoladas dieses Verständnis praktiziert.

Aus der langen Reihe fragwürdiger Thesen und simplifizierender Schlußfolgerungen zu den politisch-diplomatischen Aspekten der Geschichte der tschechoslowakischen militärischen Einheiten im Zweiten Weltkrieg sei hier nur die Behauptung erwähnt, daß der tschechoslowakische Militärattaché in Moskau, General Píka, den Aufbau der tschechoslowakischen Luftwaffeneinheit in der Sowjetunion, der 1. Tschechoslowakischen gemischten Fliegerdivision, sabotiert habe (S. 263). Píka hat zum einen bekanntlich versucht, die politische Formierung der tschechoslowakischen Truppen in der Sowjetunion im Sinne der KPTsch und Moskaus zu verhindern, und er war sich darüber hinaus mit dem tschechoslowakischen Verteidigungsministerium im Londoner Exil darin einig, daß die tschechoslowakischen Streitkräfte möglichst so eingesetzt werden sollten, daß sie nicht aufgerieben werden konnten, um am Ende des Krieges der tschechoslowakischen Regierung als Ordnungsfaktor für die voraussichtlich unruhige Situation in der Tschechoslowakei

zur Verfügung zu stehen¹. Verzögernd auf den Aufbau der militärischen Einheiten konnte sich dies freilich nur insofern auswirken, als die Sowjetunion nur dann am Einsatz von Truppen aus den ostmitteleuropäischen Ländern interessiert war, wenn sie ein Mindestmaß an politischer Kontrolle über diese Truppen ausübte; an Beispielen hierfür fehlt es nicht, wenn man an die sowjetische Strategie gegenüber der polnischen Armija Krajowa und an den Slowakischen Nationalaufstand denkt.

Šmoldas überspielt so mit seinen Invektiven gegen Píka, daß der sowjetische Kampf gegen das Dritte Reich bei weitem nicht so uneigennützig war, wie dies der Autor glauben machen will. Wenn das schamhafte Verschweigen handfester sowjetischer Machtinteressen auf der politisch-diplomatischen Betrachtungsebene des Buches einen geradezu antiseptischen Begriff von Antifaschismus produziert, so wiederholt sich dies auf der weiter unten angesiedelten Ebene der Darstellung der inneren Verhältnisse in den tschechoslowakischen Truppen. Es ist längst bekannt und gut belegt, daß gerade die militärische Emigration aus der Tschechoslowakei im Zweiten Weltkrieg eine Fülle von Problemen mit sich herumschleppte, die wenig geeignet waren, den demokratischen Anspruch des tschechoslowakischen Exils zu untermauern. Daß sich das britische Parlament 1940 zweimal veranlaßt sah, Maßnahmen gegen den rabiaten Antisemitismus im tschechoslowakischen Armeekorps in Großbritannien zu fordern, mag hier als Beispiel genügen. Davon erfährt der Leser nichts, sieht man einmal von beiläufigen Hinweisen auf die Spannungen zwischen Tschechen und Slowaken in der Exiltruppe ab. Was statt dessen präsentiert wird, ist das Bild einer den Niederungen der kruden Realität ganz und gar enthobenen, ideell homogenen und konfliktfreien militärischen Gemeinschaft, die in ihrer schieren Abstraktheit nur noch nach einem verlangt: vom Kopf auf die Füße gestellt zu werden.

Militärsgeschichte dieser Art erliegt dem Irrglauben, Traditionen ließen sich durch eine Art monumentalische Geschichtsschreibung bewahren, die sich auf „das vergangene Große“ (Nietzsche) richtet. Freilich kann Tradition nur in dem Maße lebendige Anwendung auf die gegenwärtige Situation bleiben, als sie vom mitgeschleppt Apologetischen und Verdunkelnden befreit wird.

München

Peter Heumos

¹ Vgl. dazu das Memorandum des britischen Botschafters bei der tschechoslowakischen Exilregierung, Philip Nichols, vom 8. Dezember 1942. Nichols beruft sich darin auf ein Gespräch mit Jan Masaryk. Public Record Office, London. FO 371/30855. C 12431/12.

Tilkovszky, Loránt: A Szlovákok történetéhez Magyarországon 1919–1945. Kormánybiztosi és más jelentések nemzetiségpolitikai céllal látogatott szlovák lakosságu településekről [Zur Geschichte der Slowaken in Ungarn 1919–1945. Berichte des Regierungskommissars und andere Meldungen über slowakische Siedlungen, die mit nationalitätenpolitischem Ziel besucht wurden].

Budapest 1989, 204 S., 1 Karte (Hungaro-Bohemicoslavaca 3).

Mit der Geschichte der Slowaken im sogenannten „Trianon“-Ungarn hat sich bisher weder die slowakische noch die ungarische Geschichtsschreibung eingehend befaßt.

Loránt Tilkovszky legt nun im 3. Band der Hungaro-Bohemicoslovaca bisher unveröffentlichtes Material aus den Akten der Nationalitätenabteilung des Ministerialpräsidiums vor: eine Auswahl aus den Berichten des „ung. kgl. Regierungskommissars für die ungarländischen [Bewohner] slowakischer Zunge“.

Im wesentlichen handelt es sich um die Inspektionsreisen des gebürtigen Slowaken Adolf Pechány, der als Lehrer, Schriftsteller und Redakteur, seit 1921 dann als Regierungskommissar zwanzig Jahre lang im Dienst der ungarischen Nationalitätenpolitik tätig war (er starb 83jährig im Jahre 1942). Von diesen etwa 200 Berichten hat Tilkovszky 34 ausgewählt und mit einer Einführung versehen (35 Seiten).

Die Berichte bezeugen den bereits seit der Jahrhundertwende unaufhaltsam fortschreitenden Assimilierungsprozeß der Slowaken in den Komitaten Békés und Pest sowie in den verwaltungsmäßig vorübergehend vereinigten Komitaten Csanád-Arad-Torontál, Komárom-Esztergom und Nógrád-Hont.

Die Regierungskommissare (dies gilt auch für die Deutschen und für die Rumänen Ungarns) waren nicht etwa zum Schutz der ihnen anvertrauten Minderheit ernannt worden, sie sollten vielmehr die Assimilation mit allen erdenklichen Mitteln beschleunigen. Besonders galt dies für die von den Slowaken bewohnten Gemeinden in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt, „damit die Umgebung von Budapest den Fremden nicht als ein Nationalitätengebiet erscheint“ (Dok. Nr. XIV); es galt aber auch für Orte wie Maglód, wo sich z. B. Milan Hodža persönlich um seine Landsleute kümmerte und sie mit Zeitungen aus der Slowakei versorgte (Dok. Nr. VI).

Die gemeinsame Magyarisierungsarbeit, die der Regierungskommissar von der Dorfintelligenz (Pfarrer, Lehrer, Notar, Kindergärtnerin etc.) zur Wahrung der politischen Einheit der Nation erwartete, änderte sich auch nach dem 1. Wiener Schiedsspruch vom November 1938 nicht. Man isolierte die „Trianon“-Slowaken eher noch mehr, verhinderte den Slowakisch-Unterricht und jegliche kulturellen Bestrebungen zur Stärkung der slowakischen Identität.

Durch die Wahl der Dokumente ist es dem Verfasser überdies gelungen, die methodologische Vielfalt, aber auch die einheitliche politische Motivation und die ideologischen Grundlagen der ungarischen Nationalitätenpolitik überzeugend sichtbar zu machen.

Ein chronologisches Verzeichnis der Dokumente wäre nützlich gewesen. Orts- und Personenregister, ein slowakisches und deutsches Resümee und eine Karte zu den vom Regierungskommissar besuchten (bzw. zu den übrigen) slowakischen Ortschaften vervollständigen diesen wichtigen Beitrag zur Erforschung der ungarisch-slowakischen Problematik in den Jahren 1922 bis 1942.

München

Monika Glettler

Wagnerová, Alena: 1945 waren sie Kinder. Flucht und Vertreibung im Leben einer Generation. Vorwort v. Peter Glotz.

Kiepenheuer & Witsch, Köln 1990, 160 S.

Das Buch der in der Bundesrepublik lebenden tschechischen Publizistin und Schriftstellerin enthält fünfzehn Aussagen von Menschen, die das Schicksal der Aus-

gewiesenen sowie das Geburtsjahr (meistens zwischen 1930 und 1940) gemeinsam haben. Außerdem stammen die Befragten aus dem tschechoslowakischen Gebiet – mit Ausnahme von zwei Schlesiern, diese jedoch mit engeren Beziehungen zur ČSR. Sie erzählen nicht nur über die Zwangsausweisung, sondern auch über ihre Eingliederung in die Bundesrepublik oder die DDR. Manche von ihnen haben noch immer ein innerlich nicht ganz bewältigtes Verhältnis zum Verlust ihrer alten Heimat. Das zeigt sich besonders bei den (elf) aus Böhmen und Mähren stammenden Befragten, wobei noch manchmal – im Unterschied zu den aus der Slowakei kommenden Deutschen – das bisher nicht ganz abgeschlossene Problem des Verhältnisses zu den tschechischen „Vertreibern“ hinzukommt. So z. B. behauptet einer der Befragten, er glaube nicht an das „Heimatgefühl oder so was“ (S. 31), während seine Frau jedoch zugibt: „... so bewegt wie jetzt habe ich ihn lange nicht gesehen“ (S. 32). Selten kommt hier der Leser zur Überzeugung, daß man wirklich ohne derartige Gefühle leben kann, wie das Beispiel einer in ihrer „typischen DDR-Familie“ lebenden Frau zeigt (S. 70). Eine „Generationsausnahme“ stellt im Buch der Fall des „(Sudeten)deutschen, geboren 1952“ dar, der seinen eigenen Weg zur Bewältigung der „Vertriebenenvergangenheit“ – auch und gerade dank seines späteren Geburtsjahres – finden konnte (vgl. S. 146).

Die befragten Personen leben zwar im Bewußtsein, daß sie einst die Ausgewiesenen waren, die meisten von ihnen beteiligten sich jedoch nicht – abgesehen von persönlichen Treffen mit Verwandten und Bekannten – an politischen Aktivitäten ihrer Landsleute, nicht wenige lehnten diese sogar ausdrücklich ab. Typisch ist die Aussage, es seien „ein paar hundert Berufsvertriebene, die ewig an dem gleichen Zeug herumreden“ (S. 41–42). Im ganzen zeigen die Befragten trotz bestimmter Vorbehalte die Bereitschaft, mit den früheren „Vertreibern“ den Weg der Zusammenarbeit oder einer guten Nachbarschaft in staatlicher Hinsicht zu suchen.

Prag

Pavel Škorpil

Goldstücker, Eduard: Prozesse. Erfahrungen eines Mitteleuropäers. Aus dem Tschechischen von Friedrich Utiz.

Albrecht Knaus, München-Hamburg 1989, 351 S. + 12 Abb.

Wer von der Autobiographie eines Literarhistorikers eine akribische Sammlung von Daten erwartet, wird angenehm überrascht: Wie der Untertitel verspricht, beschreibt Goldstücker Erfahrungen, nicht Ereignisse. Die Perspektive, die er hierfür wählt, ist eine historische, aber nicht die des Wissenschaftlers, sondern die des Erzählers.

Und Goldstücker hat viel zu erzählen, denn sein Lebensweg kreuzte bedeutende Vorgänge der tschechoslowakischen Zeitgeschichte. 1913 im slowakischen Podbiel als Kind armer Juden geboren, wurde Goldstücker schon als Student in Prag Funktionär der „Kostufra“ und anderer kommunistischer Organisationen. Er flüchtete 1939 nach England, promovierte in Oxford und brachte es nach dem Putsch von 1948 bis zum tschechoslowakischen Botschafter in Israel. Im Zusammenhang der Slánský-Prozesse wurde er zu lebenslänglicher Haft verurteilt, im Dezember 1955 begnadigt und später rehabilitiert. Als Germanistikprofessor an der Karls-Universität organisierte er die

legendäre Kafka-Konferenz und war als Funktionär im Schriftstellerverband am „Prager Frühling“ beteiligt. Während der sowjetischen Invasion flüchtete er erneut nach England, wo er heute noch lebt.

Alle diese Geschehnisse erfährt man als Leser aus dem Blickwinkel des aktiv Beteiligten, des Insiders, der aus dem Bildschatz seiner Erinnerungen Porträts von Personen, Städten und Landschaften zeichnet. Die frühen Erinnerungen an die kleine Welt der slowakischen Provinz um Podbiel und Kaschau, mit ihren Einschlüssen an jüdischer Mystik, erscheinen im diffusen Schein versunkener Traumwelten. Die Profile von Slánský, Gottwald oder Husák dagegen stehen schon in einem etwas härteren Licht. Es macht einen großen Reiz des Buches aus, wie gerade bei der Charakterisierung von Funktionären, ja von Funktionärstypen, in einer schier unerschöpflichen Fundgrube gekramt wird. Daß hierbei manches historisch wertvolle Detail erhellt wird, ohne ins Anekdotische abzugleiten, verleiht dem Werk trotz aller Stilisierungen auch den Charakter einer Dokumentation, die nur dank der Brechung der Erinnerungen durch Gestaltung und Gedächtnis wie ein Roman zu lesen ist. Es scheint dem Fluß des Werkes zugute gekommen zu sein, das seine Niederschrift mit Hilfe des schriftstellerischen „Adjutanten“ Jiří Gruša erfolgte, aber ohne schriftliche Gedächtnisstützen Goldstückers und wegen der damals noch bestehenden Einreiseverbote in die ČSSR auch ohne gedächtnisauffrischende Ortsbesichtigungen. So blieben offensichtlich nur die markanten Erlebnisse erhalten und wurden zu allegorischen Bildern zusammengestellt. Insofern kann ja der Einfluß des Kulinarischen bei einer Konferenz, ein Lapsus eines Staatsanwalts oder ein bissiger Halbsatz von Molotow mehr über die Psychologie und den Mechanismus der Macht aussagen, als das Protokoll einer Vernehmung oder Rede, in dem dann gerade dieses Detail fehlt.

Man erfährt viel, und dabei vermitteln der rasante Ablauf der Geschehnisse und die beinahe auf jeder Seite aufs neue durchlittenen Gewalttaten, Verfolgungen und Morde mitunter das Gefühl, man befände sich auf einer blitzschnellen Führung durch das Horrorkabinett des zwanzigsten Jahrhunderts. Angesichts der vielen Opfer des Terrors stellt sich natürlich die Schuldfrage. Bei ihrer Beantwortung ist die Vieldeutigkeit des Buchtitels hilfreich.

Mit den „Prozessen“ meint der Autor nicht nur die stalinistischen Schauprozesse. Er spielt auch auf Kafkas „Prozeß“ an, den er während seines Forschungsprojekts über „Prager deutsche Literatur“ in den sechziger Jahren als prophetische Vorhersage des Totalitarismus interpretiert hatte. In Kafkas „Prozeß“ ist die Schuldfrage ins Eschatologische gerutscht, in eine Sphäre, vor der historisch-politische Begriffe versagen, deren Nähe man aber zu spüren glaubt, wenn Goldstücker eine Lebensweisheit seiner Mutter zitiert: „Es ist besser, mein Sohn, lange lange Angst zu haben, als plötzlich furchtbar zu erschrecken.“ Die jüdischen Verwandten Goldstückers fielen ausnahmslos dem nationalsozialistischen Rassenwahn zum Opfer.

Schließlich hat Goldstücker auch den übergreifenden „Prozeß“ der Weltgeschichte im Sinn, der ständig Schicksal und Schuld produziert. Als sein Produkt, als „Verkörperung eines Schicksalstypus“, aber auch als Schuldiger, interpretiert sich Goldstücker selbst. Schuldig ist er des irrationalen Glaubens an den Kommunismus, an den „Gott, der keiner war“. Diese Selbstkritik stellt Goldstückers Biographie in eine Reihe von Werken, in denen Altkommunisten mit ihrer Partei abrechnen. Diese

Reihe reicht von Arthur Koestlers „Darkness at Noon“ bis Walter Jankas „Schwierigkeiten mit der Wahrheit“, zu dessen Fall große Ähnlichkeiten bestehen.

Am Ende des Epilogs findet sich ein Satz von François Villon („Frères humains qui après nous vivez,/N'ayez les cœurs contre nous endurcis“) anstelle der vom Autor intendierten, dann aber gestrichenen Verse von Bert Brecht; man kann sich denken, welche geplant waren: „Gedenkt/Wenn ihr von unseren Schwächen sprecht/Auch der finsternen Zeit/Der ihr entronnen seid.“ Es gehört wohl zum Stil dieser zwischen Anklage und Beichte lavierenden Autobiographien, an dieser exponierten Stelle lieber keinen sozialistischen Klassiker mehr zu Wort kommen zu lassen.

Vielleicht kann der Autor nach der Demokratisierung in der Tschechoslowakei bei einer späteren Auflage des Werkes an einigen Stellen deutlicher werden, an denen man den Eindruck gewinnt, er habe Namen von heute noch in der Tschechoslowakei lebenden Beteiligten verschwiegen, um sie nicht zu gefährden.

München

Stefan Bauer

Jičínský, Zdeněk: Vznik České národní rady v době Pražského jara 1968 a její působení do podzimu 1969 [Die Entstehung des Tschechischen Nationalrats in der Zeit des Prager Frühlings und seine Tätigkeit bis zum Herbst 1969].

Knižnice Listů, Index Verlag, Köln 1989, 143 S.

Die nach einer Samizdat-Ausgabe (Prag 1984) vom Index-Verlag jetzt allgemein zugänglich gemachte Studie schließt in der umfangreichen Literatur zum Prager Frühling eine wichtige Lücke: Die Geschichte des Tschechischen Nationalrats in den Jahren 1968/69. Das Thema ist mehr als ein Nebenaspekt der Geschichte des Prager Frühlings: In ihm spiegelt sich wie in einem Prisma die ganze Entwicklung des Reformversuchs bis zur sogenannten Normalisierung. Es berührt unmittelbar die föderative Umgestaltung der Tschechoslowakei, die eine der schwierigsten Fragen des Erneuerungsprozesses und gleichzeitig dessen einziges bleibendes Ergebnis war.

Der Autor der Studie, Zdeněk Jičínký, hat als stellvertretender Vorsitzender des Tschechischen Nationalrats selbst an den Ereignissen teilgehabt; das erlaubt ihm auch persönliche Urteile über die damals Mitagierenden. Hervorzuheben ist, daß die Untersuchung trotzdem nicht in die Nähe der Memoirenliteratur gerät. Nach langem, erzwungenen Verzicht auf öffentliche Tätigkeit – Jičínký wurde 1969 seines Amtes enthoben, 1970 aus der KPTsch ausgeschlossen – hat der Autor nun wieder politische Verantwortung als stellvertretender Parlamentspräsident übernommen. Seine Studie ist damit gleichzeitig interessantes Quellenmaterial, um die politische Vorstellungswelt der heutigen politischen Führung der Tschechoslowakei zu interpretieren.

Das erneut akut gewordene Problem der Föderalisierung der Tschechoslowakei nimmt in Jičínkýs Darstellung einen hohen Stellenwert ein. Ohne den Eigenwert dieses Problems zu unterschätzen, stellt der Autor die Föderalisierung doch immer in einen notwendigen Zusammenhang zur Demokratisierung der Gesellschaft. Tatsächlich ist die föderative Reform des Staates ja nach 1969 durch den Parteizentralismus der KPTsch ausgehöhlt worden. Soweit kann man dem Verfasser nur beipflichten. Einwände muß

man jedoch gegen die vom Autor gelegentlich unkritisch gebrauchte Kategorie des „Rationalen“ erheben. Sicher hatten die slowakischen Föderalisierungswünsche 1968/69 oft den Nachteil, weniger praktikabel zu sein als Lösungen, die mehr zum Einheitsstaat tendierten. Aber kann sich nicht jeder Zentralismus, auch der absolutistische, auf das Argument der Rationalität berufen?

Berlin

Martin Schulze Wessel

Šnejdárék, Antonín/Mazurowa-Château, Casimira: La nouvelle Europe centrale (Notre siècle).

Imprimerie nationale, Paris 1986, 436 S.

Antonín Šnejdárék war 1968 Direktor des Instituts für internationale Politik und Wirtschaft der Akademie der Wissenschaften in Prag. Von 1970 bis zu seinem Tode 1981 wirkte er als „professeur associé“ an der Sorbonne. Auf der Grundlage seiner breiten Kenntnis der Entwicklungen im außersowjetischen Osteuropa, die zum Teil auch auf dem früheren Zugang zu im Westen unbekanntem Dokumenten beruht, verfaßte er den Text 1970/71. Für den Druck überarbeitet und um die Entwicklungen seit 1970 ergänzt hat ihn Casimira Mazurowa-Château, eine in Paris lebende polnische Historikerin.

Entstanden ist eine Geschichte Polens, der Tschechoslowakei, Ungarns, Rumäniens, Jugoslawiens, Bulgariens und Albaniens – „Mitteleuropas“, wie es Šnejdárék bei aller Differenzierung mit Recht als Einheit sieht, vom Beginn des Zweiten Weltkriegs bis zum Kriegsrecht in Polen 1981. Für die Kriegszeit stellt er zunächst die Entwicklung in den besetzten und als Staat liquidierten Polen und Jugoslawien dar, dann in den mit den Achsenmächten verbündeten Staaten Rumänien, Ungarn und Bulgarien. Danach behandelt er den Widerstand im „Norden Zentraleuropas“ (in Polen und der Tschechoslowakei) und in dessen Süden, vor allem in Jugoslawien, sachgemäß kürzer in Albanien, Rumänien, Ungarn und Bulgarien. Norden und Süden unterscheidet Šnejdárék auch hinsichtlich der „création de la communauté socialiste“ 1945–1949, bevor er die Entwicklung des Gesamttraums in den Folgekapiteln als Einheit zusammenfaßt: die Periode der Säuberung (1948–1953), die Ära Chruščev 1953–1970 („à la recherche de la réforme – et ses conséquences“) sowie – mit einem eigenen Kapitel – die Politik der Integration der sozialistischen Staaten in den Jahren 1964–1970, wo er die tschechoslowakische Krise von 1968 behandelt (S. 280–288).

Die abschließenden Kapitel, „La Pologne en mutation (1970–1981)“ und „L'Europe centrale et ses crises (1970–1981)“, stammen von Mazurowa-Château. Abweichend von den bei Šnejdárék in den Länderteilen ausgewogenen Gesamtkompositionen behält sie der polnischen Entwicklung allein 74 Druckseiten vor, während für die übrigen Staaten nur 29 Seiten zur Verfügung stehen, was – bei aller Bedeutung der polnischen Entwicklung – von der Sache her nicht zu rechtfertigen ist. Die neue deutsche Ostpolitik unter Bundeskanzler Willy Brandt (S. 301, nicht – wie im Register angegeben – S. 302) wird zum Beispiel nur knapp erwähnt. Die beigegebene

Bibliographie konzentriert sich auf englisch- und französischsprachige Titel, die deutschsprachige Ostmittel- und Südosteuropaforschung ist nur marginal berücksichtigt (der 1959 vom Johann Gottfried Herder-Institut herausgegebene Band „Die Sowjetisierung Ostmitteleuropas“ fehlt zum Beispiel).

Ungenauigkeiten lassen sich bei einer solchen Gesamtdarstellung kaum vermeiden, doch hätte es einem aufmerksamen Lektor auffallen müssen, daß die Massengräber von Katyn im Jahr 1943 (und nicht, wie auf S. 122 und S. 123, im Jahr 1945) entdeckt worden sind. Die ukrainische, belorussische und – mit hier nicht zu erörternder Problematik – deutsche Minderheit in Polen ist nach 1945 keineswegs „verschwunden“ (S. 136, dagegen S. 405). Die sozialistische Entwicklung nach 1945 schätzt Šnejdárěk positiver als viele andere ein, auch wenn er die stalinistischen und anderen politischen Verbrechen und Verirrungen beim Wort nennt; er war kein Antikommunist, sondern stand in der Tradition des Reformflügels der KPČ des „Prager Frühlings“. Der deutsche Faktor bleibt nach 1945 am Rande. Šnejdárěk beurteilt die Entwicklung aus der Politik und Wirtschaft der Staaten sowie ihrem Verhältnis zur UdSSR heraus. Die DDR berücksichtigt er hinsichtlich der Wirtschaftspolitik im RGW-Rahmen (so S. 213 ff.), politisch dagegen kaum.

Die seit 1970 vorgelegten Forschungen zum Stalinismus oder zum Beginn des „Kalten Krieges“ konnte Šnejdárěk nicht mehr berücksichtigen. Seine kenntnisreiche, allerdings näher belegte Darstellung ist hinsichtlich des Gesamttraums ohne Zweifel ausgewogen. Sie profitiert davon, daß er sich nicht selbst durch vorgegebene Raumvorstellungen von Ostmittel- oder Südosteuropa Schranken gesetzt hat, sondern sein „neues, in der Folge des Zweiten Weltkriegs entstandenes „Europe centrale“ pragmatisch aus der politischen Entwicklung definierte und Kriegs- und Nachkriegsgeschehen sinnvoll zusammenfaßte. Seine Darstellung interessiert vor allem deshalb, weil sie von für den deutschen Leser ungewohnten Perspektiven ausgeht. Mazurowa-Château liefert dagegen aus der Solidarność-Perspektive neben einer im Vergleich zu den von Šnejdárěk verfaßten Abschnitten ausführlichen Darstellung der polnischen Entwicklung von Gierek zum Kriegsrecht unter Jaruzelski eigentlich nicht mehr als größere Stichworte zu den übrigen hier behandelten Staaten.

Herne

Wolfgang Kessler

Rothschild, Joseph: Return to Diversity. A Political History of East Central Europe Since World War II.

Oxford University Press, New York-Oxford 1989, 257 S.

Der Autor des heute schon zum Standardwerk erklärten Buches „East Central Europe between Two World Wars“ (University of Washington Press, Seattle-London 1974) veröffentlichte seine umfassende Geschichte Ostmitteleuropas seit dem Zweiten Weltkrieg unmittelbar vor dem Zusammenbruch der kommunistischen Systeme. Der Titel „Return to Diversity“ hat sich seitdem als überaus richtig erwiesen. Allerdings nicht nur der Titel selbst, sondern der Grundtenor von Rothschilds gesamter Betrachtung. Er zeigt, wie sehr die Kenntnis der Geschichte auch zum Verständnis der

nur teilweise durch die kommunistische Herrschaft gleichgeschalteten Nachkriegswirklichkeit in den osteuropäischen Staaten beizutragen vermag.

Rothschilds Darstellung ist in sechs chronologische Kapitel gegliedert, die jeweils aus einer national übergreifenden Perspektive die Entwicklungen in einzelnen, seinerzeit noch kommunistisch regierten, Staaten behandeln. Über die Verwendung der Bezeichnung „Ostmitteleuropa“ könnte man natürlich hier, wie auch sonst immer, diskutieren; die ehemals kommunistisch regierten Staaten allerdings zusammenfassend zu behandeln, ist sicherlich aus der Sicht dieses Buches sinnvoll. Nur die DDR läßt der Autor weg, wohl mit gutem Grund, wie insbesondere die postkommunistischen Entwicklungen deutlich zeigen.

Diese dem Verfasser damals wohl noch unbekanntes postkommunistischen Entwicklungen bestätigen aber auch seine allgemeine Schlußfolgerung: "Indeed, the persistence and resilience of distinct and diverse political cultures within the matrix of common Communist institutions is quite striking and lends support to the often maligned, much abused, and admittedly imprecise notion of national character" (S. 225). Und dennoch warnt Rothschild auch davor, die neuen Entwicklungen in den einzelnen Ländern während jener vierzig Jahre zu unterschätzen. Seine Darstellung legt großen Wert darauf, sowohl die historischen Beständigkeiten als auch die von keiner Diktatur aufzuhaltende historische Dynamik zu berücksichtigen. Schließlich liegt gerade darin die Aktualität seines Buches trotz der nun politisch völlig veränderten sozialen, institutionellen und wirtschaftlichen Bedingungen in allen hier behandelten Staaten.

Während der wichtigste historische Beitrag dieser Studie in den komparatistischen Perspektiven liegt (und gerade wegen dieses Verdienstes wäre eine Übersetzung ins Tschechische oder Slowakische überaus nützlich), bietet Rothschild aber auch interessante Anregungen für die nun entflammten Auseinandersetzungen mit der kommunistischen Vergangenheit in der Tschechoslowakei. Solche sind etwa in seinem Hinweis auf die verbreitete Akzeptanz der schwerwiegenden verfassungsrechtlichen und politischen Veränderungen in der Tschechoslowakei in den ersten Nachkriegsjahren zu finden. Die damals mangelnde oder nahezu fehlende öffentliche Debatte über die Legitimation des neuen Systems wirft zweifellos zahlreiche Fragen auf, die für das künftige Schicksal einer liberal-demokratischen politischen Ordnung von hoher Brisanz sind. Interessant ist aber auch beispielsweise Rothschilds Erwägung über den Zusammenhang zwischen dem ehemals ungewöhnlich hohen Grad an Politisierung der tschechoslowakischen Gesellschaft in den Organisationen politischer Parteien (40 Prozent der erwachsenen Bevölkerung waren in dieser Weise organisiert) und den durch die KPTsch genutzten Möglichkeiten zur politischen Manipulierung der in dieser Weise leicht zur Unterwanderung „erfaßbaren“ Öffentlichkeit. Aufmerksamkeit verdient sicherlich auch Rothschilds zusammenfassende These über die Tschechoslowakei, "arguably, the most Stalinist of all people's democracies, with Albania as its closest competitor for the dubious distinction" (S. 166).

Batt, Judy: Economic Reform and Political Change in Eastern Europe.

MacMillan Press (in Association with the Centre for Russian and East European Studies, University of Birmingham), Houndsmills-Basingstoke 1988, 353 S.

Dies ist ein anspruchsvolles Buch für aufmerksame Leser. Es hilft uns beim Verfolgen dramatischer Wochen und Monate in Ost- und Mitteleuropa. Es handelt von erfolglosen Versuchen, das starre Wirtschaftssystem unter der (in den Verfassungen) verankerten „führenden Rolle“ der KP zu reformieren. Zwei Länder werden miteinander verglichen: Ungarn und die Tschechoslowakei. In Ungarn versuchte die KP-Führung relativ früh, Reformen in Gang zu bringen. Kádár unterstützte diese Bestrebungen und zog auch Fachleute dazu heran. In der Tschechoslowakei, unter Staats- und Parteichef Novotný, verhielt es sich anders. Immer wieder wurden zwar wirtschaftliche Reformversuche unternommen, doch gelang es den einfalllosen Bürokraten, die in den zuständigen Gremien stets die Mehrheit bildeten, selbst die vorichtigsten Ansätze zu blockieren: Sei es unter dem Vorwand, sie seien zu intellektuell, sei es, weil wie Reformen angeblich keinen marxistischen Charakter hatten.

So ging viel Zeit verloren. Erstaunlich ist, daß es auch den ungarischen Kommunisten unter dem „liberalen“ Kádár nicht gelungen ist, Fortschritte zu erzielen. Der Prager Frühling trug daran nur relativ geringe Schuld, zumindest weniger als allgemein angenommen und von der Verfasserin auch ausreichend belegt. Man fürchtete in Budapest um den Reformkurs, doch zeigt sich bald nach der Okkupation durch die fünf Mitgliedstaaten des Warschauer Paktes, daß Breschnew die politischen Auswirkungen des Prager Frühlings für weit gefährlicher hielt als eventuelle ökonomische Reformen. Šik ist im Zusammenhang mit der ökonomischen Reform kritisiert worden, aber diese Kritik wurde nie auf fachlicher Ebene geführt.

Das eigentliche Problem lag vielmehr in der schon erwähnten „führenden Rolle“ der Partei. Der reale Sozialismus schließt die Gesetze der freien Marktwirtschaft prinzipiell völlig aus. Solange also die KPTsch das politische Machtmonopol besaß, konnten die Wirtschaftsexperten nicht hoffen, daß sich Wesentliches ändert. Die Frage ist berechtigt, ob sie dies auch tatsächlich wollten, und ob sie bereit waren, den „realen Sozialismus“ im Namen des Marktes aufzugeben. Die Antwort müßte nach der Lektüre des Buches „nein“ heißen. Auch der zähste Verfechter eines „dritten Weges“, Ota Šik, gab seine Überzeugungen erst 1990 auf.

Noch vor dem Umbruch in Mittel- und Osteuropa versuchte die ungarische KP einen anderen Weg zu gehen. Viele Ämter wurden voneinander getrennt, viele Verantwortlichkeiten neu geregelt. Im Grunde handelte es sich dabei um pure Kosmetik: Gewisse Erfolge ließen sich nur in dem Maße erzielen, wie die Gesellschaft die Rolle der KP als bestimmende politische Kraft akzeptierte. Dieser Konsens, schreibt die Verfasserin richtig, hat jedoch nie bestanden.

Die einzige Perspektive einer Veränderung bot die Hoffnung auf Reformen im Mutterland des Sozialismus oder – zumindest ebenso wichtig – die Revision der gegenseitigen Beziehungen. In den achtziger Jahren waren diese Beziehungen für die Sowjetunion nicht immer vorteilhaft, da viele ehemalige Wirtschaftspartner zur Last wurden, darunter auch Ungarn.

Dahrendorf, Ralf: Reflections on the Revolution in Europe. In a letter intended to have been sent to a gentleman in Warsaw, 1990.

Chatto & Windus, London 1990, 154 S.

Dahrendorfs Essay anlässlich der umwerfenden Ereignisse des vergangenen Jahres in Mittel- und Osteuropa verweist schon in seinem Titel auf das klassische Werk Edmund Burkes über die Französische Revolution aus dem Jahre 1790. Und in der Tat, Dahrendorf macht kein Hehl daraus, daß er sowohl in der Einschätzung seines Themas als auch in seinem eigenen Denkansatz Burkes Vorbild verpflichtet ist. Während der bekannteste Chronist der neuesten Ereignisse in Osteuropa, Timothy Garton Ash, vor kurzem seine umfassende Analyse der ersten postrevolutionären Entwicklungen in Osteuropa vorlegte¹, stellt Dahrendorfs Essay die erste bedeutende Reflexion zum Thema aus der Perspektive größerer historischer Zusammenhänge dar. Die Klarheit des Ausdrucks und dabei doch die Komplexität seiner Überlegungen, die Breite der diskutierten Zusammenhänge und doch auch seine Kenntnis der Details sprechen allerdings dafür, daß Dahrendorfs Essay für lange Zeit zum unentbehrlichen Rüstzeug aller Kommentatoren der Entwicklungen im postkommunistischen Europa werden wird.

Der deutsche Soziologe und Politiker, der in den frühen siebziger Jahren in Brüssel die Wege der Europäischen Gemeinschaft mitgestaltete, 1974 bis 1984 die angesehene britische Institution, die London School of Economics and Political Science, leitete und seit 1987 in Oxford am St. Anthony's College wirkt, ist besser als jeder andere in der Lage, intime Kenntnisse der mitteleuropäischen politischen Traditionen und ihrer Probleme mit der Perspektive der westlichen, vor allem der anglo-amerikanischen historischen und politischen Betrachtungsweise zu verbinden. Aus dieser Sicht unterzieht Dahrendorf zahlreiche, heute populäre Schlagworte strenger Kritik, wie etwa den Ruf nach einem „Systemwandel“ vom „Sozialismus“ zur „freien Marktwirtschaft“; er zeigt die intellektuellen Verwirrungen, welche sich hinter den Gedanken von einer „Rückkehr zum Kapitalismus“ oder einer „Rückkehr zu Europa“ verbergen; er enthüllt die Inhaltsleere des Slogans „Schweden“ als Modell für die postkommunistischen Gesellschaften und geht auf die realen Schwierigkeiten ein, die in der verbreiteten Wunschvorstellung vom „Europäischen Haus“ unüberlegt übergangen werden.

Als die wichtigste Aufgabe ohne Wenn und Aber für die nun befreiten Länder betrachtet Dahrendorf die Schaffung von freiheitlichen Verfassungen: „As long as the constitution of liberty is safe and sound, real people thrive in real world for which all tidy concepts are inappropriate“ (S. 61). Dabei lehnt er allerdings Diskussionen über gesellschaftliche oder politische Systeme ab, denn: „All systems mean serfdom, including the 'natural' system of a total 'market order' in which no one tries to do anything other than guard certain rule of the game discovered by a mysterious sect of economic advisers“ (S. 37).

¹ Garton Ash, Timothy: Eastern Europe: Après Le Déluge, *Nous*. The New York Review of Books 37/13 (1990) 51–58.

In vollem Bewußtsein der bestehenden praktischen Schwierigkeiten in den postkommunistischen Staaten beschäftigt sich Dahrendorf vor allem mit den drei mitteleuropäischen Ländern Ungarn, Polen und der Tschechoslowakei und macht deutlich, daß er die Entwicklungen dieser Länder für die interessantesten hält. Von ihren historischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen her gesehen seien es nämlich gerade diese drei Länder, die den größten Optimismus hinsichtlich der Chancen für die Entwicklung freier, offener Gesellschaften verheißen. Dabei überschätzt Dahrendorf die vorhandenen Schwierigkeiten allerdings keineswegs, so etwa, wenn er für die Tschechoslowakei zusammenfaßt: "President Havel has to rely on his enthusiastic artist friends and on the good sense, even humour of the Czech and Slovak people" (S. 72). Für viel wichtiger als eigenständige regionale Traditionen erachtet er nämlich das Bewußtsein von "universal prerequisites of freedom" (S. 60) und betont die Komplexität und Langwierigkeit jener Entwicklungsprozesse, die zu einer freien, offenen Gesellschaft führen: "Freedom does not just happen, it has to be created" (S. 79).

Für den unerschütterlichen Anwalt des Glaubens an die Freiheit und die offene Gesellschaft als die einzigen Garanten einer würdevollen und zugleich klugen Gestaltung des menschlichen Zusammenlebens in der modernen Gesellschaft bieten die britischen und amerikanischen politischen Traditionen eine bisher bei weitem nicht ausgeschöpfte Quelle von Anregungen: "I think we are better advised to go back to the 1780s, to the lessons of the great transformations of that time. As a manual of liberal democracy, *The Federalist Papers* are unsurpassed ... Alexander Hamilton has more useful advice to give on the rule of law, and James Madison on civil society (as well as many other subjects) than most if not all contemporary authors" (S. 26f.).

Dahrendorfs Buch ist eine Mahnung, auch mitten in nahezu unüberschaubaren Problemen eines jeden historischen Augenblicks, die großen historischen Perspektiven nicht aus dem Auge zu verlieren. Er zeigt, wie sehr die Menschen dazu neigen, aus einzelnen spezifischen Situationen idealtypische Konstruktionen aufzubauen, um ihr Bedürfnis nach der Transzendierung ihrer Wirklichkeit zu befriedigen. Dabei verlieren sie oft die eigentlich universalen Perspektiven aus den Augen und damit die Möglichkeit, von anderen Gesellschaften und anderen Zeiten zu lernen. Die tschechoslowakischen Demokraten erleichterten Stalins Expansion nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, gerade weil sie jene Gefahren nicht sahen, die Edmund Burke im gedanklichen Ansatz der Französischen Revolution klar erkannte und beschrieb. Man kann nur wünschen, daß Dahrendorfs scharfsinnige Reflexionen der gegenwärtigen Entwicklungen mehr beherzigt werden als Burkes Mahnungen vor zweihundert Jahren.

München

Eva Schmidt-Hartmann

Schöpflin, George/Wood, Nancy (Hrsg.): In Search of Central Europe.

Polity Press, Cambridge 1989, 221 S.

Als einen „potentiell gangbaren Weg zur Reeuropäisierung Mitteleuropas“ bezeichnet der Herausgeber vorliegender Aufsatzsammlung, George Schöpflin, die Diskussion um Mitteleuropa. Nun ist, schneller als irgendjemand der Autoren des

Sammelbands voraussehen konnte, die Zweiteilung Europas zu Ende gegangen. Ein in der Formulierung Schöpflins angedeuteter politischer Zweck der Mitteleuropadiskussion wäre damit erreicht – ob der Anteil dieser Diskussion daran größer oder kleiner war als die sowjetrussische Rückbesinnung auf das „gemeinsame europäische Haus“, mag dahingestellt bleiben.

Es drängt sich aber die Frage nach dem bleibenden Ertrag der Mitteleuropadiskussion auf. Dieser ist offenbar gerade in jenen Beiträgen gering, die den politischen Zweck der Abgrenzung von (Sowjet-)Rußland in den Vordergrund rückten. Kunderas bekannter Essay „The Tragedy of Central Europe“ etwa läßt seine Zweckhaftigkeit durch die Konzentration positiver Eigenschaften in dem Begriff „Mitteleuropa“ und die Zurückführung aller negativen Erscheinungen auf Rußland deutlich erkennen. Die Misere Mitteleuropas wurde so ausschließlich zum „Schicksal“ Mitteleuropas. Vor dem Selbstbetrug einer solchen Konzeption hat Milan Šimečka eindringlich gewarnt. Die Diskussion, die sich aus der Polemik der beiden tschechischen Essayisten ergab, ist im besprochenen Band noch einmal abgedruckt worden.

Die Kernfrage der Abgrenzung zwischen Mittel- und Osteuropa durchzieht auch die anderen Artikel, die z. T. für den Sammelband eigens geschrieben worden sind. Eine sehr problematische Antwort gibt der Beitrag des Herausgebers Schöpflin. Sein Artikel „Central Europe: Definitions Old and New“ mutet in der Kontrastierung Europa – Rußland wie der Versuch einer wissenschaftlichen Fundierung von Kunderas Thesen an. Bestimmte, als „europäisch“ angenommene Werte wie die Freiheit des Individuums werden mit der Situation in Rußland verglichen, und immer lautet das Urteil: „The contrast with Russia could hardly be greater.“ Für Schöpflin folgt daraus – und hier geht er über Kundera hinaus –, Rußland explizit aus Europa auszuschließen und in seiner sowjetischen Form sogar auf eine Stufe der Andersartigkeit mit China und Kambodscha zu stellen.

Schöpflins Verfahren, Rußland an einem europäischen Idealtypus zu messen, läßt ihn ganz den russischen Anteil an der europäischen Geschichte übersehen: etwa die Verbundenheit der Kiewer Rus' mit dem Abendland und nach der Mongolenherrschaft die vielfältigen Impulse, die Rußland in Nordost-, Mittel- und Südosteuropa gab und empfing. Es ist auch nicht zutreffend, daß die Zugehörigkeit zu Europa im russischen Nationalbewußtsein durchweg negiert würde, wie Kundera und Schöpflin übereinstimmend meinen. Die antemurale Vorstellung, Außenposten und Schutz Europas zu sein, läßt sich nicht nur im polnischen und ungarischen, sondern auch im russischen Geschichtsbewußtsein (im Hinblick auf die Mongolengefahr) nachweisen.

Abgesehen von der Brüchigkeit eines Osteuropabegriffs, der, um Rußland vermindert, auf die Ukraine und Bjelorußland reduziert werden würde, stellt sich vor allem die Frage, was die Ausgrenzung Rußlands für Mitteleuropa bedeutet. In Schöpflins Konzeption gerät die Mitte an die Peripherie. Mitteleuropa sei für die europäische Tradition nicht so zentral wie Frankreich oder die Niederlande, der europäische Charakter (Europeanness) habe in Mitteleuropa eine relativ schwache Ausprägung. Schöpflins Beitrag zur Mitteleuropadiskussion teilt also Europa in der Mitte: Dem zentralen Westeuropa stehen als Zonen verminderter „Europeanness“ (Ost-)Mitteleuropa und Osteuropa (ohne Rußland) gegenüber.

Unter den weiteren Beiträgen ist vor allem der Aufsatz Hugh Seton-Watson hervorzuheben, der eindringlich davor warnt, aus der weitgehenden Übereinstimmung der Grenzen des alten karolingischen Reichs mit denen der EG eine europäische Identität ohne Ostmitteleuropa abzuleiten. Die folgenden Artikel István Bibós und Péter Hanáks beleuchten Mitteleuropa aus ungarischer Sicht. Wünschenswert wäre der ergänzende Abdruck des grundlegenden Aufsatzes von Jenő Szűcs "The Three Historical Regions of Europe" gewesen, der allerdings in den *Acta Hungarica* 1983 in englischer Sprache leicht zugänglich ist. Wie Szűcs betont Hanák die nationalgesellschaftliche Tradition Ungarns und ganz Ostmitteleuropas, durch die die Geschichtsregion, so Hanák, auch in der Zeit des Absolutismus ihre spezifische Gestalt bewahrt habe. Daß im nationalen Bewußtsein in der übersteigerten Form des Nationalismus auch eine zerstörerische Potenz für Mitteleuropa liegt, macht der Beitrag von Miklóš Duray, ein Vertreter der ungarischen Minderheit in der Slowakei, deutlich. Vorwiegend mit den kulturellen Aspekten Mitteleuropas beschäftigen sich die Beiträge von Zygmund Baumann, Czesław Miłosz, Csaba G. Kiss, Egon Schwarz und Timothy Garton Ash.

Den Herausgebern ist es insgesamt jedenfalls gelungen, herausragende Beiträge in dem Sammelband zusammenzutragen und damit dem Leser einen leichten Zugang zu den wichtigsten Strömungen der Mitteleuropadiskussion zu ermöglichen.

Berlin

Martin Schulze Wessel

KURZANZEIGEN

Amort, Čestmír: K historii Československa v údobí od Mnichova do 15. března 1939. Podle dokumentů ve Spolkovém archívu v Koblenzi [Zur Geschichte der Tschechoslowakei in der Zeit zwischen München und dem 15. März 1939. Aufgrund von Dokumenten aus dem Bundesarchiv in Koblenz]. SLP 1989, 290–304.

Der Beitrag behandelt die Zusammenarbeit zwischen reichsdeutschen politischen Stellen und SdP im Vorfeld des Münchener Abkommens, die Operationen des SD in den durch das Münchener Abkommen abgetretenen Gebieten, die Arbeit der Demarkationskommissionen bei der Festlegung der endgültigen Grenze (auch im Anschluß an den Wiener Schiedsspruch) sowie die Rolle der SS und der NSDAP bei der politischen Formierung der Bevölkerung in den abgetretenen Gebieten.

Amortová, Barbora: Rozvoj československo-bulharských kulturních vztahů v letech 1945–1947 [Die Entwicklung der tschechoslowakisch-bulgarischen kulturellen Beziehungen in den Jahren 1945–1947]. SLP 1989, 33–44.

Der Beitrag beschreibt die Vorgeschichte des tschechoslowakisch-bulgarischen Kulturabkommens vom 20. Juni 1947, wobei sowohl auf die Beziehungen zwischen kulturellen Organisationen – etwa den Schriftstellerverbänden beider Länder – als auch die Kontakte zwischen tschechoslowakischen und bulgarischen politischen Parteien eingegangen wird, die günstige Voraussetzungen für die Regelung des kulturellen Austausches auf staatlicher Ebene schufen.

Bakešová, Ivana: Československo-čínské vztahy v letech 1942–1949 a vznik ČLR [Die tschechoslowakisch-chinesischen Beziehungen 1942–1949 und die Entstehung der Volksrepublik China]. SLP 1989, 393–407.

Auf der Grundlage der Berichte des seit 1942 bei der Kuomintang akkreditierten tschechoslowakischen Botschafters Miňovský untersucht der Beitrag die Entwicklung der diplomatischen, nach dem Zweiten Weltkrieg auch der kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der Tschechoslowakei und China.

Bartůšek, Václav: Cesty studentů z Tábora za vzděláním v 17. a 18. století [Bildungswege der Studenten aus Tabor im 17. und 18. Jahrhundert]. JSbH 57 (1988) 185–197.

Da Tabor in der Frühneuzeit kein legalisiertes Gymnasium hatte, mußten Schüler aus Tabor sich in anderen Städten auf das Universitätsstudium vorbereiten. Untersucht werden die Schulalternativen, die regionale Verteilung und die soziale Herkunft dieser

Studenten. Der Anhang enthält Listen von Taborer Studenten an den Lateinschulen und den Hochschulen der böhmischen Länder.

Beckermann, Michael: Janáček's Last Twelve Years. Kosmas 7/1-2 (1988) 139-145.

Die letzten zwölf Jahre in Janáčeks Leben (1916-1924) – der Komponist war damals über 60 Jahre alt – sind ein faszinierendes Beispiel einer späten künstlerischen Schaffensperiode. Mit Ausnahme der Oper „Jenufa“ (1903) sind in dieser Zeit alle Werke entstanden, auf die sich der Ruhm des großen tschechischen Komponisten gründet. Entscheidende Impulse bezog er aus der Staatsgründung 1918, als er zum nationalen tschechischen Musiksymbol wurde.

Beinhauerová, Anna/Sommer, Karel: Dojíždka do zaměstnání v průmyslových oblastech českých zemí v letech 1949-1980 [Pendeln zur Arbeit in den Industriegebieten der böhmischen Länder 1949-1980]. ČsČH 37 (1989) 641-665.

Neben der statistischen Erfassung über das Pendeln zur Arbeit, was – nicht zuletzt bedingt durch die extensive Industrialisierung – in den fünfziger und sechziger Jahren in den böhmischen Ländern stark zunahm, untersucht der Aufsatz die sozialen Auswirkungen auf weibliche und männliche Arbeitskräfte und die Frage, in welchem Ausmaß das Pendeln zur Beseitigung kultureller und sozioökonomischer Unterschiede zwischen Stadt und Land beiträgt.

Beinhauerová, Anna/Sommer, Karel: K některým aspektům průmyslové zaměstnanosti v českých zemích od osvobození do zahájení dvouletky [Zu einigen Aspekten der industriellen Beschäftigung in den böhmischen Ländern von der Befreiung bis zum Beginn des Zweijahresplans]. ČsČH 37 (1989) 321-346.

Die Autoren untersuchen vor allem die Umschichtung der Arbeitskräfte in den böhmischen Ländern im Zuge der Rüstungs- und Kriegswirtschaft im Protektorat Böhmen und Mähren, die Neuordnung des Arbeitsmarktes durch den Übergang zur Friedenswirtschaft, die gravierenden Auswirkungen auf Umfang und Qualifikationsstruktur der industriellen Arbeiterschaft durch die Aussiedlung der Deutschen aus der Tschechoslowakei sowie schließlich die Gründe für das Sinken der Arbeitsmoral in den ersten Nachkriegsjahren.

Bělohlávek, Miloslav: Život v litické hornické kolonii u Plzně v l. 1880-1910 [Das Leben in der Bergarbeiterkolonie Littitz bei Pilsen in den Jahren 1880-1910]. ČL 76 (1989) 80-88.

Die Studie untersucht das Alltagsleben in der Bergarbeiterkolonie Littitz bei Pilsen, die gesellschaftlich-politischen Verhältnisse der Bergleute, ihre nationalen Einstellungen und die häufigen Konflikte mit der deutschen Bevölkerung des Ortes, die bäuerlichen Charakter hatte, sowie schließlich die Entwicklung des örtlichen Schulwesens, das ebenfalls stark von den nationalen Auseinandersetzungen betroffen war.

Brix, Emil: Mentalität ist gut – Die Teilung der Prager Universität 1882. ÖOH 30 (1988) 371–382.

Die nationale Teilung der Prager Universität wird als Indiz für den allgemeinen Desintegrationsprozeß der Habsburgermonarchie und als Ausdruck wachsender kultureller Separierung in den böhmischen Ländern dargestellt. Zudem werden Gründe genannt, warum der Teilung in der deutschen wie in der tschechischen Historiographie derart große Bedeutung beigemessen wird.

Burghauser, Jarmila: K jedné z dvořákovských legend [Zu einer der Dvořák-Legenden]. ČNM 156 (1987) 85–94.

Anhand einer neuen Quellenuntersuchung wird hier die verbreitete Vermutung widerlegt, Antonín Dvořák habe in seiner Jugend den in seiner Familie traditionellen Metzgerberuf erlernt. Die Verfasserin zeigt darüber hinaus, daß der heranwachsende Musiker auch keineswegs durch seinen sozialen Hintergrund an der Entwicklung seiner Musikalität gehindert wurde, sondern daß er im Gegenteil stets bei seiner Familie Unterstützung fand.

Čechura, Jaroslav: Vývoj majetkové diferenciacie ve Stříbře ve druhém desetiletí 15. století [Die Entwicklung der Besitzstrukturen in Mies im zweiten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts]. ČNM 156 (1987) 21–39.

Anhand von vier bisher nicht ausgewerteten Stadtbüchern der westböhmischen Stadt Mies wurden hier die vom Verfasser schon vorgenommenen Analysen zur Entwicklung der Besitzstruktur der böhmischen Königstädte vom 14.–16. Jahrhundert ergänzt. Als wichtigste Schlußfolgerung wird festgestellt, daß im zweiten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts in Mies keine Tendenz zur Polarisierung der Besitzstruktur unter den Steuerpflichtigen der Innenstadt beobachtet werden könne.

Čornejová, Ivana: Zrušení Tovaryšstva Ježíšova v r. 1773 a osudy Jesuitů z pražské university [Die Auflösung der SJ und die Schicksale der Jesuiten der Prager Universität]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 28/1 (1988) 65–75.

„Das böhmische Milieu stellt geradezu ein Glaskastenbeispiel einer Gesellschaft dar, in der die negative Einstellung zu den Jesuiten von breiten Schichten der Öffentlichkeit übernommen und später sogar zum Bestandteil der Staatsideologie wurde“, lautet die Schlußfolgerung der Verfasserin. Gleichzeitig zeigt ihre Darstellung aufgrund umfangreicher biographischer Daten (die Autorin ist Mitverfasserin eines 1986 erschienenen Biographischen Lexikons zur Prager Universität des 17. und 18. Jh.s), daß die unbeliebten 636 Jesuiten in Böhmen auch nach der Auflösung ihres Ordens befriedigende Lebensbedingungen gefunden haben.

De Long, Kenneth: Jan Václav Tomášešs Goethe Lieder. Kosmas 7/1–2 (1988) 71–90.

Jan Václav Tomášek (1774–1850), der in Prag in gehobenen deutschen Kreisen verkehrte, wurde von den deutschen Historikern als Tscheche, von den tschechi-

schen bis vor kurzem als Deutscher ignoriert. Zwischen Klassik und Romantik stehend, erreichte er seinen kreativen Höhepunkt als Liederkomponist mit seinen (insgesamt 41) „Goethe Liedern“, die musikgeschichtlich am Übergang vom „Gesellschaftslied“ zum neueren „Kunstlied“ (Schubert) stehen, erreichte.

Deyl, Zdeněk: O významu kolektivních smluv v Československu 1918–1938 [Über die Bedeutung der Kollektivverträge in der Tschechoslowakei 1918–1938]. ČsČH 37 (1989) 44–58.

Im zweiten Teil seiner Studie über die Kollektivverträge in der Ersten Tschechoslowakischen Republik untersucht der Autor vor allem das System der diversen Zuschläge zu den Löhnen und Gehältern, das während des Ersten Weltkrieges zunächst in der Rüstungsindustrie eingeführt worden war, nach 1918 jedoch auf viele andere Industriezweige und Produktionsbereiche ausgedehnt wurde. Deyl zeigt auch, daß das oft kritisierte tschechoslowakische Ermächtigungsgesetz aus dem Jahr 1933 zur Stabilisierung der in den Kollektivverträgen festgesetzten Lohnsätze angewandt wurde, indem die Verträge durch Regierungsverordnungen über ihre ursprüngliche Geltungsdauer hinaus verlängert wurden.

Drabek, Anna M.: Die Rolle Wiens und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften für das tschechische Wissenschafts- und Geistesleben vom späten 18. Jahrhundert bis ca. 1880. EEQ 22 (1988) 305–320.

Die Verfasserin zeigt die besondere Bedeutung Wiens im späten 18. Jahrhundert mit seinen wissenschaftlichen Sammlungen und Institutionen und den dort vorhandenen Berufs- und Arbeitsmöglichkeiten für die Entwicklung der tschechischen Schriftsprache und der Bohemistik wie auch für die böhmische Geschichtsschreibung. Eine geringe Bedeutung hatte dagegen in diesem Zusammenhang die 1847 gegründete Österreichische Akademie der Wissenschaften, und zwar aufgrund der im 19. Jahrhundert fortschreitenden nationalen Verselbständigung des wissenschaftlichen politischen Lebens der einzelnen Völker.

Dudek, František: K výzkumu vztahů mezi průmyslem a zemědělstvím v českých zemích v období kapitalismu [Zur Erforschung der Beziehungen zwischen Industrie und Landwirtschaft in den böhmischen Ländern im Zeitalter des Kapitalismus]. ČsČH 37 (1989) 830–862.

Im Zusammenhang mit der allgemeinen ökonomischen, demographischen und technischen Entwicklung wird in diesem Beitrag die Rolle der Lebensmittelindustrie in den böhmischen Ländern im 19. und frühen 20. Jahrhundert untersucht; sie ist historisch aufs engste mit der Herausbildung des tschechischen industriellen Bürgerturns verknüpft, obwohl dessen Anteil an der böhmischen Lebensmittelindustrie in der älteren Literatur in der Regel überschätzt wird. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die Zucker- und Mühlenindustrie sowie die Bier- und Branntweinproduktion.

Fischmann, Zdenka E.: Music is the Life of Czechs. Kosmas 7/1-2 (1988) 1-18.

Der Aufsatz handelt von dem wichtigen Beitrag der Musiker und Komponisten aus den böhmischen Ländern und der Slowakei in den Vereinigten Staaten zur Entwicklung des nordamerikanischen Musiklebens seit dem 18. Jahrhundert.

Grulich, Josef: Sto let železnice Veselí nad Lužnicí - Jihlava [100 Jahre Eisenbahn Veselí-Iglau]. JSbH 57 (1988) 75-82.

Erörtert werden Bahnprojekte für Südböhmen, ihre parlamentarisch-politische Vorbereitung seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts und die technische Durchführung des von 1885 bis 1887 gebauten Abschnitts der böhmisch-mährischen Transversalbahn, die von Furth im Walde über Budweis bis Brünn führen sollte. An den Baumaßnahmen waren u. a. italienische Arbeiter beteiligt.

Haišman, Tomáš: Snahy centrálních orgánů státní správy o řešení tzv. cikánské otázky v českých zemích v letech 1945 až 1947 ve světle tisku [Die Bemühungen der zentralen Organe der Staatsverwaltung zur Lösung der sog. Zigeunerfrage in den böhmischen Ländern in den Jahren 1945-1947 im Spiegel der Presse]. ČL 76 (1989) 4-10.

Die Kommentare und Stellungnahmen der tschechoslowakischen Presse zur sog. Zigeunerfrage in den frühen Nachkriegsjahren lassen durchweg eine wenig positive Haltung gegenüber dieser ethnischen Gruppe erkennen; bezeichnend hierfür waren Vorschläge zur Errichtung von zwangseigenen Umerziehungslagern, die 1946 zunächst sogar auf interministerieller Ebene erörtert wurden. Die 1947 durchgeführte Enquete zur Lage der Zigeuner in der Tschechoslowakei zeigte übrigens, daß ein überraschend hoher Prozentsatz der Zigeuner - ganz im Gegensatz zur landläufigen Vorstellung der Zeit - in den Arbeitsprozeß eingegliedert war.

Haišman, Tomáš/Weinerová, Renata: Někteří charakteristiky cikánského obyvatelstva v hlavním městě Praze [Einige Charakteristika der Bevölkerungsgruppe der Zigeuner in der Hauptstadt Prag]. ČL 76 (1989) 11-23.

Die Studie wertet die Ergebnisse einer 1987 in Prag durchgeführten Enquete zur Lage der Zigeuner in der Hauptstadt aus. Neben Altersstruktur, den quantitativen Anteilen der Geschlechter, Familiengröße, Geburtenentwicklung und Sterblichkeit wird besonders der Grad der „gesellschaftlichen Integration“ untersucht.

Hajda, Jan: Class Structure of Czechoslovakia in 1930 and 1967. Kosmas 6/1 (1987) 43-58.

Der Autor untersucht und vergleicht die Sozialstrukturen der Vorkriegstschechoslowakei und die der ČSSR im Jahre 1967, die Pavel Machonin 1969/70 analysiert hat. Der Vergleich zeigt, daß sich der Anteil der drei ersten „Klassen“, der Schichten der Nicht-Handarbeitenden, zwischen 1930 und 1967 nur geringfügig verändert hat: von 28,8 auf 27,3 Prozent. Der Anteil der obersten Schicht allein, der „upper class“, hat sich dagegen versechsfacht.

Hájková, Eva: Ohlas Hitlerova puče v Československu [Das Echo auf den Hitlerputsch in der Tschechoslowakei]. ČsČH 37 (1989) 85–105.

Die Autorin untersucht, wie die tschechische, slowakische und deutsche Presse in der Tschechoslowakei auf den Putsch Hitlers im November 1923 in München reagierte. In den großen tschechischen Parteizeitungen wurde der Putsch zwar auch als rechtskonservativ-monarchistischer Versuch der Restauration der Weimarer Demokratie gewertet, im wesentlichen jedoch als „tragikomische Operette“ oder „Farce“ betrachtet und nicht ernst genommen; eine Ausnahme bildete in dieser Hinsicht Rudé právo. Die positiven Reaktionen der Presse der DNP und der NSDAP führten zwar zu einer schärferen Überwachung dieser Parteien durch die staatlichen Behörden, doch griffen diese nur dann ein, wenn die konservativ-deutschnationale Presse in der Tschechoslowakei ausgesprochen antistaatliche Töne anschlug.

Herman, Karel: The Activities of the Scientific Societies of Bohemia and Slovakia in the Nineteenth Century and up to 1914. EQ 22 (1988) 321–332.

Nach einem Überblick über die wissenschaftlichen Einrichtungen kommt Herman zu dem Ergebnis, daß in den böhmischen Ländern – entsprechend ihrem relativ hohen Entwicklungsstand in Mitteleuropa und im Vergleich zu Westeuropa und der retardierten Entwicklung in Osteuropa – das Niveau der wissenschaftlichen Organisationen sehr hoch war, ja sogar ausgezeichnet angesichts der politischen Abhängigkeit von Wien. Anders in der Slowakei, wo entsprechend der wirtschaftlichen Entwicklung und dem langsameren Prozeß der Nationswerdung auch die Organisation der Wissenschaften – trotz der Matica Slovenská – zurückgeblieben war.

Hickman, Roger: Bohemian Émigrés and the Viennese String Quartet. Kosmas 7/1–2 (1988) 97–105.

In der Entwicklung des Wiener Streichquartetts in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nehmen böhmische Komponisten (Florian Leopold Glassmann, Johann Baptist Vaňhal, Leopold Koželuch u. a.) einen hervorragenden Platz ein. Sie haben nach Hickmann den internationalen Musikstil der Zeit nicht nur adaptiert, sondern auch wesentlich mitgeformt.

Hladký, Ladislav: Sociální demokracie v Bosně a Hercegovině a její styky s českým dělnickým hnutím v období před první světovou válkou [Die Sozialdemokratie in Bosnien und der Herzegowina und ihre Beziehungen zur tschechischen Arbeiterbewegung in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg]. SIP 1989, 221–237.

Engere Kontakte zwischen der Sozialdemokratie in Bosnien und der Herzegowina und der tschechischen Arbeiterbewegung in den böhmischen Ländern entwickelten sich erst seit 1907; sie vertieften sich durch den Besuch des tschechischen sozialdemokratischen Funktionärs A. Němec in Bosnien und der Herzegowina im Sommer 1908, der eine intensive Berichterstattung über beide Länder in der tschechischen sozialdemokratischen Presse einleitete. Der intensive Austausch von Delegationen zwischen den tschechischen Sozialdemokraten und den Sozialdemokraten in Bosnien und der Herzegowina verband sich mit einem nicht geringen ideologischen Einfluß der

tschechischen Arbeiterpartei auf die Arbeiterbewegung in den beiden südslawischen Ländern.

Hlaváček, Ivan: K podílu Josefa Emlera na boji o českou univerzitu v roce 1872 [Zum Beitrag von Josef Emler zum Kampf um die tschechische Universität im Jahre 1872]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 28/1 (1988) 107–115.

Durch die Analyse der Handschrift konnte nun Emler als Autor des Konzepts einer Petition an Kaiser Franz Josef I. identifiziert werden, in der die tschechischen Doktoren die Bildung einer eigenen tschechischen Universität verlangten. Obwohl diese Petition nie dem Kaiser übergeben werden konnte, sucht der Verfasser ihre Bedeutung als „wichtigen Bestandteil der tschechischen Kulturpolitik“ zu zeigen. Eine kritische Edition des handschriftlichen Konzepts Emlers ist im Anhang beigefügt.

Hlaváček, Milan: Doprava a komunikace v českých zemích 1848–1914 [Verkehr und Kommunikation in den böhmischen Ländern 1848–1914]. ČsČH 37 (1989) 536–560 und 666–681.

In engem Zusammenhang mit der Entwicklung der industriellen Revolution beschreibt die Studie den Ausbau des Straßen- und Eisenbahnnetzes in den böhmischen Ländern, den tschechischen Wandel und die Ausweitung des Schiffsverkehrs, der durch technische Verbesserungen der Dampfer, Kanalisierung des Fahrwassers der Flüsse (Moldau, Elbe) und niedrigere Frachttarife als die Eisenbahn beim Export böhmischer Waren eine wichtige Rolle zu spielen vermochte, schließlich die technisch-organisatorische Entwicklung des Post- und Fernmeldewesens sowie des Flugverkehrs.

Holzbachová, Ivana: K metodologickým východiskům Jana Slavíka [Zum methodologischen Ausgangspunkt von Jan Slavík]. SbH 36 (1989) 213–231.

Der Beitrag des tschechischen Historikers Jan Slavík zur tschechoslowakischen Historiographie der Zwischenkriegszeit besteht vor allem in seiner Kritik an den methodologisch veralteten positivistischen Grundlagen der damaligen tschechoslowakischen Geschichtswissenschaft und in seinem Versuch, soziologische Begriffe in die Historiographie einzuführen. In seiner Auseinandersetzung mit den Auffassungen Pekařs zur hussitischen Revolution betonte Slavík die Notwendigkeit, das Husitentum auf vergleichender europäischer Basis zu interpretieren und es eher als gesellschaftliche Bewegung und nicht nur als religiöse Bewegung zu verstehen.

Houšková, Hana: Básník Hugo Salus a České Budějovice (Na okraj česko-německých kulturních vztahů) [Der Dichter Hugo Salus und Budweis (Aus der Sicht der tschechisch-deutschen Kulturbeziehungen)]. JSbH 57 (1988) 109–118.

Salus war durch seine Gymnasialzeit und das Erscheinen der ersten tschechischsprachigen Ausgabe einer Sammlung seiner Gedichte mit Budweis verbunden. Sein Werk und seine Mittlerfunktion zwischen der tschechischen und deutschen Kultur in Böhmen werden kurz skizziert.

Hrabík Samal, Mary: Dissent's Challenge to the East European Political Systems: The Case of Charter 77 in Czechoslovakia. EEQ 21 (1988) 469–490.

Der Aufsatz befaßt sich mit der Stellung der Dissidenten im realsozialistischen System seit Veröffentlichung der Charta 77. Die Verfasserin stellt einen Niedergang von Terror und Ideologie in den achtziger Jahren und eine zunehmende ökonomische Kontrolle der Bevölkerung fest. In dieser Herrschaftsvariante des Realsozialismus sei die Dissidentenbewegung zur „integralen Komponente“ der Politik, zu einem „necessary shadow of the official regimes“ geworden.

Huber, Kurt A.: Die Liturgische Bewegung bei den Sudetendeutschen. AKBMS 9 (1988) 51–65.

Dargestellt werden die Anfänge, österreichische und deutsche Einflüsse, die Verbreitung und unterschiedliche Ausgestaltung der liturgischen Reformen unter den deutschen Katholiken der böhmischen Länder, die durch das Engagement von jüngeren Priestern und Laien in den dreißiger Jahren ihren Höhepunkt erreichten.

Huber, Kurt A.: Klerusverbände in den böhmischen Ländern. AKBMS 9 (1988) 7–50.

Im ersten Teil des auf mehrere Fortsetzungen angelegten Beitrags werden die Entstehungsgründe und Zielsetzungen der deutschen und gemischtnationalen Klerusvereinigungen Böhmens und Mährens von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1914 dargelegt. Satzungen sind in einem Dokumentenanhang abgedruckt. Die Selbstorganisation der Priester neben der kirchlichen Hierarchie galt in erster Linie Standesinteressen wie der sozialen und wirtschaftlichen Versorgung, dem Rechtsschutz gegenüber den Angriffen von Antiklerikalen, der wissenschaftlichen Fortbildung und Schulfragen, setzte sich aber auch mit der nationalen Frage oder der Los-von-Rom-Bewegung auseinander.

Huňáček, Zdeněk: Pátý květen 1945 v Praze [Der 5. Mai 1945 in Prag]. SLP 1989, 315–332.

Der bewaffnete Kampf der Aufständischen in Prag hat, wie der Verfasser darlegt, wesentlich dazu beigetragen, die politischen und militärstrategischen Pläne der nationalsozialistischen Okkupanten zu durchkreuzen, vor allem ihre Absicht, das in Prag konzentrierte militärische Potential gegen die vorrückende Rote Armee einzusetzen.

Hurský, Josef: Vznik a počáteční období Akademického spolku ve Vídni (1868–1875) [Die Entstehung und die Gründungsperiode des Akademischen Vereins in Wien (1868–1875)]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 28/2 (1988) 9–30.

Neben den Zusammenhängen, die unmittelbar den tschechischen Akademischen Verein in Wien betreffen, stellt der Verfasser ausgewählte Aspekte des Wiener und

insbesondere des tschechischen Studentenlebens dar. Dabei wird er von dem Bemühen geleitet, einige in der Literatur bisher tradierte Irrtümer zu korrigieren. Besondere Aufmerksamkeit wird dem Wirken T. G. Masaryks gewidmet, der den Verein im Jahre 1875 für ein halbes Jahr als Obmann leitete.

Kárný, Miroslav: Politické a ekonomické aspekty „židovské otázky“ v pomnichovském Československu [Politische und ökonomische Aspekte der „jüdischen Frage“ in der Tschechoslowakei nach München]. SbH 36 (1989) 171–212.

In der Zweiten Republik haben antisemitische Tendenzen in den böhmischen Ländern wie in der Slowakei erheblich zugenommen, nicht nur in vielen politischen Parteien und berufsständischen Organisationen (Ärzttekammer, Juristenverband, Kleingewerbeverbände), sondern auch in Regierungskreisen. Einer radikalen „Lösung“ der „jüdischen Frage“ waren jedoch durch die notwendige Rücksichtnahme auf die Weltöffentlichkeit Grenzen gesetzt und vor allem insofern, als die Tschechoslowakei nach München auf wirtschaftliche Hilfe aus dem Ausland (britisch-französische Anleihe) angewiesen war und ihren Export nicht der Gefahr eines möglichen Boykotts aussetzen konnte, der bei einem scharfen antisemitischen Kurs drohte.

Kavka, František: Karel IV. a anjouvsko-piastovské dědictví [Karl IV. und das Erbe der Anjous und Piasten]. SbH 36 (1989) 5–63.

Zu den drei großen dynastischen Vorhaben Karls IV. gehörte neben den Erbfolgeverträgen mit den Habsburgern (1364) und dem Erwerb der Mark Brandenburg (1363–1373) die Regelung der Erbfolge nach dem ungarischen Zweig der Anjous, die seit 1339 auch das Königreich Polen betraf, das nach dem Tode Kasimirs III. vertragsgemäß den männlichen Nachkommen von Karl I. Robert zufallen sollte. Die Pläne Karls IV. gingen zunächst dahin, die ungarische Erbschaft in Form einer böhmisch-ungarischen Personalunion zu regeln, doch wurde diese Zielvorstellung später modifiziert, indem sich Karl IV. auf die Erweiterung der Machtbasis des Hauses Luxemburg konzentrierte.

Klíma, Arnošt: Hausindustrie, Manufaktur und Frühindustrialisierung in Böhmen. ÖOH 30 (1988) 528–541.

Anhand von Beispielen aus dem böhmischen Textilgewerbe (u. a. der Manufaktur Oberleutensdorf) wird die These ausgeführt, daß die zentralisierte Manufaktur ein wichtiges Bindeglied zwischen der vorindustriellen Hausindustrie und der Fabrik der industriellen Revolution darstellt. Auf die Stellung der Arbeiter als Untertanen und die sich wandelnden Beziehungen zu den Arbeitgebern wird hingewiesen. Die Bedeutung Böhmens für die Diskussion über das Modell Protoindustrialisierung wird hervorgehoben.

Kokeš, Otakar: Javorová epizoda ve vývoji českého cukrovarnictví [Die Ahornepisode in der Entwicklung der böhmischen Zuckerindustrie]. DVT 21 (1988) 17–26.

Hier liegt eine kurze Darstellung der Versuche vor, in Ostböhmen zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Ahornsaft zur Zuckerproduktion zu verwenden. Diese Be-

mühungen, welche die während der napoleonischen Kriege unterbrochene Einfuhr von Zuckerrohr ersetzen sollten, erwiesen sich jedoch nach der Beendigung der Kontinentalsperre als wirtschaftlich uninteressant.

Kopejtko, Vladimír: K úloze sokolské organizace při vzniku československého státu [Zur Rolle der Sokol-Organisation bei der Entstehung des tschechoslowakischen Staates]. ČsČH 37 (1989) 388–403.

Der Beitrag beschreibt die Rolle des Sokol bei der Absicherung des Umsturzes vom 28. Oktober 1918 durch bewaffnete Freiwilligenorganisationen, den Anteil des Sokol an der bis zum Dezember 1918 bestehenden Nationalwache, die verschiedentlich auch zur Unterdrückung sozialer Unruhen eingesetzt wurde, und die Versuche der Sokol-Führung, die reguläre Armee des neuen Staates durch eine Bürgermiliz nach schweizerischem Vorbild zu ersetzen, und die Mitwirkung von Sokol-Organisationen bei der Besetzung der Slowakei im Winter 1918/19.

Kopičková, Božena: Ženská otázka v českém středověku. Současný stav bádání a možné směry jeho dalšího vývoje [Die Frauenfrage im böhmischen Mittelalter. Der gegenwärtige Forschungsstand und mögliche Richtungen der weiteren Entwicklung der Forschung]. ČsČH (1989) 561–574 und 682–696.

Die Verfasserin stellt fest, daß die „Frauenfrage im böhmischen Mittelalter“ ein weithin unbearbeitetes Forschungsgebiet ist. Die künftige Erforschung dieses Komplexes sollte sich an folgenden Schwerpunkten orientieren: soziale und gesellschaftliche Stellung der Frau, Frauenklöster, Bewegung der Beginen, Frauen in Ketzersekten, die Frau in der hussitischen Bewegung, der Marienkult und seine Auswirkungen auf das Bild und die reale Situation der Frau, die Frau im Ritterkult und die Frau im städtischen Milieu.

Kořalka, Jiří: Neue Nationalgesellschaften Mitteleuropas in den internationalen Beziehungen um 1900. In: Europa um 1900. Texte eines Kolloquiums. Hrsg. von Fritz Klein und Karl Otmar von Aretin. Berlin 1989, 235–247.

Die Verselbständigung der tschechischen Nationalgesellschaft zeigte sich bereits vor 1914 im Aufbau eigenständiger internationaler Kontakte. Dies galt vor allem für tschechische Institutionen auf Landes- und kommunaler Ebene, insbesondere für den Bereich der Wissenschaft, für Sportverbände (Tschechisches Olympisches Komitee) und für die sozialistische Arbeiterbewegung.

Kořalka, Jiří: Tchécoslovaquie. Protestation against Technological Innovation: Machine-Breaking in the Bohemian and Moravian Textile and Glass Industries in the XIXth Century. In: Innovation technologique et Civilisation. Paris 1989, 229–243.

Fünf Streikaktionen der Jahre 1819, 1839, 1844 und 1890 aus dem Bereich der Textil- bzw. Glasindustrie werden anhand eines festen Kategorienschemas ausgewertet und gegenübergestellt. Nichtorganisierte Arbeiter gingen dabei offenbar nach dem Scheitern friedlicher Protestformen relativ diszipliniert zur Maschinenstürmerei über,

wobei aber nur die neueren Maschinen, die direkt Arbeitsplätze vernichteten, zerstört wurden.

Kováč, Dušan: Podiel Karmasinovej Deutsche Partei na rozbití Československa 1938–39 [Der Anteil der Deutschen Partei Karmasins an der Zerschlagung der Tschechoslowakei 1938–39]. SLP 1989, 127–138.

Die von Karmasin geführte Deutsche Partei in der Slowakei spielte im Gegensatz zur Sudetendeutschen Partei unter Henlein bei der Zerschlagung der Tschechoslowakei in den Jahren 1938–1939 weniger als Machtfaktor eine Rolle, dessen sich das Dritte Reich bediente, um die Tschechoslowakei von innen her zu destabilisieren, sondern vor allem als Vermittler zwischen der nationalsozialistischen Führung und der Volkspartei Hlinkas.

Kováč, Dušan: Vstup Karpatonemeckej strany do Henleinovho hnutia a fašizácia slovenských Nemcov v druhej polovici 30-tych rokov [Der Eintritt der Karpatendeutschen Partei in die Henlein-Bewegung und die Faschisierung der Deutschen in der Slowakei in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre]. ČsČH 37 (1989) 507–535.

Die vorliegende Studie untersucht die Entstehung der Karpatendeutschen Partei in der Slowakei in den Jahren 1927–1928, ihr politisches Programm und ihre Auseinandersetzungen mit anderen politischen Gruppierungen der Deutschen in der Slowakei, zeigt das Ausmaß ihrer Unterstützung durch reichsdeutsche Organisationen (und durch deutschnationale und rechtskonservative politische Spektren der Sudetendeutschen) und befaßt sich dann in erster Linie mit dem Zustandekommen und den Auswirkungen des Wahlbündnisses, das die Karpatendeutsche Partei 1935 mit der SdP Henleins schloß.

Kučera, Martin: K profilu mladého Aloise Rašína a pokrokářského hnutí 1895–1907 [Zur Charakteristik des jungen Alois Rašín und der Fortschrittsbewegung 1895–1907]. ČsČH 37 (1989) 404–426.

Auf der Grundlage der Briefe, die Rašín in den Jahren 1894–1895 aus dem Gefängnis von Bor an seine Freunde schrieb, skizziert der Verfasser zunächst die politische Vorstellungswelt Rašíns im Kontext der zeitgenössischen Entwicklung der tschechischen staatsrechtlichen und nationalpolitischen Programmatik. Der zweite Teil der Studie beschäftigt sich vor allem mit der von Rašín unterstützten Übernahme der jungtschechischen „Národní listy“ durch Kramář und die mit ihm verbündeten politischen Gruppierungen.

Kučera, Jaroslav: Vznik Německé Demokratické Republiky a navázání diplomatických styků mezi ČSR a NDR v roce 1949 [Die Entstehung der Deutschen Demokratischen Republik und die Herstellung diplomatischer Beziehungen zwischen der ČSR und der DDR im Jahr 1949]. SLP 1989, 21–32.

Vor dem Hintergrund der innenpolitischen Auseinandersetzungen in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und den Konflikten der Großmächte in der deutschen Frage skizziert dieser Beitrag die Vorgeschichte der diplomatischen Anerken-

nung der DDR durch die Tschechoslowakische Republik im Jahr 1949, die aus tschechoslowakischer Sicht die Möglichkeit eröffnete, auf die Problematik der deutschen Frage zumindest teilweise Einfluß zu nehmen.

Kuděla, Jiří: Pražské ghetto v roce 1792 [Das Prager Ghetto im Jahr 1792]. PHSb 22 (1989) 103–141.

Auf der Grundlage der bisher nicht systematisch ausgewerteten Konskription der Prager Juden im Jahr 1792 rekonstruiert der Verfasser die soziale Gliederung und Berufsstruktur sowie die Bebauung des Prager Ghettos in diesem Jahr. Der Vergleich mit den bereits bearbeiteten Ergebnissen der Konskription von 1729 ermöglicht in gewissen Grenzen, den sozialen und ökonomischen Strukturwandel des Ghettos festzustellen.

Lacina, Vlastislav: Dopad hospodářské krize třicátých let na československou ekonomiku [Die Auswirkungen der Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre auf die tschechoslowakische Ökonomie]. ČsČH 37 (1989) 59–70.

Die Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre erreichte die Tschechoslowakei mit einer gewissen Verzögerung gegenüber Westeuropa und brach erst 1932/33 voll aus; der Index der industriellen Produktion (1929:100) sank bis März 1933 auf 56 Punkte. Die Überwindung der Krise wurde durch die langdauernde Agrarkrise erschwert. Besonders schwer wurden durch die Weltwirtschaftskrise diejenigen Industriezweige in der Tschechoslowakei betroffen, die in Österreich-Ungarn die Struktur des gesamten industriellen Sektors geprägt hatten: die Textil- und die Zuckerindustrie, die Glas- und Porzellanproduktion sowie die Holzverarbeitende Industrie.

Láník, Jaroslav: Počátky městské statistiky v Rakousku [Die Anfänge der Städtestatistik in Österreich]. ČsČH 37 (1989) 235–250.

Die Empfehlungen und Beschlüsse des 6. Internationalen Kongresses für Statistik in Florenz im Jahre 1867 bildeten den Ausgangspunkt für die Entwicklung der Städtestatistik in Österreich-Ungarn, die sich in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts zunächst nur mit Wien, beiläufig auch mit anderen größeren Städten der Habsburgermonarchie befaßt hatte. Mit dem „Österreichischen Städtebuch“ begann eine systematischere statistische Erfassung der sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in den Städten Österreich-Ungarns.

Luft, Robert: Schulbuch und Geschichtsbild in den Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland und Österreichs mit der Tschechoslowakei. Eine Bestandsaufnahme der Verhandlungen und Schulbuchanalysen. Internationale Schulbuchforschung 9 (1987) 251–269.

Zwanzig Jahre nach der ersten deutsch-tschechoslowakischen Schulbuchkonferenz, die damals keine Fortsetzung fand, zieht der Verfasser eine Bilanz der anstehenden Probleme und gibt einen Überblick über die seitdem erschienenen Schulbuchanalysen.

Luft, Robert: Deutsche und österreichische Schulbuchgespräche mit der Tschechoslowakei. Zu Schulbuchverhandlungen, Schulbuchanalysen und Geschichtsbildern. ÖOH 31 (1989) 103–129.

Im Rahmen der Darstellung der Schulbuchbeziehungen werden die österreichisch-tschechoslowakischen Schulbuchrevisionsverhandlungen der achtziger Jahre ausführlich behandelt. Daneben werden Fragen des nationalen Geschichtsbildes bei Deutschen, Österreichern und Tschechen diskutiert, neben Schulbüchern und anderen Lehrmaterialien die Berücksichtigung weiterer Medien gefordert und Aufgaben für künftige Schulbuchverhandlungen mit der Tschechoslowakei formuliert.

Luft, Robert: Zur Bibliothek im Sudetenland und im Protektorat Böhmen und Mähren. In: Bibliotheken während des Nationalsozialismus. Hrsg. von Peter Vodosek und Manfred Komorowski. Teil 1. Wiesbaden 1989, 453–466 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 16).

Die Entwicklungen des volksbildenden und des wissenschaftlichen Bibliothekswesens im Reichsgau Sudetenland und im Reichsprotektorat Böhmen und Mähren werden gegenübergestellt. Wie sich am Beispiel der Bibliotheken zeigen läßt, existierten im Protektorat – entgegen der Zielsetzungen der nationalsozialistischen Ideologie – in kulturellen Fragen größere Spielräume als im engeren Reichsgebiet.

Machann, Clinton: Czech Folk Music, Orchestras, and Assimilation in Texas. Kosmas 7/1–2 (1988) 107–112.

Eine relativ starke tschechische Musiktradition ist im Staat Texas/USA festzustellen, wo die Siedler aus Böhmen und Mähren in ihren Gemeinden fast immer mindestens ein Ensemble unterhielten, von denen viele heute noch in der dritten oder vierten Generation einer Familie – so etwa der Familie Bača – existieren. Die fortschreitende Assimilation der tschechischen Musikgruppen äußert sich im Repertoire, das heute etwa zur Hälfte der Country- und Westernmusik zugeordnet werden kann.

Mandlerová, Jana: Tematická orientace německé historiografie v Čechách ve druhé polovině 19. století [Die thematische Orientierung der deutschen Historiographie in Böhmen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts]. SbH 36 (1989) 99–132.

Während die deutsche Geschichtsschreibung in Böhmen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Universitätshistoriographie im wesentlichen Bereich der politischen Geschichte verblieb und hier kritische Gegenpositionen zu den tschechischen Deutungen der böhmischen und österreichischen Geschichte bezog (Knoll, Höfler, Meinert, Rössler, Bachmann u. a.), wandte sich die deutsche Geschichtsschreibung außerhalb der Universitäten (besonders Schmalfuß, Schlesinger und Lippert) auch sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellungen zu und konzentrierte sich auf Stadt- und Kulturgeschichte sowie auf die Problematik der deutschen Kolonisierung in Böhmen.

T. G. Masaryk (1850–1937). Bd. 1: Thinker and Politician. Hrsg. v. Stanley B. Winters; Bd. 2: Thinker and Critic. Hrsg. v. Robert B. Pynsent; Bd. 3: Statesman and Cultural Force. Hrsg. v. Harry Hanak. Macmillan, London 1990, 336, 204 und 235 S.

In diesen drei Sammelbänden werden die Referate der internationalen Konferenz präsentiert, die die School of Slavonic and East European Studies im Dezember 1986 organisierte. Historiker aus zahlreichen Ländern beschäftigten sich dabei mit unterschiedlichen Aspekten des Denkens und Wirkens Masaryks, und insgesamt stellen ihre Beiträge übersichtlich den gegenwärtigen Stand der Masaryk-Forschung vor.

Matějka, František: Pěče o venkovské sirotky na Moravě před Bílou Horou [Die ländliche Waisenfürsorge in Mähren vor dem Weißen Berg]. SbH 36 (1989) 65–98.

Aufgrund der Mitteilungen in zahlreichen mährischen Waisenbüchern des 16. Jahrhunderts versucht der Autor, die soziale Lage der Halb- und Vollwaisen auf dem Lande in Mähren zu analysieren. Der erste Teil der Studie ist den rechtlichen Grundlagen und administrativen Regelungen der Waisenpflege gewidmet. Die in der Regel in den Landesverordnungen festgelegten Bestimmungen zur Waisenpflege kamen im Rahmen der einzelnen Herrschaften zur Anwendung, denen die Pflicht zur Waisenfürsorge oblag. Die Waisengelder wurden demgegenüber im Richteramt verwaltet.

Moravcová, Mirjam/Svobodová, Jiřina: Horníci, hutníci a chemici při slavnostech korunovace Ferdinanda V. v roce 1836 [Bergleute, Hüttenarbeiter und Chemiker bei den Feierlichkeiten anlässlich der Krönung Ferdinands V. im Jahr 1836]. ČL 76 (1989) 67–74.

Bei dem im September 1836 von den böhmischen Ständen anlässlich der Krönung Ferdinands V. organisierten Volksfest trat im Rahmen eines festlichen Umzugs durch Prag auch eine 450 Personen umfassende gesamtböhmische Delegation von Bergleuten und Hüttenarbeitern sowie Chemikern aus den Montagebetrieben auf. Organisatorische Vorbereitung, Auswahl der Delegation und szenische Regie des Umzugs sind das Thema dieser Abhandlung.

Moutvic, Miroslav: Dvorce přemyslovských družníků a vývoj Prahy románského období [Die Gehöfte der přemyslidischen Gefolgsleute und die Entwicklung Prags in der romanischen Zeit]. PHSb 22 (1989) 7–32.

Die Gehöfte der Gefolgsleute der Přemysliden-Dynastie waren ein bedeutender Bestandteil der Besiedlung des Prager Territoriums im 11. und 12. Jahrhundert; sie lagen ursprünglich vor allem an den Verbindungswegen zwischen der Prager Burg und Vyšehrad. Die später auch an der Ostseite des Altstädter Rings konzentrierten Gehöfte wurden zur Grundlage und zum Ausgangspunkt der Entwicklung der Prager Altstadt.

Mráček, Jaroslav: Jan Löwenbach and Dvořák's Rusalka in America. Kosmas 7/1–2 (1988) 19–50.

Der tschechische Musikkritiker und Publizist Jan Löwenbach lebte seit 1941 in New York, wo er sich voll und ganz für die Verbreitung der Musik und Kultur aus der

Tschechoslowakei engagierte. Ein markantes Beispiel dafür ist sein Einsatz für die Aufführung von Dvořáks Oper *Rusalka* in Detroit (27.5.1945), zugleich ihre Premiere in englischer Sprache.

Murray, Sterling E.: The Czech Population of the Oettingen-Wallerstein Kapelle: Evidence for Cross-Cultural Influence? Kosmas 7/1-2 (1988) 51-69.

In der Hofkapelle der Oettingen-Wallerstein, die mit den Schwarzenbergs verwandt waren, existierte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Kolonie böhmischer Musiker; der Verfasser spricht sogar von einer „Konklave böhmischer Musikkultur“. Es müsse freilich noch untersucht werden, inwieweit diese Situation am Hofe der Wallerstein als typisch bezeichnet werden kann.

Myslivcová, Jolana: Očista národních výborů v Čechách a na Moravě po Únoru 1948 [Die „Säuberung“ der Nationalausschüsse in Böhmen und Mähren nach dem Februar 1948]. ČsČH 37 (1989) 376-387.

Durch die „Säuberung“ der Nationalausschüsse – die rechtlich-administrativen Grundlagen dieses Vorgangs werden im ersten Teil der Studie dargestellt – konnte sich die KPTsch bis zum Juni 1948 in diesen Verwaltungsorganen eine Mehrheit von 80-90 Prozent sichern, während der Einfluß der anderen Parteien auf 12 (Sozialdemokratie) bzw. 5 Prozent (Nationale Sozialisten, Volkspartei) zurückging. Von der „Säuberung“ waren in den böhmischen Ländern insgesamt 965 Personen betroffen.

Nosková, Helena: Slovenští reemigranti z Maďarska v sokolovském okrese a jejich podíl na vytváření lokální společnosti novoosídlenecké obce [Die slowakischen Reemigranten aus Ungarn und ihr Anteil an der Herausbildung der lokalen Gesellschaft einer Neusiedler-Gemeinde]. ČL 76 (1989) 223-230.

Der Beitrag beschreibt die Eingliederung slowakischer Reemigranten aus Ungarn in die Gemeinde Oloví im Bezirk Sokolov in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg; ausführlich wird vor allem die Integration in den Arbeitsprozeß (lokale Glasproduktion) und die Einbeziehung in das gesellschaftlich-kulturelle Leben der Gemeinde dargestellt.

Novotný, Jiří/Šouša, Jiří: Vztah českých bank ke státům Jižní Ameriky 1918-1938 [Die Beziehungen der tschechischen Banken zu den Staaten Südamerikas 1918-1938]. SbH 36 (1989) 133-170.

Im tschechoslowakischen Import- und Exportgeschäft mit Südamerika spielten die Banken (Živno-Bank, Prager Kreditbank, Anglo-Tschechoslowakische Bank) durch Kredite für Ein- und Ausfuhr eine bedeutende Rolle, obwohl ein erheblicher Teil des Warenverkehrs mit Südamerika durch die notwendige Einschaltung von Import- und Exportfirmen in Hamburg und Bremen der Kontrolle durch reichsdeutsche Banken unterlag, was in den dreißiger Jahren zu beträchtlichen Schwierigkeiten des tschechoslowakischen Handels, vor allem mit Argentinien und Brasilien führte.

Nový, Rostislav: Nejstarší heraldické památky Staroměstské radnice v Praze [Die ältesten heraldischen Denkmäler des Altstädter Rathauses in Prag]. PHSb 22 (1989) 33–70.

Die ältesten Wappen, die am Gebäudekomplex des Altstädter Rathauses angebracht sind, und zwar an der Südfassade und an den Wänden der Rathauskapelle, stammen aus den frühen sechziger Jahren des 14. Jahrhunderts. Neben dem Kaiseradler, dem böhmischen Königslöwen und dem Wappen der Prager Altstadt befinden sich unter diesen ältesten heraldischen Denkmälern auch Handwerkerwappen und die Wappen des Altstädter Patriziats.

Pánek, Jaroslav: Podíl předbělohorského českého státu na obraně střední Evropy proti osmanské expanzi [Der Anteil des böhmischen Staates vor dem Weißen Berg an der Verteidigung Mitteleuropas gegen die osmanische Expansion]. ČsČH 37 (1989) 71–84.

Der zweite Teil der Studie des Autors über den Anteil des böhmischen Staates an der Abwehr der osmanischen Bedrohung im 16. Jahrhundert konzentriert sich auf die beiden großen Expeditionen böhmischer Truppen nach Nordwestungarn in den Jahren 1566 und 1594, auf die materiell-technischen und organisatorischen Vorbereitungen der beiden Feldzüge, die finanziellen Aspekte der militärischen Operationen (insbesondere die Frage über Steuererhebungen) und auf die Frage nach den gesellschaftlich-politischen Auswirkungen dieser beiden Türkenfeldzüge auf die ständische Gesellschaft und die Staatsverfassung.

Pelikán, Jan: K některým ekonomickým problémům reemigrace Čechů a Slováků z Jugoslavie v letech 1945–1948 [Zu einigen ökonomischen Problemen der Reemigration von Tschechen und Slowaken aus Jugoslawien in den Jahren 1945–1948]. ČL 76 (1989) 156–164.

Die Reemigration von Tschechen und Slowaken aus Jugoslawien in der frühen Nachkriegszeit wurde wesentlich dadurch erschwert, daß die jugoslawische Regierung darauf bestand, daß die Rückwanderer Ansprüche auf einen materiellen Ausgleich für ihre hinterlassenen Liegenschaften aufgeben und auch den größten Teil ihres beweglichen Besitzes in Jugoslawien zurücklassen sollten. Die tschechoslowakische Regierung ging erst nach langwierigen Auseinandersetzungen auf diese Bedingungen ein, doch wurde das 1948 unterzeichnete Abkommen, das sich auf 10000 Personen bezog, wegen der politischen Konflikte zwischen Jugoslawien und der Tschechoslowakei nur teilweise verwirklicht.

Pešeková, Libuše: Rozvoj filozoficko-methodologické dimenze v české vědě 19. století [Die Entfaltung der philosophisch-methodologischen Dimension in der tschechischen Wissenschaft des 19. Jahrhunderts]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 28/1 (1988) 91–104.

In dieser Abhandlung geht es nicht, wie der Titel andeutet, um Entwicklungen im Bereich der Wissenschaften, sondern um ausgewählte Details der Philosophie und

Erkenntnistheorie. Die Verfasserin ist bemüht, die von ihr als populär bezeichnete These, für das tschechische Volk sei die Abneigung gegenüber der Philosophie zugunsten des „gesunden Menschenverstandes“ charakteristisch, zu widerlegen. Mit einigen Hinweisen zum philosophischen Werk von Palacký, Bolzano, Dastich, Lindner und Durdík versucht sie zu zeigen, daß „was die philosophische Bildung und die Fragestellungen betrifft, die Philosophie in Böhmen im 19. Jahrhundert ein Niveau erreichte, das dem gängigen europäischen Durchschnitt entsprach.“

Pokorný, Jiří: Recepcje české literatury v Praze v 18. století [Die Rezeption tschechischer Literatur in Prag im 18. Jahrhundert]. PhSb 22 (1989) 83–102.

Auf der Grundlage von 2078 Inventaren Prager Bürger aus den Jahren 1700–1784, die den Bestand von 481 Bibliotheken erschließen, analysiert der Verfasser die thematische und sprachliche Zusammensetzung der Bibliotheken von Prager Bürgern im genannten Zeitraum. Tschechisch geschriebene Bücher machten nicht mehr als 10 Prozent der Bibliotheksbestände aus; an erster Stelle rangierten deutsche, dann lateinische, französische und italienische Bücher. Bei den tschechischen Büchern herrschten solche mit religiöser Thematik vor, dann Bücher historisch-politischen Inhalts.

Pokorný, Jiří: Knihy a knihovny v inventářích pražských měšťanů v 18. století (1700–1784) [Bücher und Bibliotheken in den Inventaren der Prager Bürger im 18. Jahrhundert]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 28/1 (1988) 41–65.

Anhand von 2078 Nachlaßinventaren mit 481 Bücherguppen, die insgesamt über zwanzigtausend Bände umfassen, wurden hier die Lesegewohnheiten, die soziale Zusammensetzung der Leserschaft, die thematische Gliederung einzelner Bibliotheken und die Zugangsmöglichkeiten zu Büchern untersucht. Die Analyse ergibt, daß sich die Lesegewohnheiten der Prager Bürger während des 18. Jahrhunderts kaum verändert haben. Die weltliche Literatur mit juristischer und historisch-politischer Thematik, entweder auf deutsch oder lateinisch geschrieben und häufig in den katholischen süddeutschen Städten gedruckt (nur zu einem Drittel in Prag), bildete die den statistischen Angaben zufolge populärste Lektüre.

Pollak, Otakar J.: Jan Evangelista Purkyně. International Scientist and National Leader, 1787–1869. Kosmas 6/2 (1987) 155–168.

Der Verfasser würdigt die wissenschaftlichen und nationalpolitischen Leistungen J. E. Purkynjes (1787–1869), der in Breslau das erste physiologische Institut der Welt gründete. Für die Zeit nach 1850, als Purkynje Professor für Physiologie in Prag war, werden vor allem seine patriotischen Bemühungen und Verdienste beleuchtet, so die Gründung tschechischer Tageszeitungen (*Národní listy*) und Fachzeitschriften (*Živa, Časopis lékařův českých*) sowie sein besonderer Einsatz für die Einrichtung tschechischer Lehrstühle an der Prager Universität.

Povolný, Mojmir: Czechoslovak-Polish Relations: A Czechoslovak View. Kosmas 6/1 (1987) 13-24.

Wandycz, Piotr S.: Czechoslovak-Polish Relations: A View. Kosmas 6/1 (1987) 25-35.

Krejčí, Jaroslav: Social Background of the Polish-Czechoslovak Relationship. Kosmas 6/1 (1987) 37-41.

Ausgehend von einer Anregung Piotr Wandycz' zu einer engeren Zusammenarbeit zwischen Polen und der Tschechoslowakei aufgrund historischer Erfahrungen und geopolitischer Erwägungen geben die drei Autoren jeweils einen kurzen Überblick über die polnisch-tschechischen (-tschechoslowakischen) Beziehungen vom Mittelalter bis zur heutigen Zeit unter speziellen Gesichtspunkten. Krejčí skizziert einen Strukturvergleich anhand der unterschiedlichen sozialen Entwicklung dieser Länder.

Procházka, Jiří: České země a Rusko v. 60 letech 19. století [Die böhmischen Länder und Rußland in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts]. SLP 1989, 149-158, 238-248.

Die Berichterstattung der tschechischen Presse in den böhmischen Ländern über Rußland konzentrierte sich in den sechziger Jahren auf Vorbereitung, Durchführung und Auswirkungen der Bauernbefreiung im Zarenreich, auf die Anfänge der sozialistischen Bewegung, auf das polnisch-russische Problem, die Verwaltungsreformen und auf allslawische Tendenzen, die sich beispielsweise mit der Moskauer ethnographischen Ausstellung im Jahr 1867 verknüpften.

Prokš, Petr: Cesta k přelomu československo-maďarských vztahů v letech 1944-1949 [Der Weg zur Wende in den tschechoslowakisch-ungarischen Beziehungen in den Jahren 1944-1949]. SLP 1989, 8-20.

Die Studie befaßt sich vor allem mit dem Komplex des Bevölkerungsaustausches zwischen Ungarn und der Tschechoslowakei in den frühen Nachkriegsjahren, der Regelung der zwischen beiden Staaten strittigen Fragen auf der Pariser Friedenskonferenz und der Reparationsproblematik, die das Verhältnis zwischen beiden Ländern anfänglich erheblich belastete.

Rak, Jiří: Das Stereotyp des Deutschen im tschechischen historischen Bewußtsein. ÖOH 31 (1989) 88-102.

Dargestellt wird die Ausbildung des tschechischen Feindbildes von den Deutschen, dem Gegenstück zum tschechischen Autostereotyp, in historischen Arbeiten von Stránský und Pelcl über die Revolution 1848 bis hin zu Malý. Im Laufe der tschechischen Selbstfindung wird die Einschätzung des nationalen Gegners durch einzelne Autoren zum anerkannten Stereotyp eines ganzen Volkes, die Geschichte wird im nationalen Sinne instrumentalisiert.

Rechčígl, Miloslav Jr.: Czechoslovak American Bibliography. A State of the Art and a Guide to Bibliographies. Kosmas 7/1-2 (1988) 175-187.

Ders.: A Classified Guide to Bibliographies Relating to Czech, Slovak and Ruthenian Immigrants in America. Kosmas 7/1-2 (1988) 189-212.

Rechčígl's Aufsatz bietet eine kommentierende, kritische Einführung in die folgende bibliographische Übersicht. Diese gliedert sich in: I. Bibliographien der Bibliographien; II. Bibliographien über Tschechen, Slowaken und Ruthenen in Amerika; III. Bibliographien über Veröffentlichungen von Tschechen, Slowaken und Ruthenen in Amerika; IV. Bibliographien über die Tschechoslowakei; V. Bibliotheks- und Archivführer, Verlags- und Buchhandelsverzeichnisse; V. Spezialbibliographien und Bibliographien über nichttschechoslowakische Themen tschechischer und slowakischer Autoren in Amerika.

Ryantová, Marie: Knihy v pozůstalosti pražských duchovních v první třetině 18. století [Bücher im Nachlaß der Prager Geistlichen im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts]. ČNM 156 (1987) 52-68.

Hier geht es um Nachlässe von 21 Priestern, die in den Jahren 1714-1730 in Prag verstarben. Fünfzehn von ihnen besaßen je zwischen 30 und 200 Bücher, vorwiegend in lateinischer Sprache, selten in deutscher oder tschechischer. Neben theologischer Literatur waren vor allem historisch-philosophische Themen vertreten, und ein Vergleich zeigt, daß die üblichen Bücherbestände in Prag häufiger und umfangreicher als auf dem Lande waren.

Rychlík, Jan: Pozemková reforma z let 1919-1935 a změny v pozemkové držbě za druhé světové války [Die Bodenreform in den Jahren 1919-1935 und die Veränderungen des Grundbesitzes im Zweiten Weltkrieg]. ČsČH 37 (1989) 187-207.

Die Pläne der deutschen, ungarischen und polnischen Behörden, auf den annektierten Gebieten der Tschechoslowakei nach 1938/39 eine Bodenreform auf nationalistischer Basis durchzuführen, d. h. vor allem durch Enteignung tschechischer und slowakischer Bauern und Gutsbesitzer, wurden nur in Ansätzen verwirklicht, da diesen Absichten der Zwang zur Aufrechterhaltung der landwirtschaftlichen Produktivität entgegenstand. Dies gilt vor allem für die deutsche Bodenpolitik im Protektorat Böhmen und Mähren.

Schmidt-Hartmann, Eva: People's Democracy: The Emergence of a Czech Political Concept in the Late Nineteenth Century. In: East European History. Selected Papers of the Third World Congress for Soviet and East European Studies. Ed. by Stanislav Kirschbaum. Slavica Publishers, Columbus, Ohio 1988, 125-140.

In dieser Abhandlung wird der Versuch unternommen, der begrifflichen Unterscheidung zwischen „demokracie“ und „lidová demokracie“ nachzugehen, die sich seit dem späten 19. Jahrhundert im tschechischen Sprachkontext eingebürgert hat. Insbesondere geht dabei die Autorin auf die kritische Distanzierung von den klassischen liberal-demokratischen Demokratieauffassungen ein, die im politischen Denken T. G. Masaryks und in der Praxis der tschechischen Volkssozialistischen Partei zu finden sind und einige gemeinsame Merkmale aufweisen.

Šimeček, Zdeněk: *Slavistika na Německé univerzitě v Praze a zápasy o její charakter [Die Slavistik an der Deutschen Universität in Prag und das Ringen um ihren Charakter]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 28/2 (1988) 31–58.*

Es geht um die Entwicklung des Fachbereichs der slawischen Philologie und Bohemistik im Rahmen der vergleichenden Sprachwissenschaft in den Jahren 1909–1914 und um die Gründung des Seminars für slawische Philologie. Der Verfasser rekonstruiert dabei anhand neuer Archivmaterialien vor allem die Auseinandersetzung zwischen dem Bemühen, die slawische Philologie mit der allgemeinen Sprachforschung zu verbinden und dem Bestreben, Slawistik als selbständige Fachrichtung mit Bohemistik im Mittelpunkt zu konstituieren.

Šisler, Stanislav: *Odchod českých státních zaměstnanců ze Slovenska v letech 1938–1945 [Die Übersiedlung der tschechischen Staatsangelegenheiten aus der Slowakei in den Jahren 1938–1945]. ČL 76 (1989) 231–239.*

Aufgrund des deutsch-slowakischen Abkommens vom 6. Dezember 1940, das durch zwei Durchführungsprotokolle vom 25. November 1942 und 4. Februar 1943 in die Tat umgesetzt wurde, sind zwischen 1940 und 1944 1178 tschechische Beamte mit ihren Familien aus der Slowakei in das Protektorat Böhmen und Mähren umgesiedelt worden.

Skilling, H. Gordon: *Czech and Slovak Independent Historical Writing 1985–1987. Kosmas 7/1–2 (1988) 213–218.*

Im Anschluß an einen Bericht in Kosmas 5/1 (1986) wird die historiographische Samisdat-Literatur der Jahre 1985–1987 vorgestellt, darunter die Reihe Historický sborník (Bd. 18–21), Sammelbände wie die Pekařovské studie zum 50. Todestag von Josef Pekař und zahlreiche Einzeltitel.

Sladký, Vladimír: *O velikosti česke míle [Über die Länge der böhmischen Meile]. DVT 21 (1988) 81–91.*

Der Verfasser unternimmt den Versuch, die Länge der böhmischen Reisemeile neu zu berechnen, und zwar anhand einer statistischen Bearbeitung der Zusammenstellung der Meilenentfernung einzelner Orte von Prag auf der Grundlage von Lebedas Schrift aus dem Jahre 1610. Dabei stellt sich heraus, daß zwar als häufigste Angabe die Länge von 8,27 km zu finden ist, daß aber durchaus unterschiedliche Längenangaben verwendet wurden, höchstwahrscheinlich bedingt durch die nicht immer genaue Unterscheidung zwischen der deutschen und der böhmischen Meile. Von der Reichweite des Meilenrechts der böhmischen Städte kennen wir jedoch den verhältnismäßig genauen Wert von 11,5 km.

Sovík, Thomas: *Music Theorists of the Bohemian Reformation: Jan Blahoslav and Jan Josquin. Kosmas 6/2 (1987) 105–145.*

Über die Renaissancemusik in den böhmischen Ländern wurde bisher in den westlichen Sprachen wenig veröffentlicht. Der Artikel behandelt zwei Musiktraktate, die ersten überhaupt in tschechischer Sprache: „Musica“ (1558) von Jan Blahoslav und

„Muzika“ (1561) von Jan Josquin, beide Mitglieder der Brüdergemeinde. Die im Inhalt eher konventionellen Abhandlungen lassen Beziehungen zwischen den Musiktheoretikern in Böhmen-Mähren und denen in Wittenberg erkennen.

Steiner, I./Šajner, J./Pollak, O.J.: *Remembering J. E. Purkyně. Kosmas 6/2 (1987) 169–174.*

Die drei Autoren geben eine kurze Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen J.E. Purkynjes (1787–1869), des Gründers der modernen Histologie, der seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts einen Schülerkreis von Doktoranden um sich scharte und 1839 in Breslau das erste physiologische Institut der Welt gründete.

Štemberková, Marie: *Alma mater v beletrii. Obraz pražské university v české próze od počátku 20. století do okupace [Alma mater in der Belletristik. Das Bild der Prager Universität in der tschechischen Prosa seit dem Beginn des 20. Jh. bis zur Okkupation]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 28/1 (1988) 147–163.*

Hier werden die literarischen Werke von Matěj Čapek-Chod, Anna Maria Tilšchová und Viktor Dyk, soweit sie das Prager Universitätsleben zum Thema haben, vorgestellt und die einschlägigen Passagen referiert. Die Schlußfolgerung der Autorin, die genannten Autoren hätten die Atmosphäre der Universität „glaubwürdig“ wiedergegeben, wird jedoch nicht begründet.

Svatoš, Martin: *Jan Kvíčala a zřízení mimořádné profesury filozofie na české universitě v Praze [J.K. und die Errichtung der außerordentlichen Professur für Philosophie an der tschechischen Universität in Prag]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 28/1 (1988) 117–132.*

Eigentlich geht es in diesem Aufsatz um die Berufung T. G. Masaryks im Jahre 1882 als a. o. Professor auf den Lehrstuhl für Philosophie an der Prager Universität. Kvíčala, später zur Zielscheibe Masaryks öffentlicher Kritik geworden, hatte an den erfolgreichen Bemühungen Masaryks um die Professur in Prag wesentlichen Anteil. Der Aufsatz behandelt detailliert Kvíčalas Bemühungen und ediert Materialien aus bisher unveröffentlichter einschlägiger Korrespondenz.

Švecová, Soňa: *Dva typy tradičnej roľníckej rodiny v Československu [Die beiden Typen der traditionellen bäuerlichen Familie in der Tschechoslowakei]. ČL 76 (1989) 210–222.*

Die Studie untersucht die unterschiedlichen Beziehungen zwischen den Mitgliedern der bäuerlichen „Stammfamilie“, die für die böhmischen Länder bis weit ins 20. Jahrhundert typisch war (Übergabe des Besitzes an eines der Kinder), und der eher archaischen slowakischen Bauernfamilie, die die Einrichtung der Besitzgemeinschaft kannte, d. h. der Besitz fiel allen Nachkommen zu. Die Grenze zwischen den beiden bäuerlichen Familientypen verlief im mährisch-slowakischen Grenzgebiet.

Syllaba, Theodor: *Ke kulturně politické činnosti profesora Augusta Schleichera v českých zemích [Zur kulturpolitischen Tätigkeit von August Schleicher in den böhmischen Ländern]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 28/1 (1988) 77–90.*

Syllaba versucht, die bisherigen biographischen Kenntnisse über den deutschen Sprachwissenschaftler und Publizisten, der 1850–1857 an der Prager Universität wirkte,

anhand ausgewählter Quellen aus Prager und Wiener Archiven zu ergänzen. Dabei erläutert er vor allem Schleichers Beziehungen zu tschechischen Literaten und Wissenschaftlern.

Tichý, Miloslav/Bergendi, Ludovít/Čarský, Jozef: K zaciatkom Ústavu pre lekársku chémiu na lekárskej fakulte Univerzity Komenského v Bratislave [Die Anfänge des Instituts für medizinische Chemie in Bratislava]. DVT 20 (1987) 29–39.

Hier wird die Entstehungsgeschichte des ersten chemischen Instituts in der Slowakei nachgezeichnet, die mit dem Namen des mährischen und an der Universität Graz habilitierten Mediziners Jan Buchtala eng verbunden ist.

Tretera, Ivo: Spor kolem habilitace Petra Durdíka [Der Streit um die Habilitation von P. D.]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 28/1 (1988) 133–146.

Im erfolglosen Habilitationsverfahren aus dem Jahre 1884 und in dem mit Erfolg gekrönten aus dem Jahre 1887, das den Bruder des einflußreichen Philosophieprofessors in Prag zum Privatdozent für gymnasiale Pädagogik machte, spielte T. G. Masaryk eine wichtige Rolle. Zugleich gehört diese Epoche zu den weniger bekannten aus Masaryks Biographie. Hier werden die Einzelheiten aus diesem Streitfall anhand von Materialien aus dem Prager Universitätsarchiv ausführlich geschildert.

Turková, Miloslava: Dětská výdělečná práce a povinnosti dělnických dětí v rodině 1859–1938 [Kinderarbeit und Pflichten der Arbeiterkinder in der Familie 1859–1938]. ČL 76 (1989) 95–100.

Das in den gewerblichen Bestimmungen seit 1859 festgelegte, durch das Schulgesetz von 1869 erneuerte und mit der Gewerbenovelle 1885 abermals ausgesprochene Verbot der Kinderarbeit wurde bis zum Ersten Weltkrieg in Industrie, Landwirtschaft und Kleingewerbe massenhaft übertreten. Erst das Gesetz über die Kinderarbeit von 1919 leitete eine spürbare Verbesserung der Verhältnisse ein; der Schwerpunkt der Kinderarbeit verlagerte sich nun auf Hilfeleistung für die Eltern in landwirtschaftlichen und kleingewerblichen Familienbetrieben.

Urfus, Valentin: Pražští merkantilisté po třicetileté válce a na počátku 18. století [Prager Merkantilisten nach dem Dreißigjährigen Krieg und zu Beginn des 18. Jahrhunderts]. PHSb 22 (1989) 71–82.

Die Abhandlung ist vor allem der Tätigkeit von vier Prager Merkantilisten gewidmet: dem Hoflieferanten niederländischer Herkunft Gerhard Leux von Luxenstein, der sich 1652–1653 und 1660 darum bemühte, Prag zu einem großen internationalen Handelszentrum zu machen, und den Mitgliedern des böhmischen Kommerzkollegiums Bernard Iganz Bulla von Bullenau (Tabakmonopol), Wilhelm Mathias von Glauchov und Frantz von Sigk, einem Wechsler.

Vasiljev, Ivo: K jazykové politice protireformace [Zur Sprachpolitik der Gegenreformation]. ČL 76 (1989) 172–179.

Am Beispiel der Sprachpolitik des Jesuitenordens in Böhmen (Ausarbeitung einer Orthographie für Schule und Druckerzeugnisse, offizielle katholische Übersetzung

der Hl. Schrift, Gründung einer Stiftung zur Verbreitung tschechischer katholischer Literatur) und speziell der Arbeiten des Jesuiten Šteyer wird gezeigt, daß die Sprachpolitik der Gegenreformation zu einem erheblichen Teil in der Übernahme der orthographischen und morphologischen Grundsätze der Bibel der Brüderunität von Kralice bestand.

Veselá, Renata: Československý akademický spolek Právník (k dějinám brněnské univerzity) [Der tschechoslowakische akademische Verein Právník (Ein Beitrag zur Geschichte der Brünner Universität)]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 28/2 (1988) 59–76.

Právník (Der Jurist) war der größte der Brünner sog. Fakultätsvereine in der Zwischenkriegszeit, in dem Studenten und Absolventen der Universität organisiert waren; er wurde 1948 aufgelöst. Die Verfasserin geht in ihrer allgemeinen Darstellung der wichtigsten historischen und organisatorischen Zusammenhänge insbesondere auf die Frage ein, wie weit der im Vereinsstatut verankerten Beschränkung auf ausschließlich unpolitische Aktivitäten auch wirklich Rechnung getragen wurde.

Veselý, Jiří Maria: Die Taufe im Jahre 988 in Kijev und ihr Bezug zu Böhmen und Mähren. AKBMS 9 (1988) 87–108.

Das Spannungsfeld von römischer und byzantinischer Kirchenkultur, in dem die Taufe Vladimirs stattfand, wird durch die Berücksichtigung von Einflüssen aus Böhmen und Mähren erweitert. Bei der Analyse glagolitischer Texte wird auf die Bedeutung der Petrusliturgie, der auch Methodius folgte, hingewiesen. Andererseits weisen böhmische Reliquienkreuze Merkmale russischer Traditionen auf.

Vogel Garrett, Edith: Early Opera in Bohemian and Moravian Castles. Kosmas 7/1–2 (1988) 91–95.

Die Verfasserin gibt einen kurzen Überblick über die Aufführungen venetianischer und neapolitanischer Opern in Böhmen und Mähren im 18. Jahrhundert, vor allem in den Adelsschlössern der Questenbergs, Sporcks, Schwarzenbergs und Morzins. Intensität und Stil des Musiklebens hingen dort stark von der Bildung und dem Geschmack sowie von den Finanzen des jeweiligen Schloßherren ab. Wie in Wien wurden den Komponisten vielfach direkt Aufträge erteilt.

Werner, Ernst: Ständebildung und hussitische Reformation in Böhmen bis 1419. ZfG 35 (1987) 601–618.

Ausgehend von F. Seibts Untersuchungen über die Struktur der hussitischen Revolution (als einer Revolution des Ständestaates) von 1965 und von W. Eberhards Darstellung der Konfessions- und Ständebildung in Böhmen nach 1478 (1981) vergleicht Werner neuere, vor allem tschechische Arbeiten zur hussitischen Bewegung. Er kommt zu dem Schluß, daß sich nicht nur Vergleiche zwischen Hus und Luther anbieten, sondern ebenso zwischen dem entstehenden Konfessionalismus in einer Ständemonarchie und in den sich konsolidierenden deutschen Landesfürstentümern der

Reformationszeit, und zwar in dem engen Zusammenhang von Konfessionalismus und stabilisiertem Untertanenstaat.

Wingfield, Nancy M.: Minority Politics in a Multinational State. The German Social Democrats in Czechoslovakia, 1918–1938. East European Monographs, Boulder Co. 1989, 238 S.

Hier liegt der erste zusammenfassende Versuch vor, die Geschichte der sudetendeutschen Sozialdemokratie in der Ersten Republik unter dem Gesichtspunkt darzustellen, wie sich die Partei mit der Nationalitätenproblematik auseinandergesetzt hat. Das Buch ist chronologisch in einzelne Kapitel entsprechend den Koalitionsbildungen der tschechoslowakischen Regierungen gegliedert. Zusammenfassend kommt die Verfasserin zu der Schlußfolgerung, daß die programmatischen und innerparteilichen Probleme der Partei in ihrer Bedeutung durch die ungünstigsten Einflüsse von außen verstärkt wurden und die Partei ohnehin keine Chance hatte, der staatsfeindlichen Wirkung der Sudetendeutschen Partei wirksam entgegenzutreten zu können.

Zemek, Metoděj: Das Olmützer Domkapitel. Seine Entstehung und Entwicklung bis 1600. AKBMS 9 (1988) 66–86.

Ausgehend von Bischof Heinrich Zdík (1126–1150), dem Gründer des Olmützer Domkapitels, werden die Art, Zahl und materielle Basis der Kanonikate in ihrer Entwicklung aufgrund von Quellen- und Archivstudien beschrieben. Der Beitrag soll eine Fortsetzung finden.

Žemlička, Josef: „Duces Boemanorum“ a vznik přemyslovské monarchie [Der „Duces Boemanorum“ und die Entstehung der přemyslidischen Monarchie]. ČsČH 37 (1989) 697–721.

Die bisherigen Annahmen über die Strukturen der Herrschaftsordnung in Böhmen im 8. und 9. Jahrhundert lassen sich aufgrund neuerer Erkenntnisse nicht mehr aufrechterhalten. Es spricht einiges dafür, daß die „Böhmen“ bereits in dieser Zeit eine ethnische Einheit darstellten und ein geschlossenes Territorium besiedelten. Im zweiten Teil des Beitrags untersucht der Autor die Entstehung der přemyslidischen Herrschaftsordnung und die innere Konsolidierung und Stabilisierung des přemyslidischen Staates im 9. und 10. Jahrhundert.

Žilinská, Blanka: „Epilogatio“ sporu pražských mistrů a táborských kněží [Die „Epilogatio“ des Streites zwischen den Prager Magistern und den Taboritenspriestern]. Acta UC, Historia Universitatis Carolinae Pragensis 28/1 (1988) 31–40.

Hier liegt eine Textanalyse des allemeinen als Epilog bezeichneten Teiles der Chronik des Nikolaus Biskupec von Pilgram aus den Jahren 1436–1442 mit Schlußfolgerungen über die Entstehung, Autorschaft und den Zweck des Epilogs vor. Die Analyse zeigt, daß es sich hier keineswegs um einen schriftlichen Vermerk der Disputationen aus den Jahren 1424 und 1436 handelt, wie manche Historiker vermuten, sondern um einen von Nikolaus selbst zusammengestellten Text.

SUMMARIES

A MEMBER OF THE STAUFER DYNASTY IN THE COURT AT PRAGUE: KUNIGUNDE OF SWABIA

Thomas Krzencik

Relations between Bohemia and the Stauffer dynasty became intense, though not free of tension also in the first half of the thirteenth century. The marriage of the daughter of King Philip of Swabia, Kunigunde (1202–1248), to Wenzel I (1205–1253), the son of Přemysl Otakar I, is placed in the context of these relations. Due to the dearth of sources, it is very difficult to reconstruct the life of the Bohemian Queen Kunigunde. What little information remains in the Bohemian annals, as well as the documents issued by the queen alone, or together with her husband, show her as a devout donor. The author presents a cultural-historical sketch of Bohemia in the first half of the thirteenth century, in which the influence of Kunigunde of Swabia also appears: with the foundation of the Cisterian cloister Marienthal in 1234, she took her place among the ranks of Bohemian benefactresses.

A FORGOTTEN PŘEMYSLID PRINCESS: NEW QUESTIONS AND RESEARCH RESULTS

Bea Lundt

The author has chosen a 1987 German translation of Luisa Muraro's Italian-language study, *Vilemina und Mayfred, History of a feminist heresy*, as the focus of her article. Placing the most recent biography of the little-known daughter of Přemysl Ottokar I and sister of St. Agnes in the context of previous biographical and pertinent social and religious-historical information, she asks how fruitful Munaro's feminist interpretation has proved to be. It appears that the feminist perspective alone is not adequate; it can, however, contribute new aspects to the analysis of medieval spirituality.

THE ORIGIN AND DEVELOPMENT OF MUNICIPAL AND MARKET LAW IN BOHEMIA AND MORAVIA

Jiří Kejř

On 22 June 1990, the well-known Czech medievalist and legal historian Jiří Kejř gave a lecture at the Collegium Carolinum, the text of which is published here. It is a comprehensive examination of the theme that emerges from the author's numerous

publications on medieval and legal-historical topics: the unusually intensive wave of cities and markets founded during the thirteenth century in the Bohemian lands vis-à-vis the rest of Europe. The author has paid particular attention to legal, economic, and social prerequisites, and examines the reception and application of foreign, especially German, legal models.

THE PEASANTRY IN BOHEMIA DURING
THE LATE MIDDLE AGES
PERSPECTIVES AND NEW ORIENTATIONS

Jaroslav Čechura

While the peasantry has been a favorite theme medievalists since the 1960s, Czech research has exhibited a lack in this area. In his article, Čechura attempts to explain this phenomenon analytically. He thinks that the apparent finality and consistency of definition of the Czechoslovak interpretations, especially in the synthetic works since the 1950s, together with some irrefutable arguments, deter the younger generation of researchers from working in this area. The author also critiques František Graus's popular model of peasant development and presents new research perspectives for discussion.

ESTATES AND STATE IN HUNGARY DURING THE
SECOND HALF OF THE FIFTEENTH CENTURY

András Kubinyi

One can speak of three power factors in Hungary during the second half of the fifteenth century: the king, the magnates, and the nobility. The prelates and the cities strengthened the crown. The magnates had the most influence: they controlled almost half of the land and part of the nobility was in their service. The king had to take this situation into consideration because he could not rule without the support of some of the magnates. King Matthias Corvinus understood this and played off either the magnates against the nobility, or some of the magnates and the nobility against the magnates. The magnates exercised their right to speak in the royal council, the nobility did the same in the provincial diet. Indeed, the king was obliged to relinquish control of the chancellery to the council, but he found means to circumvent this. With the help of his financial reforms, the king raised the royal revenue, which he used to erect a standing army. Thus, the royal power factor was strengthened, but not so much that he could ignore the other two.

THE CORVINIAN RENAISSANCE IN CENTRAL EUROPE:
TURNING-POINT OR EXCEPTION ?

Ernő Marosi

The usual art-historical evaluation of the significance of art in the court of King Matthias Corvinus of Hungary considers the end of late Gothic to be the result of the

reception of the art of the Italian Renaissance. It also considers Hungarian Renaissance art to be pathbreaking and a model for a sweeping change in Central Europe. The acceptance of this change of paradigms seems to be derived from the evaluation of the humanists of events in Italy to have little to do with the particular standard of values in central Europe. Hungarian court art under Matthias proved itself to be a continuation of the late Gothic tradition and in fact about 1470 inaugurated a last golden age of Gothic art in Hungary. The reception of Italian art of the *Quattrocento*, particularly in the 1480s, appears to have been colored by a humanist ideology of imperial character. It represents a rather limited appearance of the elite, during which the king, supported by his representation of broad national characteristics, never abandoned late Gothic artwork.

THE KINGDOM OF HUNGARY UNDER MATTHIAS CORVINUS: A CENTRAL EUROPEAN STATE

János M. Bak

The 500th anniversary of the death of King Matthias Hunyadi-Corvinus has provided the opportunity for consideration of the historiography of an important era in the development of East Central Europe during the late Middle Ages. The rule of Matthias in Hungary (1458–1490), and for part of the period in Moravia, has been characterized as “Great Power”, as “Renaissance State” (Gy. Szekfű), and as “Centralized Monarchy” (L. Elekes). These terms, along with the related “new Monarchy,” contradict historical reality as we know it. The Great-Power idea was used anachronistically, while the narrow definition of a “Renaissance-State” (F. Chabod) was fulfilled more in a rhetorical sense than in reality. And, the overrating of “Centralization” has little relevance for the case of Hungary and is also scarcely applicable to Matthias’s rule. The real successes of the king in military matters, his attempts to make the crown independent of the magnates, and the progress in administration and legislation were indeed impressive. In summary, author points out the ideological and political dangers of an unfounded overestimation of the past in contrast to a critical-positive evaluation. This, for East Central Europe apparently most important, problem has been recognized by enlightened Hungarian thinkers (Szűcz, Bibó) as the central question of national self-confidence.

ON THE THRESHOLD OF MODERN TIMES ? THE POLITICAL STRUCTURE OF POLAND AND CENTRAL EUROPE

Stanisław Russocki

In the period of increased centralization during the fourteenth century, the political nations of Bohemia, Poland, and Hungary began to demand predominance over the monarchy. It was not possible for George Podiebrad, Casimir Jagiellon or Matthias Corvinus, with the help of their strong, personal governments, to change this. Much appears to indicate that if Hungary had not come under the domination of the Habs-

burgs, it would have developed similarly to the Polish *szlachta* republic, while in Bohemia, without the Habsburg Monarchy, a feudal monarchy, with the *dominium politicum* dominant over the *regale*, would have developed. Both of the above-mentioned types of government seem to have as modern a character as the early modern state or principality, and represent forms specific to Central Europe.

UPPER NOBILITY, ESTATES, GOVERNMENTS THE MAIN CHARACTERISTICS OF POLITICAL ORGANIZATION IN BOHEMIA AROUND 1490

Josef Macek

This article examines the significance of feudal society in Bohemia and Moravia between 1471 and 1526. Under the influence of the Bohemian reformation during the Jagiellon era, in the Kingdom of Bohemia there developed the power of the upper nobility, untitled nobility, and the burghers. The estates played the major role in the power mechanism of the land and the also dominated ecclesiastical life, in which three churches existed side by side. In 1485, the diet achieved religious peace as the law of the land. The city parliament, the so-called "Great Council," developed into the powerful political institution of the third estate. Around 1500, the Bohemian feudal society was one of the foremost examples of European feudalism.

HUMANITIES WITHOUT LIMITS: IMPRESSIONS OF BRNO ONE YEAR AFTERWARD

Eva Schmidt-Hartmann

In this brief article, the author has attempted to summarize, one year after the fact, the impressions produced by collaboration between scholars from Czechoslovakia and abroad. During the visit to Brno, colleagues from the Collegium Carolinum were confronted by methodically assembled information, which left diverse impressions of various kinds. The observations presented here should serve the discussion in order to help overcome clearly visible difficulties from a year's experience.

UNCHARTED REGIONS

Ferdinand Seibt

Immediately after the upheaval in his country, one of Czechoslovakia's most prolific historians, Jan Křen, published an unusually stimulating book, *Bílá místa v našich dějinách?* Ferdinand Seibt has taken Křen's remarks as a challenge to discussion and presents his thoughts on what Křen has designated as the basic questions of contemporary historiography in the Bohemian lands. Seibt sees parallels to the postwar situation in German historiography. He also considers Křen's book to be the first important step on the "hopefully speedy and unconstrained path of Czech and Slovak historians to a new repertoire," as was the case in German history after the end of the Second World War.

RÉSUMÉS

UN MEMBRE DE LA FAMILLE DES STAUFEN À LA COUR DE PRAGUE: CUNÉGONDE DE SOUABE

Thomas Krzenck

Les relations entre la maison des Staufen et celle de Bohême sont nées dans la première partie du XIII^e siècle. Elles furent intensives mais non sans tension. Dans ce complexe de relations se place également le mariage de la fille du roi Philippe de Souabe, Cunégonde (1202–1248), avec le fils de Přemysl Otakar I, Venceslas I (1205–1253). La vie de la reine de Bohême, Cunégonde de Souabe, est très difficile à reconstituer, car peu d'informations de source nous ont été transmises. Le peu de renseignements inscrits dans les annales de la Bohême de même que les documents signés soit par elle seule ou en collaboration avec son époux la dessinent comme pieuse fondatrice. L'auteur nous donne une esquisse de l'histoire culturelle de la Bohême dans la première moitié du XIII^e siècle. La reine Cunégonde en fait partie, car par sa fondation du couvent des Cisterciens de Marienthal en 1234, elle prend place dans le rang des fondatrices de Bohême.

UNE PRINCESSE PŘEMYSLIDE TOMBÉE DANS L'OUBLI NOUVELLES QUESTIONS ET NOUVEAUX RÉSULTATS DE RECHERCHES

Bea Lundt

L'auteur choisit comme point central de son essai une traduction allemande parue en 1987 de l'étude italienne de Luisa Muraro intitulée „Vilemina et Mayfreda, histoire d'une hérésie féministe.“ En ce faisant, elle place la nouvelle biographie de la fille peu connue de Přemysl Ottokar 1^{er}, soeur de Sainte Agnès, dans le contexte actuel d'informations biographiques compétentes en matières sociales et religieuses, et elle étudie la question de savoir à quel point l'interprétation “féministe” adoptée par Muraro a porté des fruits. Il s'avère que la perspective féministe à elle seule ne donne pas entière satisfaction. Pourtant, elle apporte de nouveaux aspects pour l'analyse de la spiritualité du Moyen-Age.

ORIGINE ET DÉVELOPPEMENT DE LA JURISPRUDENCE DES VILLES ET DES MARCHÉS EN BOHÊME ET EN MORAVIE

Jiří Kejř

Jiří Kejř, l'historien de droit tchèque, spécialiste fameux du Moyen-Age, fit le 22 juin 1990 une conférence au Collegium Carolinum. Le texte en est publié ici. C'est un

résumé des nombreuses études de cet auteur concernant l'histoire du droit du Moyen-Age, et tout spécialement l'étonnante vague de fondations de villes et de marchés dans les pays de la Bohême du XIII^e siècle en comparaison avec l'Europe. L'auteur approfondit spécialement les données juridiques, économiques et sociales et examine la réception et la mise en pratique de modèles juridiques étrangers et, en particulier, ceux de provenance allemande.

LA PAYSANNERIE DE LA BOHÈME AU MOYEN-AGE TARDIF. PERSPECTIVES ET NOUVELLES ORIENTATIONS

Jaroslav Čechura

Alors qu'à partir des années 60, la paysannerie du Moyen-Age a été un sujet de prédilection pour les médiévistes, la recherche tchécoslovaque, quant à elle, présente dans ce domaine de grandes lacunes. Dans son traité, Čechura tente d'analyser ce phénomène. Selon lui, la nouvelle génération de chercheurs a été détournée de ce thème à cause du caractère apparemment définitif des points de vue ressortant des ouvrages synthétiques des années 50 et de certains traités apodictiques. En même temps, il soumet à la critique les vues de František Graus, spécialement, son modèle du développement de la paysannerie tout en proposant à la discussion de nouvelles perspectives de recherches.

ORDRES ET ETAT EN HONGRIE DANS LA DEUXIÈME MOITIÉ DU XV^e SIÈCLE

András Kubinyi

Dans la deuxième moitié du XV^e siècle, on peut parler de trois facteurs de puissance en Hongrie: le roi, les magnats et la noblesse. Les prélats et les villes soutenaient la couronne. L'influence la plus grande était dans les mains des magnats qui contrôlaient presque la moitié du pays et engageaient dans leur service une partie de la noblesse. Le roi était obligé de tenir compte de cette situation, car il lui était impossible de régner sans la collaboration d'une partie des magnats. Le roi Matthias Corvinus l'a bien compris, lançant soit les magnats contre la noblesse, soit une partie des magnats et la noblesse contre le reste des magnats. Les magnats exerçaient leur droit d'expression dans le Conseil royal et la noblesse dans la Diète. Le roi devait cependant laisser le contrôle de la chancellerie au Conseil. Il trouva pourtant un moyen d'é luder cette loi. Grâce à ses réformes financières, il augmenta également les revenus royaux avec lesquels il mit une armée sur pieds. Ainsi le facteur de puissance dur roi augmenta sans pour autant lui permettre de pouvoir se passer de l'aide des magnats et de la noblesse.

LA RENAISSANCE CORVINIENNE EN EUROPE CENTRALE. TOURNANT OU EXCEPTION ?

Ernő Marosi

Selon l'opinion habituelle sur l'importance de l'art à la Cour du roi Matthias Corvinus de Hongrie, la période succédant à l'art gothique tardif est considérée comme la

conséquence de la réception de l'art de la Renaissance italienne et, de son côté, l'art de la Renaissance hongroise comme un inaugurateur et un modèle provoquant un grand changement en Europe centrale. L'accueil de cet échange semble découler du jugement des humanistes sur les événements d'Italie et paraît avoir peu de relation avec les valeurs admises en Europe centrale. L'art de la Cour hongroise sous Matthias apparaît comme la succession de la tradition du gothique tardif. Aux environs de 1470 débuta en fait une dernière floraison de l'art gothique tardif en Hongrie. L'accueil de l'art du "quattrocento" italien, en particulier dans la huitième décennie du XVe siècle semble être teinté d'idéologisme humaniste de caractère impérialiste et ne représente qu'une apparition élitaires plutôt limitée. Le roi, de son côté, ne renonça jamais aux œuvres de l'art gothique tardif, soucieux qu'il était de ménager l'opinion populaire.

LE ROYAUME DE HONGRIE SOUS MATTHIAS CORVINUS: UN ETAT EN EUROPE CENTRALE

János M. Bak

Le 500e anniversaire de la mort du roi Matthias Hunyady-Corvinus donne l'occasion de discuter les problèmes de l'historiographie d'une époque importante pour le développement du moyen-âge tardif en Europe centrale. Parlant de Matthias, régnant en Hongrie (1458-1490) et à certaines périodes en Moravie, on a caractérisé son Etat de "Grande puissance", d' "Etat de la Renaissance" (Gy. Szekfű) et de "monarchie centralisée" (L. Elekes). Ces termes ainsi que celui de "Nouvelle monarchie" sont confrontés à la réalité historique dans la mesure où elle nous est connue. Il en résulte que l'idée de "Grande puissance" est utilisée de manière tout à fait anachronique, que la définition d' "Etat de la Renaissance", au sens strict du terme (F. Chabod), doit se comprendre davantage dans un sens rhétorique que dans un sens réel et que la "centralisation" de la Hongrie a été surestimée, n'étant pas aussi importante qu'on l'a admis et non applicable au règne de Matthias. Les succès véritables du roi dans le domaine militaire, ses efforts pour libérer la couronne des magnats, les progrès dans l'administration et la législation sont par contre impressionnants. En résumé, on montre les dangers sur le plan politique et idéologique d'une survalorisation non fondée des faits du passé à la place d'une vue critique et positive. Ce problème apparemment de grande importance pour l'Europe centrale a été estimé par les penseurs éclairés de Hongrie (Szűcs, Bibó) comme question centrale de la conscience nationale.

AU SEUIL D'UNE NOUVELLE EPOQUE ? LES STRUCTURES POLITIQUES DE LA POLOGNE ET DE L'EUROPE CENTRALE EN 1490

Stanislav Russocki

A l'époque d'une centralisation plus grande au XIXe siècle, les nations de la Bohême, de la Pologne et de la Hongrie commencèrent à atteindre la suprématie sur la monarchie. Ni Georges de Podébrady, ni Casimir de la famille des Jaguillon, ni même Matthias Corvinus ne réussirent à mettre un frein au cours des choses. De nombreux indices semblent même indiquer que, si la Hongrie n'était pas tombée sous la domina-

tion des Habsbourg, une république semblable à celle de la Pologne, c'est-à-dire, une république s'appuyant sur la noblesse se serait formée dans ce pays. De même, sans l'influence des Habsbourg, une monarchie s'appuyant sur les ordres aurait été instaurée en Bohême, mettant le poids sur le „dominium politicum“ plutôt que sur le „dominium regale“. Ces deux formes de gouvernements mentionnées semblent avoir un caractère aussi moderne que l'Etat princier et sont spécifiques pour l'Europe centrale.

PRINCES, ORDRES, ETATS

Traits principaux de l'organisation politique en Bohême vers 1490

Josef Macek

Cette étude traite de la société des différents ordres en Bohême et en Moravie de 1471 à 1526. Dans la situation résultant de la Réforme en Bohême se forma à l'époque des Jaquellons du Royaume de Bohême la puissance des seigneurs du premier ordre, des chevaliers du deuxième ordre et des bourgeois du troisième ordre. Les ordres jouaient le rôle principal dans le mécanisme de la puissance et dominaient également la vie religieuse à l'intérieur des trois églises existantes: les Calixtiens, les Catholiques et l'Union fraternelle. Les ordres réussirent à imposer en 1485 la paix religieuse en tant que loi. Le Parlement de la ville, appelé la „grande communauté, devint une institution politique puissante du troisième ordre. La société des ordres de la Bohême occupait la première place en Europe en 1500.

ESPACES EN BLANC

Ferdinand Seibt

Tout de suite après le changement de régime de son pays, Jan Křen, historien tchécoslovaque fort apprécié publia un livre d'un grand intérêt: „Bíla místa v našich dějinách?“; avec les idées de Křen comme base de discussion et en y ajoutant les siennes, F. Seibt traite des questions fondamentales de l'historiographie contemporaine des pays de la Bohême. Parallèlement, des réflexions sont faites sur l'historiographie allemande de l'après-guerre. F. Seibt considère le livre de Křen comme le premier pas important dans la voie des historiens tchécoslovaques vers un nouveau répertoire historique et qui sera, osons l'espérer, plus rapide et plus que c'en était le cas dans l'historiologie allemande de l'après-guerre.

SCIENCES MORALES SANS FRONTIÈRES: IMPRESSIONS DE BRNO APRÈS UNE ANNÉE

Eva Schmidt-Hartmann

Ces notes marginales essaient de résumer les impressions nées après une année de collaboration entre les scientifiques en Tchécoslovaquie et à l'étranger. En effet, ce sont de nombreuses impressions variées qu'ont retiré quelques collaborateurs du Collegium Carolinum lors de leur séjour à Brno où ont été confrontés avec des informations recueillies dans un but bien précis. Les considérations de l'auteur devraient faire naître une discussion en vue de surmonter les difficultés qui se dessinent après une année d'expérience.

RESUMÉ

ŠTAUFEROVNA NA PRAŽSKÉM HRADĚ KUNHUTA ŠVÁBSKÁ

Thomas Krzenek

Také v první polovině 13. století se vztahy mezi Štauferovci a českým královstvím rozvíjely intenzívně, i když nebyly prosty napětí. Do struktury těch nejrozmanitějších vztahů lze zařadit i manželství dcery krále Filipa švábského, Kunhuty (1202–1248), se synem Přemysla Otakara I., Václavem I. (1205–1253). Život české královny Kunhuty švábské lze na základě velmi skrovných historických pramenů jen stěží rekonstruovat. V těch několika málo dochovaných zprávách v českých letopisech a v listinách, které buď sama anebo spolu se svým manželem vystavila, se nám Kunhuta jeví coby zbožná dobroditelka. Autor črtá kulturněhistorickou skicu Čech v první polovině 13. století. V tomto rámci se objevuje i působení Kunhuty švábské, která založením cisterciáckého kláštera v Marienthalu vstoupila v roce 1234 do řad českých zakladatelek nadací.

ZAPOMENUTÁ PŘEMYSLOVSKÁ PRINCEZNA NOVÉ PERSPEKTIVY BĀDÁNÍ A JEHO VÝSLEDKY

Bea Lundt

Středem svého pojednání zvolila autorka studii Luisy Muraro „Vilemína a Mayfreda, historie feministické hereze“, jejíž italský originál byl roku 1987 přeložen do němčiny. Autorka staví nejnovější biografii této málo známé dcery Přemysla Otakara I. a sestry sv. Anežky do kontextu dosavadních biografických a dobových sociálních poznatků, včetně informací z dějin náboženství, a pokouší se najít odpověď na otázku, nakolik plodná je ona „feministická“ interpretace, na které Muraro svoji práci zakládá. Ukazuje se, že sice feministická interpretace sama nepostačuje, že však může při analýze středověké spirituality odkrýt jinak opomíjené aspekty.

VZNIK A VÝVOJ MĚSTSKÉHO A TRŽNÍHO PRÁVA V ČECHÁCH A NA MORAVĚ

Jiří Kejř

Znamení český historik práv a mediavista Jiří Kejř měl 22. června 1990 v Collegiu Carolinu přednášku, jejíž text zde zveřejňujeme. Jedná se o shrnující úvahu na téma,

jehož se dotýkají četné opublikované studie autora k dějinám práva a středověku. Tímto tématem je nezvykle silná vlna zakládání měst a trhů ve 13. století v českých zemích v evropském srovnání. Jiří Kejř si všímá přitom obzvláště právních, hospodářských a sociálních předpokladů a prozkoumává recepci a využití cizích, především německých právních vzorů.

ROLNICTVO V ČECHÁCH V OBDOBÍ POZDNÍHO STŘEDOVĚKU. PERSPEKTIVY NOVÉ ORIENTACE

Jaroslav Čechura

Přestože rolnictvo patří od počátku šedesátých let k oblíbeným tématům mediavistiky, vykazuje české bádání v této oblasti značné nedostatky. Ve svém pojednání se Čechura pokouší tento zjev analyticky osvětlit. Podle jeho mínění brzdí ona očividná nezvratnost a definiční uzavřenost československých pojetí, jmenovitě v syntetických pracích od počátku padesátých let, jakož i v několika apodiktických výkladech, mladší generaci badatelů v tom, aby se i ona podílela na výzkumu v této oblasti. Současně Čechura podrobuje kritice Grausův populární model rolnického vývoje a předkládá k diskusi nové perspektivy bádání.

STAVY A STÁT V UHRÁCH V DRUHÉ POLOVINĚ 15. STOLETÍ

András Kubinyi

Ve druhé polovině 15. století lze v Uhrách hovořit o třech mocenských faktorech: byl to král, velmožové a šlechta. Preláti a města byli posilou Koruny. Největší vliv měli však velmožové, kteří kontrolovali téměř polovinu země a měli ve službách i část šlechty. Král musel brát tuto situaci v úvahu, neboť nemohl bez spoluúčasti alespoň části velmožů vládnout. To král Matyáš Korvín dobře chápal, a používal proto ve svém mocenském zápase buď velmože proti šlechtě, anebo podporoval zájmy šlechty a stavěl ji tak proti velmožům. Velmožové měli právo na spolurozhodování v královské radě, šlechta zase v zemské radě. Král musel sice kontrolu dvorské kanceláře přenechat radě, našel ale možnost, jak ji obejít. Pomocí finančních reform se mu dokonce podařilo zvýšit příjmy království, takže mohl udržovat i stále vojsko. Mocenský faktor krále tímto způsobem zesílil, nestal se ovšem tak silným, že by bylo možno ostatní dva faktory nebrat v úvahu.

KORVÍNSKÁ RENESANCE VE STŘEDNÍ EVROPĚ: MEZNÍK NEBO VÝJIMKA ?

Ernő Marosi

Umění na dvoře Matyáše Korvína, uherského krále, se v dějinách umění hodnotí obvykle jako směna pozdní gotiky v důsledku recepcce italského renesančního umění. Maďarské renesanční umění se pak jeví jako průkopnické a zdá se být vzorem, který

měl za následek dalekosáhlé změny ve střední Evropě. Autor stati se domnívá, že předpoklady pro tuto směnu paradigmat jsou vyvozeny z hodnotících soudů humanistů o situaci v Itálii, s vlastními měřítky střední Evropy mají však jen málo společného. Umění na uherském dvoře za vlády Matyáše je v podstatě pokračováním pozdněgotických tradic; a vskutku došlo v době kolem roku 1470 k poslednímu rozkvětu gotického umění v Uhrách. Recepce italského umění Quattrocento, obzvláště v osmdesátých letech 15. století, je zřejmě ovlivněna humanistickou ideologií imperiálního zbarvení. Tato ideologie měla spíše elitní charakter a král, jehož prezentace vlastní osoby neopomínala ani ohledy na širší lidové masy, se nikdy nevzdal ani pozdněgotického umění.

UHERSKÉ KRÁLOVSTVÍ ZA VLÁDY MATYÁŠE KORVÍNA: STŘEDOEVRÓPSKÝ STÁT

János M. Bak

Pětisté výročí smrti Matyáše Huňadyho-Korvína je příležitostí, zabývat se zevrubně historií této důležité epochy ve vývoji středovýchodní Evropy. Matyášova vláda v Uhrách (1458–1490) a dočasně i na Moravě, spadající do epochy pozdního středověku, přinesla Uhrám tohoto období v historiografii označení jako „velmoc“, „renesanční stát“ (Gy. Szekfű), „centralizovaná monarchie“ (L. Elekes) či podobně „nová monarchie“. Tyto pojmy stojí v korelaci s historickou realitou alespoň v té míře, v jaké je našemu poznání dostupná. Z takového korelačního přístupu vyplývá, že pojem „velmoc“ byl použit anachronicky, že definice „renesančního státu“ (F. Chabod) platila spíše v rétorickém smyslu než coby realita a že nadměrná váha, která se kladla na zhodnocení „centralizace“, je jak pro uherské poměry, tak i pro vládu Matyáše jen stěží opodstatněná. Skutečných úspěchů dosáhl král ve vojenství, ve správě a zákonodárství. I jeho snaha, zbavit Korunu závislosti na velmožích, zasluhuje naší pozornosti.

Uhrnem lze říci, že autor článku upozorňuje na ideologická a politická nebezpečí, která vyplývají z neopodstatněné glorifikace minulosti. Kriticky-pozitivní přístup k vlastní minulosti, který se ukázal být pro středovýchodní Evropu jedním z nejzávažnějších problémů, je podle mínění maďarských myslitelů Szűcsa a Bibóa centrální otázkou národního sebevědomí.

NA PRAHU NOVOVĚKU? POLITICKÉ STRUKTURY V POLSKU A VE STŘEDNÍ EVROPĚ KOLEM ROKU 1490

Stanisław Russocki

V období zesílené centralizace ve 14. století počali politické národy Čechů, Poláků a Maďarů dosahovat převahy nad monarchií. Ani politicky schopným vladařům a silným osobnostem jako byl Jiřík z Poděbrad, Kazimír Jagellovec či Matyáš Korvín se nepodařilo tento společenský vývoj zabrzdit. Mnohé nasvědčuje tomu, že by zde – kdyby se Uhry nedostaly pod vládu Habsburků – došlo nejspíše ke vzniku republiky,

srovnatelné se šlechtickou republikou v Polsku; v Čechách by bez působení Habsburků došlo asi ke vzniku stavovské monarchie s převahou faktoru „dominium politicum“ nad faktorem „regale“. Zdá se, že obě uvedené vládní formy mají novověký charakter, podobně jako je tomu i u novodobého knížeckého státu; samy o sobě představují středoevropskou specifikou.

KNÍŽATA, STAVY, STÁTY HLAVNÍ RYSY POLITICKÉ ORGANIZACE V ČECHÁCH KOLEM ROKU 1490

Josef Macek

Studie se zabývá významem stavovské společnosti v Čechách a na Moravě v letech 1471–1526. V podmínkách české reformace se za panování Jagellovců zformovala v českém království trojí moc: moc pánů (prvního stavu), rytířů (druháho stavu) a měšťanů (třetího stavu). V mocenském mechanismu země hrály stavy vedoucí úlohu a ovládaly i církevní život, který byl předurčován koexistencí tří církví (kališnické, katolické a bratrské jednoty). Stavovská obec prosadila roku 1485 náboženský mír jako zemský zákon. Městský parlament, tzv. velká obec, se stal mocnou politickou institucí třetího stavu. Česká stavovská společnost představovala kolem roku 1500 jednu z nejrozvinutějších stavovských společností v Evropě.

BÍLÁ MÍSTA

Ferdinand Seibt

Jan Křen, jedna z nejvýraznějších postav mezi československými historiky, uveřejnil bezprostředně po převratu ve své zemi velice podnětnou knihu pod titulem „Bílá místa v našich dějinách?“. Ferdinand Seibt chápe Křenův výklad jako výzvu k diskusi a předkládá zde proto své zamyšlení nad základními otázkami současné historiografie v českých zemích, kterých se dotýká Křenova práce. Seibt přitom srovnává nynější situaci československé historiografie i se situací německého dějepiscectví po válce a považuje Křenovu knihu za první důležitý krok „na doufejme rychlejší a nezaujatější cestě českých a slovenských historiků k novému repertoáru“, než tomu bylo v německé historiografii.

HUMANITNÍ VĚDY BEZ BARIÉR BRNĚNSKÉ DOJMY PO ROČNÍ SPOLUPRÁCI

Eva Schmidt-Hartmann

V této marginálii se autorka snaží shrnout dojmy, které zanechal první rok spolupráce mezi historiky z Československa a z ciziny. Do jaké míry se tyto velice různorodé dojmy shodují s realitou, mohli spolupracovníci Collegia Carolina prověřit při jejich návštěvě v Brně na základě cílevědomě sbíraných informací. Zde předkládané úvahy mají posloužit tomu, pomoci překonat těžkosti, které se rýsují na pozadí zkušeností z jednoroční spolupráce mezi historiky Československa a ciziny.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AČ	Archivní časopis (Prag)
Acta UC	Acta Universitatis Carolinae (Prag)
AHY	Austrian History Yearbook (Minneapolis, Minn.)
AKBMS	Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien (Königstein/Taunus)
AR	Archeologické rozhledy (Prag)
AZ	Archivní zprávy ČSAV (Prag)
BohZ	Bohemia. Zeitschrift für Kultur und Geschichte der böhmischen Länder
CASS	Canadian-American Slavic Studies (Vancouver, B. C.)
CEH	Central European History (Atlanta, Georgia)
ČL	Český lid (Prag)
ČMM	Časopis Maticе moravské (Brünn)
ČMorM	Časopis Moravského muzea (Brünn)
ČNM	Časopis Národního muzea, řada historická (Prag)
ČSAV	Československá akademie věd
ČsČH	Československý časopis historický (Prag)
ČSM	Časopis Slezského muzea, vědy historické (Troppau)
CSP	Canadian Slavonic Papers (Ottawa)
DArb	Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Brünn (Prag)
Don	Der Donauraum. Zeitschrift des Forschungsinstituts für den Donauraum (Wien)
DVT	Dějiny věd a techniky (Prag)
ECE	East Central Europe (Pittsburgh, Pen.)
EEQ	East European Quarterly (Boulder, Colo.)
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
HČ	Historický časopis (Pfeßburg)
HHStA	Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Wien)
Hist	Historica ČSAV (Prag)
HRG	Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (Berlin)
HT	Husitský Tábor (Tabor)
HZ	Historische Zeitschrift (München)
JbGO	Jahrbücher für Geschichte Osteuropas (Wiesbaden)
JBoh	Judaica Bohemiae (Prag)
JbWG	Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (Berlin-Ost)
JSbH	Jihočeský sborník historický (Budweis)
MGH	Monumenta Germaniae historica
MGSL	Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde (Salzburg/Stuttgart)
MIÖG	Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung (Wien)
MSI	Il Mondo Slavo (Padua)
ÖOH	Österreichische Osthefte
PA	Památky archeologické (Prag)
PBoh	Postylla Bohemica (Konstanz-Bremen)

PHS	Právněhistorické studie (Prag)
PHSb	Pražský historický sborník
RES	Revue des études slaves (Paris)
SbAP	Sborník archívních prací (Prag)
SbH	Sborník historický (Prag)
SbMM	Sborník Matice moravské (Brünn)
SbNM	Sborník Národního muzea v Praze, řada A-Historie (Prag)
SbPFFB	Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity, řada historická (Brünn)
SEEJ	Slavic and East European Journal (Tucson, Ariz.)
SEER	The Slavonic and East European Review (London)
SIHS	Slovanské historické studie (Prag)
SIP	Slovanský přehled
SOF	Südostforschung (München)
SovSl	Sovetskoe slavjanovedenie (Moskau)
SR	Slavic Review (Cheshire, Conn.)
SSb	Slezský sborník (Troppau)
StJb	Stifter-Jahrbuch (München)
Umění	Umění (Prag)
VCC	Veröffentlichungen des Collegium Carolinum
VČSAV	Věstník ČSAV (Prag)
VfZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (Stuttgart)
VPZM	Vědecké práce Zemědělského muzea (Prag)
VSWG	Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (Wiesbaden)
VVM	Vlastivědný věstník moravský (Brünn)
WS	Die Welt der Slaven (München)
ZBLG	Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte (München)
ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (Berlin-Ost)
ZfO	Zeitschrift für Ostforschung (Marburg/L.)
ZRG	Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (Weimar)

MITARBEITER DES HEFTES

- Dr. Harald Bachmann, Fichtenstraße 67a, 8510 Fürth
 Prof. János M. Bak, Visegrádi u. 59. I. 14, H-1132 Budapest
 Peter Barton, Aspichlerweg 4, 8035 Gauting
 Stefan Bauer, Keferstraße 9, 8000 München 40
 Dr. Horst Carl, Histor. Seminar, Wilhelmstraße 36, 7400 Tübingen
 Dr. Jaroslav Čechura, Bělmolýnská 825, CS-19600 Praha 9
 Prof. Dr. Winfried Eberhard, Haarholzer Straße 24, 4630 Bochum
 Dr. Norbert Englisch, Großen-Busecker-Straße 59, 6305 Alten-Buseck
 Prof. Dr. Monika Glettler, Arabellastraße 5/1603, 8000 München 81
 Dr. Peter Heumos, Weidenweg 10, 8042 Oberschleißheim
 Dr. Peter Hilsch, Stauffenbergstraße 103, 7400 Tübingen
 Prof. Dr. Jörg K. Hoensch, Am Engelwirtsberg 51, 6602 Saarbrücken-Dudweiler
 Doc. Dr. Jiří Kejř, Nad Rokoskou 29, CS-18200 Praha 8
 Dr. Wolfgang Kessler, Friedrich-Ebert-Straße 6, 8012 Ottobrunn
 Dr. Thomas Krzencik, Hoferstraße 40a, O-7050 Leipzig
 Prof. Dr. András Kubinyi, Bercsényi u. 6, H-1111 Budapest
 Karel Kühnl, RFE/RL, Oettingenstraße 67, 8000 München 22
 Prof. Dr. Hans Lemberg, Am Glaskopf 3, 3550 Marburg
 Robert Luft, Feldbergstraße 10, 6500 Mainz
 Dr. Bea Lundt, Heinrich-König-Straße 25, 4630 Bochum
 Prof. Dr. Josef Macek, Kadeřávkovská 1, CS-16000 Praha 6
 Dr. Ernő Marosi, Institut D'Histoire de L'Art, Uri v. 62, H-1014 Budapest
 Prof. Dr. Bernard Michel, 16, BD Sault, F-75012 Paris
 Dr. Jiří Pokorný, Archiv ČVUT, Zikova 4, CS-16635 Praha 6,
 Petr Přibík, RFE/RL, Oettingenstraße 67, 8000 München 22
 Prof. Dr. Stanisław Russocki, Hoza 74/4, Pl-00-682 Warszawa
 Dr. Eva Schmidt-Hartmann, Musenbergstraße 28a, 8000 München 81
 Prof. Dr. Gottfried Schramm, Maria-Theresia-Straße 8, 7800 Freiburg i. Br.
 Martin Schulze Wessel, Odenwaldstraße 16, 1000 Berlin 41
 Prof. Dr. Ferdinand Seibt, Joseph-Haydn-Straße 14, 8013 Haar
 Dr. David Short, 7 Kingsfield, GB-Windsor, Berks., SL4 5 RH.
 Dr. Pavel Škorpil, Historický ústav ČSAV, Vyšehradská 49, CS-12826 Praha 2
 Dr. Jan Skutil, Vránova 127, CS-62100 Brno-Řeckovice
 Univ.-Prof. Dr. Helmut Slapnicka, Max-Reger-Straße 17, A-4020 Linz
 Dr. Thomas Weiser, Pestalozzistraße 10, 4800 Bielefeld 1
 Dr. Nancy M. Wingfield, Rua Dr. Adriano Paiva 293, 1 do., P-4200 Porto